LA
6008
03700050001654

Eugen Sue's sämmtliche Werke.

Arthur.

Dritter Band.

Zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Leipzig, 1844.
Verlag von Otto Wigand.

Arthur.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

L. v. Alvensleben.

Dritter Band.

Zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

4359
Velhagen & Klasing
Bielefeld

1992.102

Arthur.

Tagebuch eines Unbekannten.

Erstes Kapitel.

Das Museum.

Das Mittel, welches ich anwendete, um zu erfahren, wer Helenens Mann sei, war sehr einfach, und ein günstiger Zufall lieferte es mir.

Am nächsten Morgen begab ich mich in einem Miethwagen mit herabgelassenen Vorhängen nach jener Straße, dem kleinen Hause des Grafen Beaumarchais gerade gegenüber, um zu sehen, ob nicht irgend ein unerwarteter Umstand das Gelingen meiner Pläne erleichtern würde. Ich wartete nicht lange, gegen neun Uhr klopfte ein Zeitungsträger an die grüne Thür, und händigte seine Zeitung einer bejahrten Frau ein, in welcher ich eine ehemalige Dienerin meiner Tante erkannte.

Ich befahl meinem Kutscher, dem Zeitungsträger zu folgen, und als dieser Mensch, nachdem er in noch drei oder vier Häusern des Boulevards seine Zeitungen ausgegeben hatte, eine Seitenstraße einschlug, sprang ich aus dem Wagen, eilte ihm nach, und sagte: „Nennen Sie mir die Namen der fünf letzten Personen, denen Sie Zeitungen brachten; es sind dabei zwei Louisd'or zu gewinnen."

Ganz verdutzt starrte der Mensch mich an.

„Ich verlange das in Folge einer Wette," sagte ich. „Wenn Sie mir übrigens diese Nachrichten geben, setzen Sie sich nicht der geringsten Gefahr aus," und mit diesen Worten legte ich ihm die zwei Louisd'or in die Hand.

„Meiner Treu, gnädiger Herr, sehr gern; da die Umschläge meiner Zeitungen gedruckt sind, wird wohl kein großes Unglück dabei sein, sie Ihnen zu zeigen."

Ich nahm einen Bleistift, und schrieb die Namen, die er mir dictirte; er nannte mir drei oder vier, die für mich sehr unbedeutend waren, und endlich, als er an die Nummer von dem Hause Helenens kam, sagte er: „Herr Frank, Maler."

Um seinen Verdacht abzulenken, fragte ich ihn, ob er unter seinen Abonnenten des Boulevards nicht auch einen Herrn von Verneuil habe? Er suchte, sagte nein, dankte mir, und ich kehrte fast glücklich in meinem Miethwagen zurück!

Der Name Frank kam mir fremd vor; Helene hatte sich also ohne Zweifel während ihrer Reise in Deutschland mit einem Künstler verheirathet, der allem Anscheine nach wenig bekannt war, denn ich hatte ihn noch nie nennen hören.

Gleichwohl ging ich noch an demselben Tage in das Museum, indem ich hoffte, in dem Auslegebuche einige Notizen über Helenens Gatten zu finden.

Ich konnte mir nicht erklären, welche Theilnahme mich zum Handeln antrieb; von dem Glücke Helenens beinahe überzeugt, konnten meine Entdeckungen beinahe nur peinlich sein; — aber sei es nun, daß ich in diesen traurigen Beschäftigungen ein Mittel sah, meine Erinnerungen an Margarethe zu zerstreuen, sei es, daß ich unwillkürlich dem Einfluß eines Gefühles gehorchte, welches in meinem Herzen noch nicht erloschen war, genug, ich entriß mich dem Stumpfsinne, der mich seit einigen Tagen betäubte, und verfolgte diese Nachforschungen mit einer Thätigkeit, die mich selbst in Erstaunen setzte.

Die Ausstellung nahte ihrem Ende; ich trat in die Gallerie, in der sich fast Niemand befand. Ich öffnete das Buch, und fand in der That: Herr Frank, Boulevard Beaumarchais, Nr. —

Ein Gemälde und zwei Aquarellen waren unter diesem Namen eingeschrieben.

Ein Bruchstück aus einer Scene des Egmont von Göthe war es, welches das Gemälde vorstellte.

Der Maler hatte das Ende der schönen Zusammenkunft Clärchens und Egmonts gewählt, welcher auf die Bitte seiner unschuldigen Geliebten, in dem bescheidenen Asyl, das sie mit ihrer Mutter bewohnt, in seiner prachtvollen Hofkleidung erschienen war. Göthes Egmont. Dritter Aufzug, zweite Scene.

Clärchen. Laß mich schweigen! Laß mich Dich halten. Laß mich Dir in die Augen sehen; Alles darin finden; Trost und Hoffnung und Freude und Kummer.

— Sie umarmt ihn und sieht ihn an. —

Sag' mir! Sage! Ich begreife nicht! Bist Du Egmont? Der Graf Egmont? Der große Egmont, der so viel Aufsehen

macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehst Du, Clärchen! — Laß mich sitzen! —

— Er setzt sich, sie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf seinen Schooß und sieht ihn an. —

„Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, bald dieses, bald jenes Gesicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß, was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist; umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf; beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten; arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn — o laß mich schweigen, wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe ist. Aber dieser, Clärchen, der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt. — Er umarmt sie. — Das ist Dein Egmont!

Clärchen. So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden wie diese!

Es ist mir stets so vorgekommen, als gebe die freie Wahl des Stoffes zu einem Gemälde den richtigsten Maaßstab für den Geist des Künstlers; darin liegt sein Gedanke, seine Poesie, und ich gestehe, daß mir diese, aus dem Werke des Dichters entnommene Scene vortrefflich gewählt schien.

Ich suchte gleichwohl das Gemälde mit der geheimen Hoffnung auf, es mittelmäßig zu finden, und der hohen Begeisterung wenig werth, die der Maler von einem der Meisterwerke Göthes gefordert hatte.

Helene hatte mir zu glücklich geschienen. Hätte ich sie traurig gefunden, wäre mir dieser schlechte, neidische Gedanke ohne Zweifel nicht in den Sinn gekommen.

Lange suchte ich das Gemälde; endlich entdeckte ich es in der ungünstigsten Stellung, halb verborgen durch den riesenhaften Rahmen eines großen Portraits.

Das Bild Franks war, was man ein Staffeleigemälde

nennt; es war ungefähr drei und einen halben Fuß hoch, und zwei Fuß breit.

Ich erwähnte bereits, daß ich zu meiner Schmach mit übelwollenden Gesinnungen vor das Gemälde trat, was aber gleich anfangs, ohne sie gänzlich zu verwischen, gleichwohl machte, daß ich sie einen Augenblick vergaß, das war mein Staunen, und bald meine unwillkürliche Bewunderung, indem ich das liebliche Gesicht Helenens erkannte, welche ohne Zweifel zu dem Clärchen gesessen hatte.

Das war Helene, und ihr Reiz, ihre unbeschreibliche Anmuth, noch durch die göttliche Gewalt poetisirt; denn sie allein kann den Zügen, die sie selbst treu wiedergiebt, diesen unerklärlichen, grandiosen, fast übermenschlichen Charakter verleihen, welcher für die lebenden Züge ungefähr das, was die historische Perspective für die Ereignisse.

Je mehr ich das Gemälde prüfte, desto mehr bewunderte ich unwillkürlich, und unter den Qualen einer gehässigen Eifersucht, ein Talent voll Frische, Melancholie und Erhebung, vereint mit einem hohen Verständniß der Natur und der Leidenschaften.

Ein männlicheres, ausdrucksvolleres Gesicht, als das des Egmont, konnte man nicht sehen. Wenn einige Falten der Stirn die unvertilgbare Spur der politischen Sorgen andeuteten, wenn seine Blässe die verzehrende und concentrirte Rückwirkung jenes Ehrgeizes verrieth, den Egmont unter einem leichtfertigen Aeußern verbarg, so sah man, daß er wenigstens einmal in Clärchens Nähe, frei von jeder Last, seine gewagten Pläne vergaß, um seine brennende Stirn durch den süßen Athem dieses Engels der Ergebenheit und Aufmerksamkeit zu kühlen, der, wie Göthe sagt, so oft das große Kind eingeschläfert hatte. Das Lächeln des Grafen war voll Ruhe und Ernst; seine Augen strahlten von Vertrauen und Liebe; seine Haltung, von den Fesseln der Etiquette befreit, zeigte eine anmuthsvolle Nachlässigkeit, während seine beiden schönen Hände voll Zärtlichkeit die beiden Hände Clärchens drückten, welche diese auf die Kniee ihres Egmonts gestützt hatte, den sie mit Anbetung betrachtete. In dem innigen, bewundernden Blicke Clärchens las man die Worte: Mich, das arme, unbekannte Mädchen — mich liebt Egmont — der große Egmont! — Unschuldige und bezaubernde Bescheidenheit, welche die Liebe dieses jungen Mädchens zu-

gleich so keusch, so demüthig, so leidenschaftlich macht! — Was die Nebendinge dieses Gemäldes betraf, so war ihre große Einfachheit geschickt berechnet, um die prachtvolle Kleidung Egmonts noch mehr hervorzuheben; es war das Innere eines ärmlichen niederländischen Hauses; da stand das Spinnrad Clärchens; das Hausgeräth von Nußbaumholz mit gewundenen Füßen war spiegelblank; zur Linken sah man ein kleines Fenster mit bleieingelegten Scheiben, von außen durch die grünen Ranken einer Hopfenstaude beschattet, welche den Käfig eines Vogels halb verdeckte. Von diesem Fenster aus hatte ohne Zweifel Clärchen ihren Egmont zum ersten Male gesehen, als er auf seinem schönen Schlachtrosse, an der Spitze seines Heeres vorüberziehend, sie mit seiner unnachahmlichen Anmuth mit dem goldverzierten Schwerte grüßte, indem er den wallenden Federbusch neigte.

Ueber dem rohen Kaminsimse sah man einen groben Volkskupferstich, welcher den großen Egmont vorstellte; eine unförmliche Zeichnung, welche Clärchen oft träumend betrachtet hatte, ohne daran zu denken, daß dieser große Feldherr einst zu ihren Füßen liegen würde, oder vielmehr sie vor den seinigen; denn mit bewundernswürdigem Scharfsinn hatte der Maler so die Stellung Clärchens gewählt, ein wahres Symbol von der Liebe dieses bewundernswürdigen Kindes, das stets so schüchtern kniet, so dankbar für das Glück, welches es gewährt.

Ein sanftes Licht beleuchtete das Gemälde, welches fast ganz in Halbdunkel gehüllt war, denn obgleich mächtig und kräftig, war das Colorit doch von wunderbarer Harmonie und Milde; in den Nebendingen zog nichts Lebendiges, Glänzendes, Scharfes die Augen an. Clärchen trug das schwarze einfache Gewand der Flamländerin, und Egmont braunen mit Silber gestickten Sammet; die ganze Theilnahme des Blickes concentrirte sich also auf die beiden Gesichter.

Ich gestehe, daß ich, trotz meines Vorurtheils gegen Frank, seit Delacroix's Carl V., seit Scheffer's Margarethe und Faust, seit de la Roche's Söhnen Eduard's, vielleicht nie so tief von der unwiderstehlichen Gewalt des Genies ergriffen worden war.

Unter dem Einflusse dieses hinreißenden Zaubers dachte ich nur daran, zu genießen, was ich sah, und ließ mich zu den tausend Eindrücken hinkehren, die das Bild in mir erweckte; aber als diese erste Regung der unwillkürlichen Bewunderung sich

gelegt hatte, kehrte mein Neid um so stechender zurück, je mehr ich fühlte, was in dem Talent von Helenens Gatten Großes und Erhabenes lag.

Ich sah nach, und fand, daß das schöne Gemälde noch zu verkaufen sei. Ein ärmlicher Rahmen, dessen Nacktheit mir wider Willen wehe that, umgab das Meisterwerk, welches kaum sichtbar an das äußerste Ende der Gallerie unter alle die erbärmlichen Pinseleien verwiesen war, die man gewöhnlich hier aufzuheben pflegt.

Ich urtheilte daraus auf den wenigen Ruf Franks; ohne Zweifel war er ohne Stütze und Schutz aus Deutschland angekommen, und hatte seine Gemälde allen Zufälligkeiten der Ausstellung preisgegeben.

Einige große und wahre Talente sterben, wie man behauptet, unbekannt, doch ich glaube dies nicht; ein erster Versuch mag mißglücken, aber das wahre Verdienst gelangt unbedingt immer auf die Höhe. —

Diese Bemerkung, die ich für richtig halte, machte ich damals, indem ich mit Bitterkeit daran dachte, daß früher oder später das bemerkenswerthe Talent Franks sich Bahn brechen, und so seine Dunkelheit, die mich erfreute, nur vorübergehend sein würde.

Ich suchte die Nummern und die Gegenstände der Aquarelle auf, welche ebenfalls in dem Buche verzeichnet waren. Sie bewiesen, wie das Gemälde, den poetischen Sinn des Malers. Der eine war aus König Lear von Shakespeare entlehnt, der andere wieder aus Göthe, und zwar aus dessen Götz von Berlichingen.

Nicht weit von dem Gemälde Franks fand ich die beiden ziemlich umfangreichen Bilder.

Der Gegenstand des erstern war die traurige und rührende Scene, wo die edle Tochter des guten alten Königs, Cordella, die Rückkehr der Vernunft ihres Vaters erspähet, welchen die Grausamkeit seiner andern Töchter wahnsinnig gemacht hat, und der Ausruf: „Wo bin ich? Ist das das schöne Licht des Tages? Ich bin grausam gemißhandelt worden, und würde vor großem Mitleid sterben, sähe ich einen Andern so leiden. — Ach seht mich doch nur an, Herr,“ antwortet ihm die sanfte Cordelia. „Erhebt die Hände, um mich zu segnen.“ —

„Nein, Herr, Euch kommt es nicht zu, vor mir zu knien,“

ruft sie dann aus, indem sie die Hände ihres Vaters zurückhält, der vor seiner Tochter niederknien will, indem er spricht: „Ich bitte Euch, macht Euch nicht über mich lustig; ich bin ein guter armer alter Greis, über achtzig Jahre, und um aufrichtig zu sprechen, so fürchte ich, daß es mit meinem Sinne nicht recht richtig ist.“ —

„Ich bin es, Euere Tochter!“ ruft Cordelia weinend, und benetzt seine Hände mit ihren Thränen. —

„Machen Euere Thränen naß?“ sagte der alte König. „Ja, wahrlich!“ fährt er fort; „o ich bitte Euch, weinet nicht! Wenn Ihr Gift für mich habt, so will ich es nehmen; ich weiß wohl, daß Ihr mich nicht liebt, denn Euere Schwestern haben, so viel ich mich erinnere, recht schlecht an mir gehandelt!“

Diese ganze ängstliche Traurigkeit des armen alten Königs, die ganze muthvolle Zärtlichkeit Cordelias leuchteten aus der schönen Zeichnung hervor, welche ganz den Stempel von dem melancholischen und finsteren Genie Shakespeares trug.

Das andere Aquarell bot einen kräftigen Gegensatz zu dem ersteren; man erkannte darin die ganze ländliche und wilde deutsche Kraft. Der Schauplatz war die geräumige und alterthümliche Küche in dem Schlosse des Götz, während der Belagerung seines Wohnsitzes durch die Reichstruppen in ein Magazin und Hospital verwandelt. Elisabeth, die Hausfrau des Ritter Götz, eine fromme und ruhige Matrone, aber männlich und fest, wie es die Lebensgefährtin des Götz sein mußte, ist damit beschäftigt, einen Verwundeten zu verbinden; alle Männer sind auf den Wällen; hier und dort beschäftigen sich Kinder und Mägde damit, Kugeln zu gießen, oder Lebensmittel für die Belagerten zu bereiten; der alte Götz ist so eben eingetreten; seine derbe, offene und kriegerische Physiognomie athmet die Tapferkeit und die unbeugsame Hartnäckigkeit dieses eisernen Mannes; über seinem Büffelwams trägt er die Rüstung, und hat seinen Helm und seine Büchse einen Augenblick auf einen schwerfälligen Eichentisch gelegt, auf dem man einen halben Dammhirsch sieht, zu dessen Zerlegung sich noch nicht die Zeit gefunden hat. Götz fährt mit seiner breiten Hand über die Stirn, von der er sich den Schweiß wischt, und in der andern hält er einen großen zinnernen Krug, aus dem er seinen Durst löschen und neue Kräfte schöpfen will.

Götz von Berlichingen, von Göthe.

Belagerung.

Küche.

Elisabeth. Götz zu ihr.

Götz. Du hast viel Arbeit, arme Frau?

Elisabeth. Ich wollte, ich hätte sie lange; wir werden schwerlich lang aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit, uns zu versehen.

Magd. Kohlen, gnädige Frau.

Götz. Was giebt's?

Magd. Die Kugeln sind alle, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie steht's Pulver?

Magd. So ziemlich. Wir sparen unsere Schüsse wohl aus.

Um einen Begriff von den mächtigen und wechselreichen Schönheiten der Hauptfiguren dieses Bildes zu haben, genügt es, zu sagen, daß sie die ganze wilde Kraft dieser von Göthe entlehnten Worte verriethen. — — —

Als ich nach Hause kam, und an den unbekannten Menschen ohne Ruf dachte, der mich unter dem unwiderstehlichen Zauber seines Talents gehalten hatte, wichen meine Eifersucht und meine gehässige Aufregung einer Art ruhigerer, aber auch schmerzlicherer Traurigkeit. Zum ersten Male erröthete ich über meine Unthätigkeit, indem ich die reinen und erhabenen Regungen, die edlen Hülfsquellen, die dieser Mensch, den ich verabscheute, dieser Frank, in seiner Kunst finden mußte, mit dem zwecklosen Leben verglich, das ich unbekannt hinschleppte, ohne nur so viel gesunden Sinn zu haben, die materiellen Freuden, die es mir bot, mit vollen Zügen zu genießen.

Ich konnte mir jedoch nicht verhehlen, daß Reue und Neid die einzigen Beweggründe zu diesen Betrachtungen waren. Hätte Helene einen reichen Mann geheirathet, der unthätig und von vornehmer Geburt gewesen wäre, kurz, dessen Lage der meinigen geglichen hätte, so würde ich nicht so gedacht haben; mit Wuth stellte ich mir daher auch vor, daß der Ruf bald und für immer eine ungeheuere und unübersteigliche Kluft zwischen mir und Frank bilden würde! Später oder früher gab er Helenen nicht nur das Vermögen, sondern auch einen großen Namen! einen für ewige Zeiten berühmten Namen, dessen Wiederhall die Frau, die ihn trägt, vor Stolz erröthen macht!

Das, ich wiederhole es, erschien mir abscheulich, weil ich dagegen keinen Trost, keine Möglichkeit einer Hoffnung hatte!

Gleichwohl fand ich einen, indem ich alle schmachvollen Erbärmlichkeiten meiner durch den Neid gestachelten Seele aufrührte. Ich stellte mir mit einer grausamen Freude vor, daß Frank, ungeachtet all seines Talentes, all seiner Poesie, von gemeinem, zurückstoßendem Aeußern sei; daß er ohne Zweifel nicht jene gesuchte Erziehung erhalten hätte, deren Eleganz dem geringsten Verkehr einen Reiz verleiht, welchen eine so ausgezeichnete Frau, wie Helene, so gut zu würdigen weiß. Ich erinnerte mit kindischer Bosheit daran, wie wenig Menschen von Talent oder Genie ich kennen gelernt hatte, die eben so viel Anmuth und Adel im Aeußeren hatten, als Kraft und Glanz des Geistes, und ich hoffte, daß Frank nicht zu dieser kleinen Zahl der Bevorrechteten gehören würde.

Soll ich es gestehen, daß ich mit unglaublicher und ängstlicher Ungeduld den Anbruch der Dunkelheit erwartete, um mich wieder zu dem Hause Helenens zu begeben, um zu sehen, ob ich mich in Bezug auf Frank getäuscht hätte? —

Es giebt nichts Verrückteres, nichts Lächerlicheres, als diese Art von Spionerie. Und weshalb kehrte ich in diesen verhängnißvollen Kreis zurück? Weshalb riß ich eine Wunde auf, die ohnehin so heftig blutete? Ich weiß es nicht, aber meine Neugierde war unübersteiglich.

Aus Furcht, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, durfte ich nicht zu früh zu dem Hause Helenens gehen; es war daher schon zehn Uhr, als ich auf dem einsamen Boulevard anlangte.

Das Licht strahlte durch die kleinen Oeffnungen in dem Fensterladen; ich näherte mich leise.

Das Zimmer war hell, aber ich bemerkte Helenen nicht sogleich.

In der Nähe des Kamines zeichnete ein Mann bei dem Scheine einer Lampe. Es konnte Niemand als Frank sein.

Als ich ihn sah, fühlte ich mich von Eifersucht und Haß zerrissen, denn er kam mir sehr jung und ausgezeichnet hübsch vor.

Der helle Schein der Lampe beleuchtete sein Profil, dessen edle Umrisse eine auffallende und ungewöhnliche Aehnlichkeit mit den Zügen Raphaels in dem fünfundzwanzigsten Jahre

boten; sein Mund lächelte zugleich ernst und milde; die Wimpern seiner herabgesenkten Augenlider waren so lang, daß sie auf seine Wangen von zarter Bläße einen Schatten warfen; seine kastanienbraunen Haare fielen nach der Mode deutscher Studenten in zahlreichen Locken auf seinen Hals herab, dessen Anmuth und Eleganz man sehen konnte, denn Frank trug eine Art Schlafrock von schwarzem Sammet ohne Kragen, und um den Leib mit einer purpurrothen seidenen Schnur zusammengehalten; seine weiße lange Hand, welche von Zeit zu Zeit einen Pinsel in einem Krystallgefäße ausspülte, war von bewundernswerther Form.

Es giebt ohne Zweifel nichts Erbärmlicheres, als meine beinahe verzweiflungsvolle Beklommenheit bei dem Anblicke der Schönheit Franks; aber sind die geheimen und schmachvollen Wunden des Stolzes deshalb weniger schmerzhaft, weil sie die verborgensten Falten des Herzens erreichen?

Gleichwohl sah ich mit der unersättlichen Gier der Verzweiflung, welche den bittern Becher bis auf den Boden leeren will, abermals in das Zimmer, indem ich meine brennende Stirn gegen die feuchten Breter des Fensterladens drückte.

Ich richtete meine Augen nach der Thür, welche zu dem Zimmer führte, in dem ich den Tag zuvor die Wiege gesehen hatte. Die Thür stand ganz offen, und im Hintergrunde des Gemachs erblickte ich Helenen schlafend an der Seite ihres Kindes.

Frank zeichnete noch immer, indem er von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick auf die bezaubernde Gruppe warf.

In meinem ganzen Leben vergesse ich nicht das erhabene Schauspiel dieses edlen jungen Mannes, der so, in der Stille der Nacht und der frommen Sammlung des häuslichen Heerdes arbeitete, um die Existenz seiner Frau und seines Kindes zu sichern, die so friedlich unter seiner schützenden Aegide ruheten!

Die ganze Schwärze meines Neides vermochte nicht, dieser so einfachen und doch so großen Scene zu widerstehen; meine Seele, die bis dahin kalt und unbeugsam gewesen war, fühlte sich allmählig und sanft von der Bewunderung durchdrungen. Ich begriff, wie viel Hoffnung und Kraft dieser junge Mann von eben so ausgezeichnetem als unbekanntem Talent bedürfte, um, ungeachtet der drückenden Sorge für eine unsichere Zukunft, gegen die bösen Tage zu kämpfen.

Wie schön Helene so war! wie glücklich ihr Schlaf schien! welche engelgleiche Ruhe auf ihren geschlossenen Augenlidern lag, welcher Ernst auf ihrer reinen weißen Stirn, umgeben von zwei Flechten blonder Haare. Mit welcher mütterlichen Anmuth ließ sie eine ihrer wunderschönen Hände ihrem Kinde, welches sie schlafend zwischen den kleinen Fingern hielt; ohne Zweifel zog Helene sie aus Furcht, es zu erwecken, nicht zurück. Welchen ernsten Reiz endlich verbreitete über alle ihre Züge das melancholische und süße Lächeln der jungen Frau, glücklich und stolz durch ihre Mutterwürde!

Wie nagend war meine Reue! Mit welcher Bitterkeit dachte ich auf's neue an alles das, was ich verloren hatte, indem ich dieses zarte, keusche Bild betrachtete, und die ärmliche Häuslichkeit bewunderte, die gleichwohl von Gott so sehr gesegnet zu sein schien! — — —

Ich weiß nicht, wie lange ich in diese Gedanken vertieft blieb; aber es mußte spät sein, als ich wieder in das Zimmer blickte, denn Frank war aufgestanden und schien sein Werk mit jenem flüchtigen und unerklärlichen Vertrauen des Künstlers zu betrachten, welches ihn zuweilen durch edlen Stolz entzückt. Diese schnelle, flüchtige Erhebung dauert, wie man sagt, nur einen Augenblick, aber in diesem zeigt sie ihm sein Werk strahlend in der Schönheit jeder Art! Dann, sonderbares Phänomen, wenn dieser göttliche Schein einmal verschwunden, dieser Ruf vom Bewußtsein des Genies vertönt ist, behält der Künstler kaum eine Erinnerung daran. Es ist nur noch ein unbestimmter, ferner Traum, dessen Rückerinnerung ihn bewegt, ohne ihn über sich selbst zu beruhigen, und er sinkt dann in die vernichtenden Zweifel über den wahren Werth seines Talentes zurück; die ewige Qual der auserlesenen Seele, welche mit Betrübniß die Eitelkeit der Kunst mit der unendlichen Größe der Natur vergleicht.

Nachdem Frank so seine Zeichnung betrachtet hatte, lächelte er darüber, deckte sie zu und ging zu einem Bureau, welches an der andern Seite des Kamines stand; er zog ein Fach auf, nahm eine Börse heraus, und nachdem er einige Goldstücke bei Seite gelegt hatte, schien er zu seufzen, indem er sah, wie wenig übrig blieb.

Fast in demselben Augenblicke warf er einen flüchtigen und schmerzlichen Blick auf seine Frau und sein Kind. Hierauf

blieb er an dem Kamine stehen, den Arm auf den Sims und den Kopf in die Hand gestützt.

Ich verstand Alles.

Ohne Zweifel empfand dieses edle Geschöpf in diesem Augenblicke eine jener entsetzlichen Besorgnisse, während welcher die unerbittliche Wirklichkeit ihn durch ihr dumpfes, eisiges Gewicht niederdrückte! Die strahlenden Flügel seines glänzenden Genies, die sich einen Augenblick entfaltet hatten, waren gegen das fürchterliche und abscheuliche Phantom gestoßen, das stets den Rachen wie ein Grab geöffnet hält — das Bedürfniß! — und er hatte eine Frau, — ein Kind, — und diese Frau war Helene! —

Nach einem Augenblick der Ueberlegung erhob jedoch Frank sein schönes Gesicht voll Stolz; sein Blick, der noch feucht war, glänzte jetzt in Muth und Hoffnung. Ich weiß nicht, ob es Zufall war, aber dieser zugleich so rührende und entschlossene Blick blieb auf der Kreuzesabnahme Rembrandt's haften, einem der Kupferstiche, welche das Zimmer schmückten.

Indem er dies Symbol des Leidens auf Erden betrachtete, nahmen seine Züge allmählig den Ausdruck ernster Heiterkeit an; ohne Zweifel schämte er sich beinahe seiner Schwäche und Entmuthigung, indem er an die ungeheuren Schmerzen und die englische Geduld dessen dachte, für den der calvarische Berg so hoch und das Kreuz so schwer war!

Ich kehrte noch trauriger, aber minder unglücklich nach Haus zurück; einige bessere Gefühle beschwichtigten endlich den stechenden Schmerz meiner Reue. Ich hatte nicht mehr die abscheuliche Kraft, Frank sein Glück zu beneiden, und mich über seine so muthig getragene Armuth zu freuen; die Liebe, die ich für Helenen gefühlt hatte; — die Erinnerung an meine Mutter, welche sie so sehr liebte; — an meinen Vater, dem sie eine Tochter war; — Alles flößte mir bessere Gefühle ein. Ich wollte Beiden nützlich sein, jedoch ohne Helenen zu sehen, und um dies Ziel zu erreichen, ging ich am nächsten Tage zu Lord Falmouth.

Zweites Kapitel.

Abreise.

Meine Absicht war, Lord Falmouth zu bitten, für mich, aber in seinem Namen das Gemälde und die beiden Aquarelle zu kaufen, und dann, stets in seinem Namen, bei diesem Maler eine Reihenfolge großer Zeichnungen zu bestellen, deren Gegenstände aus Schiller, Shakespeare, Göthe und Walter Scott genommen werden sollten.

Meine Absicht war, durch diese leichte und bequeme Arbeit, welche in Nichts die zu größern Werken nöthige Begeisterung hemmen konnte, Franks und Helenens Zukunft für längere Zeit zu sichern, und so den edlen jungen Mann von den traurigen und betrübenden Gedanken zu befreien, welche selbst auf das schönste Talent oft auf eine verderbliche Weise einwirken.

Ich wendete mich vorzugsweise an Lord Falmouth, weil er, ungeachtet seines Rufes gänzlicher Abstumpfung, ungeachtet seiner beißenden Geringschätzung gegen Alles und Alle, unter meinen Bekannten der einzige war, dem ich in einer so zarten Angelegenheit mein Vertrauen schenken durfte. Ueberdies hatte ich bei ihm schon oft, ohne Zweifel in Folge des alltäglichen Grundsatzes, daß die Extreme sich berühren, eine große Neigung bemerkt, jugendliche, unschuldige und glückliche Regungen, wo nicht selbst zu empfinden, doch wenigstens zu betrachten.

Es war ziemlich schwer, vor vier Uhr Abends, der Stunde, zu welcher er gewöhnlich aufzustehen pflegte, Zutritt zu erlangen, dennoch wurde ich vorgelassen.

„Wo kommen Sie denn her?“ sagte er, als er mich sah; „seit acht Tagen haben Sie sich ja nirgends blicken lassen. Ich weiß wohl, daß Frau von Pënâfiel verreist ist, aber Sie sind doch hoffentlich kein untröstlicher Mensch, um so weniger, da eine Abreise stets schmeichelhaft ist — wenn man zurück bleibt.“

„Ich habe sehr ernsthaft mit Ihnen zu sprechen,“ erwiederte ich ihm, indem ich fürchtete, daß der Dienst, den ich von ihm erbitten wollte, darunter leiden möchte, wenn das Gespräch in diesem leichtfertigen Tone fortgesetzt würde.

„Und was giebt es denn?" fragte er mich.

„Hier mit zwei Worten, worum es sich handelt, „entgegnete ich: „Ein junger Maler, Ausländer und von ausgezeichnetem Talent, aber bis jetzt unbekannt, hat eine Cousine von mir geheirathet, die mir eine Schwester ist, und mit der ich zusammen erzogen wurde; d. h. Ihnen sagen, daß ich sie eben so herzlich liebe, als ich sie innig verehre. Ein unglückseliger Prozeß gegen meine Tante, der während meiner großen Reise, durch Mißbrauch einer durch mich ertheilten Vollmacht, ganz gegen meinen Willen unternommen und gewonnen wurde, hat eine Spannung zwischen mir und meiner Cousine zur Folge gehabt, wenigstens von ihrer Seite, denn da sie die Wahrheit nicht kannte, hat sie gefunden, daß mein Betragen schmachvoll habgierig sei. Der Gewinn dieses Prozesses ist für mich unbedeutend, für meine Cousine und ihren Mann aber wäre er sehr wichtig, denn ich gestehe Ihnen, daß sie arm sind; da wir uns aber nicht mehr sehen, und da ich überdies den reizbaren Stolz der jungen Frau kenne, ist es mir durchaus unmöglich, ihr zurückzugeben, was ich wider Willen gewonnen habe. Ich habe daher ein Mittel ersonnen, welches Alles ausgleichen könnte, wenn Sie die große Güte hätten, mir Ihren Beistand zu leihen. Der junge Maler hat auf der Gallerie ein Gemälde und zwei Aquarelle ausgestellt, welche unverkennbar ein großes Talent verrathen, aber sein Name ist noch ganz unbekannt; ich wünsche daher, daß Sie die Gemälde wie für sich selbst kaufen und außerdem unter demselben Vorwand eine Reihenfolge großer Zeichnungen nach verschiedenen Scenen Shakespeare's, Göthe's, Schiller's und Scott's bis zu der Summe von 50,000 Franks zu bestellen. Das ist, wie Sie sehen, eine indirecte Art, wenn auch nicht das Geld zurückzugeben, welches ich durch den verwünschten Prozeß gewonnen habe, denn das kann ich leider nicht, aber doch wenigstens meiner Cousine und ihrem Manne nützlich zu sein; und wenn dieser durch angemessene Arbeit in günstigere Umstände kommt, so zweifle ich nicht, daß er sehr bald die wohlverdiente Höhe erreichen wird."

Seinem gleichgültigen Charakter getreu, zeigte Lord Falmouth mir nicht die geringste Ueberraschung, und machte nicht den leisesten Einwurf, versprach mir aber mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit, Alles zu thun, was ich wünschte, und wir

kamen mit einander überein, am nächsten Tage auf das Museum zu gehen, um die Bilder Frank's zu besichtigen.

Ueberdies erbot er sich, den Künstler fünf bis sechs ausgezeichneten Kennern von seinen Freunden dringend zu empfehlen, und meinte, diese würden meinen großen Maler bald aus der Dunkelheit ziehen, wenn er in der That so viel Talent besäße, als ich versicherte.

Ich ging also am nächsten Tage mit Lord Falmouth auf das Museum; er selbst hatte früher Gemälde sehr geliebt, jetzt aber langweilte ihn Alles, und so war er dagegen sehr gleichgültig; gleichwohl wurde er von dem unschätzbaren Talente ergriffen, welches sich ihm so plötzlich in den Werken Frank's aussprach; besonders bewunderte er das Bild von Clärchen und Egmont, würdigte es mit dem höchsten Scharfsinn und gestand mir, daß er meinem Enthusiasmus etwas mißtraut hätte, jetzt aber einen ausgezeichneten Maler anerkennen müßte.

Lord Falmouth sollte am nächsten Abend zu Frank gehen, und schrieb ihm vorher, um zu erfahren, ob er ihn zu Haus treffen würde.

Unter dem Vorwand, Lord Falmouth das zum Ankauf bestimmte Geld zu überbringen, suchte ich ihn auf, getrieben von dem kindischen Verlangen, Frank's Antwort zu sehen. Sie war einfach, aber würdevoll, und trug weder den Stempel der anspruchsvollen Bescheidenheit, noch der kriechenden Demuth, welche so oft dem schönsten Talente Schaden thun.

„Wenn Sie bei mir zu Abend essen wollen, nachdem Sie unserm großen Künstler den Besuch gemacht haben, so erwarte ich Sie," sagte ich, indem ich ging. „Aber nicht später, als um sechs Uhr Morgens," fügte ich lachend hinzu.

„Ich bin vor Mitternacht bei Ihnen," erwiederte er; „das wird Ihnen unerhört erscheinen, aber der Grund ist, weil ich seit fünf oder sechs Tagen nicht mehr spiele; ich bin im Zuge, zu gewinnen, und das langweilt mich; überdies scheint mir das Spiel an und für sich ganz entschieden dumm; ich habe nicht den Muth, so hoch zu spielen, um mich zu Grunde zu richten, und als Zerstreuung lohnen Gewinn und Verlust nicht der Mühe."

„Und wann werden Sie zu Frank gehen?" fragte ich ihn.

„Um neun Uhr, wie er in seiner Antwort wünscht. — Apropos, Sie werden mich sonderbar, lächerlich finden," fügte

Lord Falmouth hinzu, „aber ich kann mich nicht enthalten, auf die materielle Art zu achten, wie ein Brief geschrieben ist, und selbst auf die Art des Zusammenbrechens, denn ich ziehe daraus immer sehr zuverlässige Schlüsse auf die Lebensart der Leute, und in dieser Beziehung wenigstens scheint mir unser junger Maler ein wahrer Gentleman.“

Ich verließ Lord Falmouth.

Ich kann nicht verhehlen, daß die letzte Bemerkung des Lords über diese bedeutungsvollen Unbedeutenheiten, die mir in Frank's Briefe ebenfalls aufgefallen waren, ungeachtet meiner großmüthigen Absichten, meinen Neid auf's Neue grausam erweckten.

Ohne Zweifel in Folge dieser eifersüchtigen Rückwirkung schmähete ich jetzt zum ersten Male mein edelmüthiges Benehmen gegen Frank und Helene; ich machte mich über mein Zartgefühl mit bitterer Ironie lustig; ich fand mich albern und lächerlich, auf diese Weise Leute zu verpflichten, die ohne Zweifel nur mit Geringschätzung von mir sprachen; endlich gelangte ich zu der erbärmlichen Verflechtung der Gedanken, Helenen abermals anzuklagen. Sie hatte sich nur deshalb so bald getröstet, weil sie mich nie liebte; ungeachtet meiner Liebe, meiner Reue, meiner Gewissensbisse, war sie mitleidslos gegen mich; ihre Zurückweisung meiner Hand war nichts als die thörichte Exaltation eines falschen Stolzes. Sie war noch stolzer als egoistisch und habsüchtig, sagte ich zu mir selbst; aber zum Glück kennt sie die Quelle nicht, aus welcher ihr diese Unterstützung wird, und ausgenommen Lord Falmouth, dessen Verschwiegenheit ich vertrauen darf, und dem ich überdies den wahren Beweggrund dieses Schrittes verhehlt habe, weiß Niemand etwas von meiner albernen Großmuth. — Und da ich auf jeden Fall einen gehässigen Beweggrund für mein Benehmen finden wollte, fügte ich hinzu: Das Bild und die Zeichnungen bleiben mir, und wenn Frank bekannt wird, habe ich ein gutes Geschäft gemacht.

So fand ich noch die Mittel, meine gute und edle Handlung zu schmähen und zu entstellen, weil ich die erbärmliche Furcht hegte, durch ein achtungswerthes und erhabenes Gefühl, das sich in mir geregt, für betrogen zu gelten. — — —

Ungeachtet dieser Gedanken, welche einen Augenblick den einzigen Strahl des Glücks verdunkelten, dessen wohlthätiger Einfluß mich wieder etwas belebt hatte, wollte ich Helene wo

möglich noch einmal sehen, und zugleich ein unsichtbarer Zeuge der Art und Weise sein, wie sie Lord Falmouth empfangen würden.

Ich begab mich also um neun Uhr Abends auf den Boulevard, wollte mich jedoch dem Hause erst nach dem Eintritte Lord Falmouth's nähern.

Ich wartete nicht lange. Bald hielt ein Wagen: es war der seinige. Wieder drückte ich meine Stirn gegen die Fensterladen.

In Folge eines feinen Tactes, welcher mir bewies, daß Helene noch immer dieselbe sei, war in ihrer bescheidenen Wohnung nichts Vorbereitetes zu bemerken; nichts, was verrieth, daß man einen Mäcen erwartete. Sie selbst war mit ihrem gewöhnlichen Geschmack, aber auch mit ihrer gewöhnlichen Einfachheit gekleidet.

Als Lord Falmouth eintrat, verbeugte er sich tief gegen Helenen, die ihn mit einer artigen Zurückhaltung voll Anmuth und Würde empfing. Frank schien mir durch sein Benehmen ganz vortrefflich den Punkt aufzufassen, wo der Stolz des Künstlers aufhören muß, um der Artigkeit des Weltmanns Platz zu machen; dann zeigte er Lord Falmouth, ohne Zweifel auf dessen Verlangen, einige seiner Cartons, und ich sah auf dem für gewöhnlich so theilnahmlosen Gesichte des Lords bei dem Anblick einer dieser Zeichnungen beinahe den Ausdruck des Enthusiasmus leuchten, während Helene vor Stolz und Freude erröthete, indem sie die Lobsprüche hörte, die Frank mit würdevollem Ernste hinnahm.

Nach einem Besuche von einer halben Stunde nahm Lord Falmouth Abschied von Helenen, die seinen Gruß mit dem feinsten Anstande erwiederte, ohne aufzustehen; Frank klingelte, führte Lord Falmouth bis an die Thür und verbeugte sich.

Ich verbarg mich, als Lord Falmouth wieder in den Wagen stieg, und kehrte dann wieder an die Fensterladen zurück. ~~Weder~~ Frank ~~noch~~ Helene waren in dem Zimmer, Beide betrachteten ihr Kind, und ich sah, wie sie ihm voll Liebe zulächelten, als wollten sie dem kleinen Engelsgeschöpfe die Kunde des Glücks mittheilen, das ihnen so unerwartet gekommen war. — — — — — — — — — — —

Zum ersten Male betrachtete ich dieses Haus mit unbe-

schreiblicher Traurigkeit, und entfernte mich, indem ich Helenen ein stillschweigendes Lebewohl sagte.

Nach Hause zurückgekehrt, wartete ich voll Ungeduld auf Lord Falmouth, um zu wissen, welchen Eindruck Helene und Frank auf ihn gemacht hätten.

Man säumte nicht, ihn zu melden.

„Wissen Sie wohl," sagte er, indem er eintrat, „daß Ihre Cousine eine sehr vornehme Dame ist? Daß man unmöglich mehr Würde und Anmuth haben kann? Daß sie zum Entzücken spricht, und daß ich sehr wohl begreife, wie Sie Ihrem Geschäftsführer zürnen, weil er Sie einen Prozeß gegen eine so reizende Frau gewinnen machte?"

„Und Frank?" fragte ich.

„Unser großer Maler? Ehe ein Jahr vergeht, hat der Mensch seine Höhe erreicht, und ich stehe Ihnen dafür, sein Platz wird schön sein; es ist vielleicht noch weniger sein herrliches Bild, was mir das sagt, als seine Unterhaltung; wir haben wenig mit einander gesprochen, aber in einigen Skizzen, die er mir zeigte, und fünf oder sechs bedeutenden Gedanken, die er mir ganz natürlich entwickelte, habe ich wahre Fäden vom reinsten Golde gefunden, die nur auf Façon und Prägung warten, um ausgezeichnet zu werden. Nehmen Sie dazu die besten Formen und in dieser Mittelmäßigkeit einen gewissen Duft angeborener Eleganz, der mir aufgefallen ist; kurz, diese beiden schönen jungen Leute sind so zurückhaltend, so edel, so würdevoll in ihrer Armuth, daß ich davon ergriffen wurde und Ihnen einen der süßesten Eindrücke danke, die ich seit vielen Jahren empfunden habe. Ihr Auftrag ist vollzogen; die Gemälde gehören Ihnen, unser Frank wird sich mit den Zeichnungen beschäftigen, und was den Preis betrifft, so wird er ihn gegen Sicht auf meinen Banquier ziehen. Ich habe auch zwei Gemälde für mich selbst bei ihm bestellt, denn er hat meinen Geschmack an der Malerei wieder etwas belebt; überdies werde ich ihm zwei oder drei ausgezeichnete Kenner senden, die ihn gewiß geltend machen; kurz, ehe sechs Monat vergehen, wird er gewinnen, so viel er will, und dann das Einzige verlieren, was ihn meiner Meinung nach nicht kleidet, nämlich die etwas stolze Zurückhaltung seines Benehmens, denn das Glück erweitert, erhebt große Seelen, während sie die gemeinen bis zum Lächerlichen und Unverschämten herabdrückt."

Diese Lobsprüche, Frank von einem Menschen gezollt, der für gewöhnlich so kalt war, als Lord Falmouth, verletzten mich, denn sie bestätigten in meinen Augen auf unwiderlegliche Weise all das Gute, das ich wider Willen von dem Gatten Helenens dachte.

Ich dankte Lord Falmouth für seine Gefälligkeit, aber er merkte ohne Zweifel den ungünstigen Eindruck, der mich quälte, und sagte:

„Sie scheinen nachdenkend?"

„Ich bin es in der That," erwiederte ich, „und da Sie zu der geringen Zahl derer gehören, zu welchen man nicht blos mit den Lippen spricht, gestehe ich es Ihnen."

„Offen gesprochen," erwiederte er, „finde ich Sie lieber in dieser Stimmung, als in einer sehr heitern. Ich weiß nicht weshalb, aber seit einigen Tagen langweile ich mich mehr wie gewöhnlich." — Nach einer ziemlich langen Pause fragte er dann: „Unterhält Sie hier das Leben außerordentlich?"

„Großer Gott, nein!" rief ich aus.

„Ernsthaft?"

„O! sehr ernsthaft!"

In diesem Augenblicke meldete man mir, daß gedeckt sei.

Während wir in das Speisezimmer gingen, sagte Lord Falmouth zu mir: „Ich bitte Sie Alles, was wir bedürfen, auf die Tische setzen zu lassen, um Ihre Leute fortzuschicken; wir können dann freier mit einander sprechen."

Wir blieben allein.

„Gott sei Dank," sagte er, „habe ich nie mehr Appetit, als wenn ich mich langweile. Man könnte dann sagen, das Thier nähre das Thier."

„Ich bin auch ziemlich leckern," entgegnete ich, „aber nur in einzelnen Anfällen; ich lange dann bis zu den Grenzen des Unmöglichen, und wo ich ein schöpferisches und erfindungsreiches Genie bedürfte, finde ich nur noch einen Koch. Und dann — Sie werden sich vielleicht über mich lustig machen — dann bedarf ich auch eines Grundes, um gewissenhaft zu essen, wenn man sich so ausdrücken darf; nach einer anstrengenden Jagd z. B., recht bequem in einen Armsessel hingestreckt, finde ich im Essen einen hohen Genuß; aber aus meinen Mahlzeiten ein Studium zu machen, ernsthaft über das nachzudenken, was ich

esse, ist ein zu beschränktes Vergnügen, denn man fällt dabei zu leicht in Wiederholungen, und dann folgt Uebersättigung."

„Ich," sagte Lord Falmouth, „habe einen wahren Christoph Columbus in dieser Art besessen, der unbekannte Welten für mich entdeckte; leider starb er, nicht etwa an einem feigen Selbstmord, wie Ihr Vatel, sondern in einem redlichen und ordentlichen Duell mit dem Küchenmeister des Grafen Nesselrode[1]), denn mein armer Hubert hegte eine tiefe Verachtung gegen den Küchendienst, und beschäftigte sich nur zuweilen damit, um sich zu zerstreuen, — spielend, wie er behauptete. Er sagte daher auch, daß der glacirte Pudding à la Nesselrode die Frucht seiner Mußestunden, und sein Nebenbuhler nichts als ein Plagiarius sei. Aber, trauriges Loos der Dinge hienieden, mein armer Hubert erlag doppelt, und der große diplomatische Name, welcher den Pudding in der Legende der Feinschmecker heilig gesprochen hatte, blieb allein oben."

„Sonderbar," sagte ich zu Lord Falmouth, „daß Duell und Selbstmord so weit herabsteigen, und wie wahr es ist, daß die Leidenschaften allein den Namen wechseln."

„Für meinen armen Hubert war die Küche eine wahre Leidenschaft. Den Hunger zu stillen, war seiner Ansicht nach nur ein gemeines Handwerk; aber zum Essen bewegen, wenn man keinen Hunger mehr hatte, eine Kunst, die er über viele andere Künste setzte."

„Und er hatte Recht," sagte ich zu Lord Falmouth; „denn wenn man weise genug wäre, sich nur an die sinnlichen Genüsse zu halten, wie ruhig würde dann das Leben sein! Was in dem Genusse physischen Begehrens besonders Bewunderns-werthes liegt, ist, daß es stets gesättigt werden kann, und daß die Befriedigung eine Betäubung, eine Stumpfheit zurückläßt, welche wieder ein neuer Reiz ist, während die Productionen des Geistes, und selbst die glänzendsten, nur Reue und Bitterkeit zurücklassen."

„Ich bin Ihrer Meinung," sagte Lord Falmouth. „Es ist offenbar, daß jeder abstracte lange Zeit verfolgte Gedanke nur Zweifel und Erschlaffung zurückläßt, weil es dem Geiste des Menschen nicht gegeben ist, die wahre Wahrheit zu kennen, das

---

1) Historisch.

wahre Schöne zu erreichen, während ein physischer Appetit, der hinlänglich befriedigt wurde, die Organisation in den Zustand vollkommener Ruhe und Behaglichkeit versetzt, weil der Mensch dadurch eine Hauptabsicht der Natur redlich erfüllt hat."

„Das ist wahr; der Gedanke reibt auf und tödtet."

„Und bei dem Allen," sagte Lord Falmouth, indem er langsam sein Glas leerte, „lebt man doch; die Zeit verrinnt; täglich ruft man aus: Wie langweilig! Aber das hindert Gott sei Dank nicht die Stunde am Verrinnen."

„Und so," sagte ich, „gelangt man an das Ziel seines Lebens, Tag bei Tag, Stunde bei Stunde."

Lord Falmouth machte eine Bewegung der Resignation, füllte sein Glas, und schob mir die Flasche hin.

Es vergingen einige Augenblicke stillschweigend. Lord Falmouth brach zuerst das Stillschweigen, indem er mich fragte:

„Ist Ihr Reisewagen im Stande?"

„Ohne Zweifel," erwiederte ich, sehr überrascht durch diese plötzliche Frage.

„Hören Sie," sagte er, als ob es sich um die einfachste Sache von der Welt gehandelt hätte; „Sie fühlen sich jetzt sehr unglücklich; Sie haben mir nicht gesagt, weshalb, und folglich weiß ich es auch nicht; Paris langweilt Sie eben so sehr, als es mir abscheulich ist; ich habe zuweilen einen Plan geträumt, der sonderbar, verrückt ist, und der mich deshalb sehr verlockte; aber ich bedarf dazu eines Gefährten, der die Kraft in sich fühlt, neue, starke und mächtige Regungen erkaufen zu wollen, vielleicht mit Verachtung seines Lebens."

Ich sah Lord Falmouth starr an.

Er fuhr fort, indem er sein Glas mit kleinen Zügen leerte: „Ich bedarf zur Ausführung dieses Planes eines Menschen, der sich mit mir verbindet, und der, wie die ehrlichen Leute sagen, bereit ist, sich dem Teufel zu verkaufen; — nicht etwa aus Noth, sondern im Gegentheil aus Ueberfluß der Freuden und Güter dieser Welt."

Ich starrte Lord Falmouth aufs Neue an, indem ich glaubte, daß er scherze; er war, wie immer, sehr ruhig und sehr ernst.

„Nun?" fragte er langsam; — „wollen Sie dieser Gefährte sein?"

„Aber um was handelt es sich?" — fragte ich lächelnd.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, nehmen Sie aber mein Anerbieten an, so merken Sie sich Folgendes: Sie nehmen auf eine Reise von einem Jahre höchstens — oder — „ich verstehe," fiel ich ein: „ewig! — Weiter?"

„Sie nehmen nur einen zuverlässigen, kräftigen und entschlossenen Menschen mit."

„Den habe ich unter meinen Leuten."

„Gut. — Sie stecken 15 bis 20,000 Franks ein, nicht mehr."

„Weiter?"

„Sie versehen sich und ihren Diener mit den vortrefflichsten Waffen."

Ich sah Lord Falmouth an, indem ich zu lächeln fortfuhr. „Das wird ernsthaft," sagte ich.

„Lassen Sie mich endigen, und Sie können dann handeln, wie es Ihnen gut dünkt. — Sie müssen sich also mit vortrefflichen Waffen versehen, Ihren Paß nehmen und sogleich Postpferde bestellen."

„Wie! — Abreisen! — Diese Nacht?"

„Diese Nacht — diese Stunde! Sie geben mir das Nöthige, um an meinen Kammerdiener zu schreiben; mein Bediente bringt es ihm, und kömmt dann mit einem Reisewagen und allem Nöthigen zurück, denn Jeder von uns muß seinen eignen Wagen haben."

„Sprechen Sie im Ernst?"

„Geben Sie mir Schreibmaterial, und Sie werden sich davon überzeugen."

In der That schrieb Lord Falmouth, und einer seiner Leute trug den Brief fort.

„Aber Kleider — Koffer?" fragte ich ihn.

„Wenn Sie meinem Rathe folgen," sagte er, „so nehmen Sie nur Wäsche mit und was Sie unterwegs bedürfen."

„Aber ist der Weg weit? Und wohin geht er?"

„Zunächst ist es die Straße nach Marseille."

„Wir reisen also nach Marseille?"

„Nicht gerade, sondern nach einem kleinen Hafen in dessen Nähe."

„Und was wollen wir dort machen?"

„Uns einschiffen.“

„Und nach welcher Richtung?“

„Das ist mein Geheimniß. Vertrauen Sie sich mir an, und Sie werden es nicht bereuen; gleichwohl muß ich Ihnen sagen,“ fügte er mit einem Ausdrucke hinzu, der wider meinen Willen Eindruck auf mich machte, — „gleichwohl muß ich Ihnen ohne schlechten Scherz sagen, daß Sie nicht übel daran thun würden, auf den Fall des Ausbleibens die Vorkehrungen zu treffen, die Sie für nöthig halten.“

„Mein Testament!“ rief ich aus und lachte diesmal aus vollem Halse.

„Wie Sie wollen,“ sagte Lord Falmouth mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit.

Ich nahm diese Reise für eine Art von Mystification, der ich mich übrigens sehr gern hingab, so sehr drängte es mich, Paris zu verlassen, wo zu viele traurige Erinnerungen auf mich einstürmten; gleichwohl wußte ich in der That nicht, ob es nicht dennoch gut sein würde, irgend eine letzte Verfügung niederzusetzen; indeß sagte ich zu Lord Falmouth:

„Sie haben wohl eine Wette gemacht, mich dahin zu bringen, mein Testament zu schreiben?“

„So thun Sie es nicht,“ sagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

Ich wußte, daß Lord Falmouth öfters so ganz plötzlich sehr weite Reisen angetreten hatte, und glaubte daher, daß er doch wohl Lust haben könnte, sich zu entfernen. Da nun aber seine Gesellschaft mir sehr gefiel, und der Zweck der Reise, den er mir verbergen wollte, ohne Zweifel, um durch seine geheimnißvollen Vorbereitungen meine Neugierde zu reizen, mir sehr zusagen, gleichwohl aber Folgen haben konnte, die mir die Rückkehr unmöglich machten, hielt ich es für gut, für den Fall des Ausbleibens, wie Lord Falmouth sich ausdrückte, einige Worte niederzuschreiben.

Dieser so plötzliche Entschluß scheint mir jetzt wenigstens eben so verschroben, als die Resultate, welche er herbeiführte; aber ich war seit einiger Zeit so trübe gestimmt, und dabei so frei von jeder Neigung, jeder Pflicht, daß selbst das Plötzliche dieses Schrittes mir gefiel, wie mit 25 Jahren alles Sonderbare gefällt.

Ich ließ meinen ehemaligen Erzieher rufen, und übergab ihm meine Instructionen, meine Vollmacht.

Nach Verlauf einer Stunde waren meine Vorbereitungen beendigt; der Wagen Lord Falmouths wartete, und ich stieg mit ihm hinein. Unsere Leute sollten in meinem Wagen folgen.

Zehn Minuten darauf hatten wir Paris verlassen.

Ende der ersten Abtheilung.

Lord Falmouth.

Drittes Kapitel.

Pläne.

Unter dem Gewichte einer niederbeugenden Traurigkeit war ich mit Lord Falmouth von Paris abgereist. Obschon es mir damals gleichgültig war, das Weltleben wegen einer Pilgerfahrt zu verlassen, deren geheimnißvolles Ziel ich noch nicht kannte, so mußte mich doch die Erinnerung an die so grausam und so unvollständig zerrissenen Neigungen, die ich hinter mir ließ, verfolgen und mich mitten unter den Zerstreuungen dieser Reise ereilen.

Helene, Margarethe! Schmerzvolle Namen, welche das Verhängniß mir jeden Tag vorwarf, entweder wie eine grausame Neckerei, oder wie ein Gefühl der Reue, oder wie eine Herausforderung; ich konnte Euch nicht vergessen und mein Gewissen rächte Euch!

Ist der Becher einmal geleert, so mag er zerbrechen, was thut das! Aber wenn er noch gefüllt ist, ihn thöricht zu seinen Füßen zu werfen und die Lippen verdorren zu fühlen, wenn man aus frischen, reinen Wogen hätte schlürfen können — das ist abscheulich!

Indem ich meine Eindrücke analysirte, erkannte ich darin zunächst meinen Instinkt des Egoismus; nie, nie dachte ich an das fürchterliche Weh, welches ich Margarethen oder Helenen bereitet hatte, sondern immer nur an das bezaubernde Glück, dessen Verlust mich in Verzweiflung stürzte.

Ich verließ, ich floh Paris, aber ich hing, so zu sagen wider Willen, noch mit tausend unsichtbaren Banden an diesem Mittelpunkte bitterer Reuegefühle! Wenn ich mich zuweilen zu der Hoffnung hinreißen ließ, Margarethe einst wieder zu sehen, wieder zu finden, so hemmte plötzlich die Wirklichkeit der Vergangenheit diesen Aufschwung meines Herzens durch einen jener dumpfen, plötzlichen, so zu sagen electrischen Stöße, deren

Berührung gerade zum Herzen dringt und unser ganzes Sein schmerzlich erbeben macht.

Ich war auch entsetzt, indem ich mir sagte, mit welcher Gleichgültigkeit ich an meinen Vater dachte; und that ich es, so geschah es fast nur, um einen gotteslästerlichen Vergleich zwischen dem Schmerze anzustellen, welchen ehedem sein Tod mir verursacht hatte, und dem Liebeskummer, den ich jetzt empfand.

Soll ich es zu meiner Schande eingestehen? Indem ich mit einer so unglückselig frühzeitigen Erfahrung diese verschiedenen Arten der Traurigkeit prüfte, schien mir dieser letzte Kummer weniger intensiv, aber schneidender, minder tief, aber stürmischer, minder bedrückend, aber stechender.

Das kömmt daher, glaube ich, weil es zwei verschiedene Arten des Leidens giebt: das Leiden des Herzens, rechtmäßig und heilig; — das Leiden des Stolzes, schmachvoll und jämmerlich.

So entsetzlich das Erstere auch sein mag, hat es doch keine Bitterkeit; es ist ungeheuer, aber man ist stolz auf diese ungeheure Größe des Schmerzes, wie man es auf die religiöse Erfüllung irgend einer großen und fürchterlichen Pflicht sein würde.

Die Thränen, welche dies Leiden verursacht, fließen daher auch reichlich und ohne Mühe; die Seele ist zu den rührendsten Aufregungen der Frömmigkeit geneigt; man ist voll Mitgefühl und Liebe; kurz, alle Unglückliche sind die theuren und geachteten Brüder des eigenen Unglücks.

Wenn man dagegen durch eine unwürdige Ursache leidet, so wird das Herz in Galle gebadet; der unterdrückte Schmerz gleicht einer stillen Wuth, welche die Scham zurückhält, einem schmerzenden Bisse, den die Eitelkeit verbirgt; man wird von Neid und Haß verzehrt, aber die Augen bleiben trocken, und das Unglück eines Andern entlockt uns nur ein schwaches, stummes Lächeln.

Das waren wenigstens die beiden Arten des schneidenden Kummers, welchen ich bei dem Tode meines Vaters und bei dem Bruche mit Helene empfand.

Das war noch nicht Alles: Kaum hatte ich Paris mit Lord Falmouth verlassen, als ich es auch in Folge einer erbärmlichen Laune bereute, diese Reise unternommen zu haben; nicht etwa, daß ich den Ausgang gefürchtet, aber ich hätte es vorgezogen, allein zu sein, um meinem Kummer besser in das

Angesicht sehen, ihn Mann gegen Mann bekämpfen und vielleicht über ihn triumphiren zu können. Ich habe es oft empfunden: Wenn man leidet, giebt es nichts Verderblicheres, als sich seinem Schmerze entziehen zu wollen.

Gelingt es einem, das Uebel für einige Augenblicke zu betäuben, so ist das Erwachen nur um so gräßlicher.

Wird man plötzlich in den Abgrund des moralischen Leidens gestürzt, so ist nach dem fürchterlichen Stoße, der die feinsten Fibern des Herzens erschüttert und verletzt, besonders diese letztere schwarze Nacht der Seele fürchterlich, welche ihr selbst nicht einmal erlaubt, die tausend Wunden zu sehen, von denen sie zerrissen ist.

Entsetzlich zerschmettert seufzt man vernichtet mitten in einem Chaos namenloser Schmerzen, bis dann allmählig die Gedanken auf den Schwindel folgen; so wie der Blick sich daran gewöhnt, die Gegenstände in der Dunkelheit zu unterscheiden, fängt man an, sich so zu sagen in seiner eigenen Verzweiflung zu erkennen.

Finster und farblos wie Gespenster, steigen dann langsam und einzeln rings um uns her die nagenden Gefühle der Reue empor, die bezaubernden Visionen einer Zukunft, welche nie mehr kommen wird; dann erscheinen uns die Phantome der glücklichsten, heitersten, goldigsten Stunden von ehedem, denn unser Schmerz vergißt nichts, und das fernste Echo, der zarteste Duft, das geheimnißvollste Gemurmel, Alles stellt sich unsern Gedanken unbarmherzig wieder dar; aber diese Spiegelung eines verlorenen Glückes ist fremdartig und finster. Man glaubt eine herrliche Landschaft, gebadet in Azur, Licht und Sonne, durch die gebrochene Pupille eines Sterbenden zu sehen, und Alles scheint durch einen grauen Grabesnebel verschleiert zu werden.

Das Leiden hat dann seinen Paroxismus erreicht, aber es muß abnehmen; es ist stechend und durchbohrend, aber es läßt sich analysiren; — unsere Feinde sind zahlreich, drohend und furchtbar, aber man sieht sie und kann sie bekämpfen.

Man kämpft so, wie ein verwundeter Wolf, der im Schooße seiner Höhle die Heilung nur von der Zeit erwartet; in seine einsamen Leiden zurückgezogen, kann man seinem Kummer ein näheres oder ferneres Ziel setzen und wenigstens auf das Vergessen hoffen. — Das Vergessen, diese einzige und unerbittliche Wirklichkeit des Lebens! Das Vergessen, dieser bodenlose Ocean,

in den unabläßig jeder Schmerz, jede Liebe, jeder Schwur versinkt.

Und, — verschrobene Ohnmacht dessen, was man die menschliche Philosophie nennt — man weiß, daß einst, vielleicht bald, die Zeit so viele Leiden verwischt, und diese feste Ueberzeugung kann doch unsere Qualen in nichts mildern oder löschen.

Deshalb, ich wiederhole es, hat es mir stets geschienen, wenn man sich seinem Schmerze entzöge, statt ihm entschlossen die Stirne zu bieten, so hieße das, jeden Tag den grausamen Kampf erneuern, statt seinen Schmerz durch sein eigenes Uebermaaß erlöschen zu lassen.

Man wird daher begreifen, daß bei der Gemüthsstimmung, in welcher ich mich befand, die so abenteuerlich unternommene Reise mir zuweilen peinlich erscheinen mußte.

Wir waren die ganze Nacht durch gefahren und ungefähr 40 Stunden von Paris entfernt. Falmouth erwachte bald, drückte mir die Hand und sagte: „Guter Rath kömmt über Nacht. Jetzt, da ich Alles genau überlege, kömmt es mir vor, als könnte mein Plan Ihnen sehr albern erscheinen. Ich will Ihnen daher mein Geheimniß mittheilen, während wir noch so nahe bei Paris sind, daß Sie diese Nacht dahin zurückkehren können, wenn Ihnen das nicht zusagt, was ich Ihnen vorschlagen will."

„Nun, so lassen Sie Ihren geheimnißvollen Plan hören."

„Kennen Sie den Yachtclub?" fragte Lord Falmouth.

„Ja, und wenn ich nicht irre, sind Sie Mitglied desselben."

„Richtig, und als solches besitze ich eine allerliebste Goëlette, die jetzt bei den hyerischen Inseln in der Nähe von Marseille vor Anker liegt. Diese Goëlette ist mit 8 Caronaden ausgerüstet und hat eine Equipage von 40 Mann."

„Es ist also ein förmlicher Seefeldzug, den Sie mir vorschlagen?"

„So beinahe; aber Sie müssen zunächst wissen, daß die Equipage meiner Yacht von dem Capitain bis zum letzten Schiffsjungen mir bis zum Galgen einschließlich ergeben ist."

„Das glaube ich gern."

„Sie müssen ferner wissen, daß meine Yacht, welche die Gazelle heißt, ihres Namens würdig ist; sie geht nicht, nein,

sie hüpft über die Wogen. Dreimal hat sie bei den Wettfahrten an der Insel Wight die Brigg des Lord Yarborough, unseres Präsidenten, besiegt und den Preis des Yachtclubs gewonnen. Mit einem Worte, es giebt kein Fahrzeug der ganzen Marine von Frankreich oder England, das von meiner Yacht nicht eben so leicht überholt würde, als ein Karrengaul von einem Rennpferde."

„Ich weiß, daß fast alle diese Lustfahrzeuge Ihrer Aristokratie schnell wie die Fische sind; aber was weiter?"

„Das Leben erscheint Ihnen jetzt fade und einförmig, nicht wahr? Wollen Sie ihm irgend einen neuen Reiz verleihen?"

„Ohne Zweifel."

„Zunächst aber," sagte Lord Falmouth mit seinem ernstspöttischen Wesen, „muß ich Ihnen auf meine Ehre erklären, daß ich durchaus nicht Philhellene bin; im Gegentheil habe ich eine sehr bestimmte Neigung und Vorliebe für die Türken."

„Wie?" sagte ich staunend; „und welch' ein Zusammenhang ist zwischen unsrer Reise und den Türken und Philhellenen?"

„Ein ganz einfacher: Ich will Ihnen den Vorschlag machen, nach Griechenland zu gehen."

„Um was dort zu thun?"

„Haben Sie von Canaris sprechen hören?" sagte Lord Falmouth.

„Von dem unerschrockenen Corsaren, der mit seinen Brandern schon so viele türkische Schiffe vernichtet hat? Allerdings!"

„Nun, und sind Sie nie in Versuchung gerathen, das zu sehen?"

„Aber was denn zu sehen?"

„Canaris ein türkisches Schiff in Brand stecken zu sehen," sagte Falmouth mit den gleichgültigsten Blicken von der Welt, und als ob die Rede davon gewesen wäre, einem Wettrennen beizuwohnen, oder eine Manufactur zu besehen.

„Ich gestehe Ihnen," sagte ich und konnte mich dabei des Lächelns nicht erwehren, „daß ich bis jetzt eine solche Neugier noch nicht verspürt habe."

„Das ist auffallend!" erwiederte Falmouth. „Was mich betrifft, so träume ich seit sechs Monaten von weiter nichts, als von Canaris und seinen Brandern, und ich ließ nur deshalb meine Yacht von der Insel Wight nach Marseille kom-

men, um diese Laune zu befriedigen. Willigen Sie daher ein, so gehen wir an Bord meiner Goëlette von Marseille nach Malta; sind wir einmal in Malta, so übernehme ich es, von dem Gouverneur, Lord Ponsonby, die Erlaubniß zu erwirken, mit meiner Yacht als Verbündeter der Griechen zu dienen und die Flotille des Lord Cochrane zu verstärken, obgleich ich kein Philhellene bin, wie ich Ihnen nochmals wiederhole. Wenn Sie daher wollen, so führen wir einige Monat am Bord ein Leben, welches einigermaßen dem der irrenden Ritter, oder — dem der Piraten gleicht; wir werden da Gefahren finden, Kämpfe, Stürme und was weiß ich Alles, kurz allerhand Neues, und etwas Abenteuerliches, was uns aus dem Weltleben reißt, das uns so drückend ist. So haben wir vielleicht das Glück, meine fixe Idee realisirt zu sehen, d. h. Canaris ein türkisches Schiff verbrennen zu sehen, denn ich kann nicht zufrieden sterben, bis ich das gesehen habe. Was sagen Sie dazu?"

Obgleich ich den Geschmack Falmouths, die Brander in ihrer Wirkung kennen zu lernen, sonderbar fand, sah ich doch keinen ernsthaften Einwurf, der sich seinem Vorschlage machen ließ. Ich kannte den Orient noch nicht; oft hatten sich meine Gedanken voll Liebe zu seinem schönen Himmel verirrt. Dieses träge und sinnliche Leben hatte mich stets verlockt; und dann, obgleich ich schon viel gereist war, hatte ich doch noch keine Idee davon, was eine etwas gefahrvolle Seereise sein könnte, und ich empfand eine Art von Neugier, zu wissen, wie ich irgend einer großen Gefahr entgegen gehen würde.

Abgesehen von den Gefahren, denen man sich aussetzen konnte, wenn man sich einer Unternehmung des Canaris anschloß, wußte ich auch, daß seit der griechischen Insurrection der Archipel durch Piraten unsicher gemacht wurde, theils Türken, theils Renegaten, theils Algierer, und daß ein so schwaches Fahrzeug, wie das Falmouth's, zahlreichen Gefahren ausgesetzt sei, angegriffen zu werden. Im Ganzen mißfiel mir dieser Vorschlag nicht; ich antwortete daher nach einem ziemlich langen Schweigen, dessen Ausgang Lord Falmouth mit Ungeduld zu erwarten schien: „Obgleich, wie ich zu meiner großen Schande gestehen muß, die Neugier, Canaris ein türkisches Schiff verbrennen zu sehen, nicht eben das ist, was mich bestimmt, billige ich doch Ihren Plan vollkommen, und Sie können mich als einen Passagier Ihrer Goëlette betrachten."

„So sind wir also für lange Zeit vereint!“ sagte Falmouth. „Desto besser, denn ich habe Sie von vielen Vorurtheilen frei zu machen.“

Ich sah ihn staunend an und bat ihn, sich zu erklären, aber er wich mir aus. Als das Ziel unsrer Seefahrt festgesetzt war, wurde verabredet, daß wir gleich nach unsrer Ankunft in Marseille von den hyerischen Inseln nach Malta absegeln wollten.

Allmählig beruhigten oder übertäubten vielmehr die äußern Gegenstände der Reise meine Leiden; aber mit Besorgniß ließ ich mich zu dieser Art flüchtigen Wohlbehagens gehen, denn ich wußte, daß mein Kummer bald lebhafter zurückkehren würde. Dieser wohlthätige Schlaf mußte ein grausames Erwachen haben. Ich muß auch erwähnen, daß Falmouth sich von der zutraulichsten Herzlichkeit zeigte, von der liebenswürdigsten Heiterkeit, von dem gleichmäßigsten Charakter.

Seine Unterhaltung und sein Geist gefielen mir schon früher sehr; ich hatte sein Zartgefühl und seine freundliche Gefälligkeit bei seinem Verkehr mit dem Gatten Helenens aufrichtig gewürdigt.

Ungeachtet meiner scheinbaren Kälte und meiner fortwährenden Spöttereien gegen die Freundschaft, dieses Gefühl, welches, wie ich behauptete, mir so fremd war, fühlte ich mich zuweilen durch eine lebhafte Sympathie zu Falmouth hingezogen.

Dann, ich wiederhole es, erschien mir diese Reise in einem reizenden Lichte; statt sie wie eine ärgerliche und lächerliche Zerstreuung zu betrachten, machte ich goldene Träume, indem ich an alles das dachte, was sie Angenehmes für mich haben könnte, wenn ich in Falmouth einen zärtlichen und treuen Freund fände.

Es waren lange vertraute Plaudereien während der Ueberfahrt, Stunden, so günstig für die Hingebung und für die Vertraulichkeiten; es waren Reisen, Mühseligkeiten, Gefahren, selbst in unbekannten Ländern, als Brüder zu theilen; Vertraulichkeiten, Reisen, Mühseligkeiten, Gefahren, die man sich später so gern zurückruft, indem man sich fragt: Erinnerst Du Dich noch? — Süße Worte, süßes Echo der Vergangenheit, welches stets das Herz erbeben macht. Ohne Zweifel, sagte ich zu mir selbst, ist die Uebersättigung der Vergnügungen schlimm,

aber glücklich abgespannt sind wenigstens die, welche, durch alle Delikatessen des verfeinertesten Lebens gesättigt, die tapfere Laune haben, ihre Seele an dem Feuer von Canaris Brandern neu zu stählen.

War diese Reise, so ausgelegt, nicht edel und groß? Lag nicht etwas Rührendes, Ritterliches in der Gemeinschaft der so brüderlich getheilten Gefahren?

Wenn ich mich unbefangen zu dergleichen Eindrücken gehen ließ, linderte ihr wohlthätiger Einfluß die Schmerzen meiner peinlich-angespannten Seele; ein köstlicher Balsam ergoß sich über meine Wunden und ich fühlte mich besser; ich beweinte noch die Vergangenheit, aber ich haßte sie nicht mehr, und der edle Glaube, den ich für die Zukunft in mich selbst setzte, schwächte die Bitterkeit meiner Reue.

Ich kann endlich nicht beschreiben, welch ein Glück ich empfand, während die reinen und religiösen Wünsche meines Herzens mich einer tröstenden Freundschaft zuführten. So wie Gott mit einem einzigen Blicke alle Zeiten der Ewigkeit übersieht, schien es mir bei dem plötzlichen Strahlen meiner jungen Hoffnung, als gewahre ich an dem Horizonte des Glückes, das ich träumte, tausend neue Entzückungen, tausend bezaubernde Freuden. Bei den Worten ein Freund fühlte ich in mir die edelsten Instinkte, den großmüthigsten Enthusiasmus erwachen. Ich war damals ohne Zweifel sehr würdig, dieses so große, so herrliche Gefühl zu empfinden und einzuflößen, denn ich empfand alle Sympathien desselben, ich erkannte alle seine religiösen Pflichten, ich genoß das ganze Glück davon.

— — — — — — — — — — — —

Aber ach, diese Ekstase währte nur kurze Zeit, und aus dieser strahlenden Sphäre sank ich oft in den schwarzen Abgrund des abscheulichsten Zweifels, des demüthigendsten Scepticismus zurück.

Mein Mißtrauen vor mir selbst, und meine Furcht, durch die Gefühle, die ich empfand, betrogen zu werden, steigerten sich bis zur finstersten Monomanie.

Statt zu glauben, daß Falmouth durch die gleiche Sympathie, wie die, welche ich fühlte, zu mir hingezogen würde, suchte ich zu ergründen, welches Interesse er dabei haben könnte, mir das Anerbieten zu machen, ihn zu begleiten. Ich kannte sein Vermögen als so ungeheuer, daß ich in seinem

Vorschlage nicht das Verlangen sehen konnte, die Kosten der beabsichtigten Reise dadurch um die Hälfte vermindert zu sehen, daß ich sie theilte. Wenn ich aber an die oft so großen, so unerklärlichen Widersprüche der menschlichen Natur dachte, und dann an die mehr als bescheidene Einfachheit, welche Falmouth zuweilen affectirte, so betrachtete ich dennoch diesen erbärmlichen Nebengedanken nicht als unbedingt unzulässig.

Ohne auf diese schmachvolle Vermuthung zu verzichten, sah ich auch in seinem Vorschlage noch die geringschätzende Sorglosigkeit eines abgestumpften Menschen, der gleichgültig den Arm des Ersten Besten nehmen würde, um mit ihm einen langen Spaziergang zu machen, wenn dieser Erste Beste nur mit ihm die gleiche Richtung verfolgte.

— — — — — — — — — — — —

Das waren die Nebengedanken, welche, selbst gegen meinen Willen, sehr oft eine Zukunft trübten, die ich mir zuweilen so schön träumte.

O Vater! Vater! wie verhängnißvoll ist die fürchterliche Gabe, die Du mir verliehst, indem Du mich zu zweifeln lehrtest! — Deine Kriegsrüstung habe ich angelegt, aber ich konnte mich ihrer nicht zum Kampfe bedienen; sie erdrückt mich unter ihrer Last. Auf mich selbst niedergebeugt, fühle ich meine Schwäche, mein Elend, und vergrößere es noch.

— — — — — — — — — — — —

Ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß kamen wir nach Marseille und bald darauf nach den hyerischen Inseln.

Viertes Kapitel.

Die Yacht.

Wir hatten uns in Marseille nur so lange aufgehalten, um die Pferde zu wechseln, und langten bald darauf bei den hyerischen Inseln an. Die Yacht Falmouth's lag auf der Rhede von Porquerolles, in der Bucht von Frais-Port, vor Anker.

Die Gazelle war ein Wunder von Luxus und Eleganz;

es gab nichts Schöneres und nichts Koketteres als dieses kleine Fahrzeug. Der ganze innere Raum war zur Wohnung für Falmouth vorbehalten; diese war sehr bequem und bestand aus einem Salon und zwei Schlafgemächern, deren jedes ein Badekabinet hatte. Im Vorderdeck befanden sich die Kajüten des Capitains und des Lieutenants der Yacht; 40 Matrosen bildeten die Equipage; sie trugen blaue Jacken mit blanken Knöpfen, auf denen das Wappen Falmouth's war; ein rothwollener Gürtel umschloß ihre weißen Pantalons; breite schwarze Bänder flatterten von ihren Strohhüten.

Auf dem Deck der Goëlette, das von blendender Reinlichkeit war, sah man 8 eherne Caronaden auf ihren blankpolirten Affüten von Mahagoniholz; einige kupferne Steinpöller, ein Waffensaal, symmetrisch mit Flinten, Pistolen, Säbeln, Piken und Beilen angefüllt, vollendeten die Ausrüstung dieses hübschen Fahrzeuges.

Der Capitain der Yacht, den Falmouth mir vorstellte und den er Williams nannte, war ein großer, kräftig gebauter junger Mann von ungefähr 25 Jahren, und mit einem sanften offenen Gesichte. Er war, wie Falmouth mir sagte, der Sohn eines seiner Pächter in Suffolk. Die Mehrzahl von den Matrosen dieser Goëlette waren ebenfalls aus dieser Grafschaft, wo der Lord an der Küste des Meeres bedeutende Besitzungen hatte. Der Lieutenant der Yacht, Williams jüngerer Bruder, hieß Geordy. Um 5 bis 6 Jahr jünger als er, war er ihm sehr ähnlich und trug denselben Ausdruck der Kraft, Ruhe und Sanftmuth.

Das Benehmen dieser beiden jungen Offiziere gegen Lord Falmouth war durchaus ehrfurchtsvoll; sie nannten ihn Mylord, er aber dutzte sie mit wohlwollender und beinahe väterlicher Vertraulichkeit.

Wir hatten die ersten Tage des Juni; das Wetter war prachtvoll; der Wind, der ziemlich stark und für unsere Reise sehr günstig war, blies aus Norden. Nachdem Falmouth sich mit Williams über die Abfahrt berathen hatte, bestimmte er, daß wir am nächsten Morgen unter Segel gehen sollten.

Um gegen Süden zu segeln, mußten wir an den westlichen Küsten von Corsika, Sardinien und Sicilien vorüber, und bei Malta anlegen; nachdem wir dann hier den Gouverneur gesprochen und einen Piloten genommen hatten, mußten wir

uns nordöstlich halten und in den griechischen Archipel einlaufen, um uns nach Hydra zu begeben, wo Falmouth auf Canaris zu treffen hoffte.

Die Bucht von Frais-Port, der Ankerplatz der Gazelle, lag südlich von Porquerolles; sie wird nur von Fischerbooten oder einigen kleinen sardischen, nizzaischen und katalonischen Fahrzeugen besucht, welche hier die Küstenschifffahrt treiben.

Als wir auf diese Rhede kamen, fanden wir nur einen großen Mistic unter sardinischer Flagge, der ziemlich weit von der Gazelle vor Anker lag.

Als die Nacht angebrochen war, zeigte sich der Mond in voller Scheibe und mit seinem ganzen blendenden Glanze an einem prachtvoll gestirnten Himmel; die Luft war durchwürzt von dem Geruche der Orangenbäume in den Gärten von Hyères.

Falmouth schlug mir einen Spaziergang an der Küste vor und wir brachen dahin auf. Wir folgten einer Art von Felsenkamm, der sich ganz steil zu einer Höhe von 25—30 Fuß über die Küste erhob, an der er sich hinzog, und an welchem die schweren Wellen des mittelländischen Meeres friedlich erstarben.

Von dem Gipfel dieser Art natürlicher Terrasse entdeckten wir in der Ferne vor uns ein unübersehbares Meer, dessen finsterer Azur von einer Zone silberhellen Lichtes umsäumt war; denn hell und strahlend stieg der Mond noch immer höher. Im Westen unterschied man die Einfahrt in die Bucht von Frais-Port, in welcher die Yacht ankerte, und im Osten die bergige Spitze des Cap d'Armes, dessen weiße Felsenriffe kühn gegen das dunkle Blau des Firmamentes abstachen.

Dieses stille, majestätische Bild ergriff uns; kein Geräusch störte die tiefe Ruhe der Nacht, und nur von Zeit zu Zeit hörten wir das schwache und eintönige Gemurmel der schlafenden Wogen, welche sich auf das Ufer wälzten.

Ich war in tiefe Träumerei versunken, als Falmouth mir bei dem Mondenscheine den Mistic zeigte, der, von seiner Schaluppe in das Schlepptau genommen, die Bucht verließ; einige Minuten darauf warf er an der äußersten Spitze des Hafens Anker, als wollte er sich bereit halten, auf das erste Signal unter Segel zu gehen.

„Unsere Yacht wird die Nacht allein in der Bucht zubrin-

gen," sagte Falmouth, „denn der Mistic scheint absegeln zu wollen."

„Unter uns," erwiederte ich ihm, „Ihre Goëlette wird nicht Ursache haben, diese Gesellschaft zu beklagen, denn ich habe das Fahrzeug am Tage gesehen, und es kann unmöglich ein schmutzigeres Schiff geben. Mit Ihrer eleganten und so koketten Goëlette verglichen, sieht es aus, wie ein häßlicher Bettler neben einer hübschen Frau."

„Das mag sein," sagte Falmouth, „aber der Bettler muß gute Beine haben, dafür stehe ich Ihnen. Ich habe das Fahrzeug auch bemerkt; es ist abscheulich, aber gleichwohl bin ich überzeugt, daß es schwimmt wie ein Delphin. Sehen Sie nur die ungeheure Länge seiner Quersegel, die es jetzt eben hißt."

Ich unterbrach Falmouth, um ihm etwa 30 Fuß über uns seinen Lieutenant Geordy zu zeigen, der vorsichtig an dem Ufer hinschlich und, wie es schien, gesehen zu werden fürchtete. Mußte er über eine Stelle der Küste, die vom Monde beschienen war, so ging er nicht gerade aus, sondern machte einen Umweg, um sich hinter den großen Felsblöcken zu verstecken, welche zerstreut umher lagen, und kroch dabei sogar zuweilen auf Händen und Füßen.

„Was Teufel macht denn Geordy da?" sagte Falmouth, indem er mich verwundert ansah.

Wir fuhren fort, Geordy mit den Blicken zu folgen, da sahen wir, wie er plötzlich Halt machte und sich dann rasch in einer Felshöhlung versteckte.

In unwillkürlicher Nachahmung blieben Falmouth und ich zu gleicher Zeit stehen. Wir hörten jetzt Stimmengeräusch, steckten den Kopf behutsam vor und sahen die Schaluppe landen, welche den Mistic vorhin in das Schlepptau genommen hatte.

Ein Dutzend Matrosen, welche lange katalonische Mützen von rother Wolle trugen und dazu braune Jacken, machten die Mannschaft des Bootes aus. Am Steuerruder saß ein Seemann, der einen schwarzen Mantel trug, dessen Capuze heruntergeschlagen war, so daß man seine Züge nicht genau erkennen konnte; dennoch machte das Ganze seiner Erscheinung, ich weiß selbst nicht weshalb, einen widerlichen Eindruck auf mich.

Als die Schaluppe gelandet war, blieb der Mann mit der

Capuze allein darin zurück und warf den Matrosen ein Cabeltau zu, das sie an einem Felsen befestigten.

Diese Menschen blickten ängstlich und argwöhnisch umher und schritten dann rasch auf den großen Felsblock zu, hinter welchem Geordy versteckt war.

Bei ihrer Annäherung zog dieser ein Paar Pistolen aus der Tasche.

Falmouth und ich blickten einander an, unentschlossen über das, was wir zu thun hätten; der Fels war sehr steil und zog sich weit hin; im Fall des Angriffes war es uns unmöglich, Geordy anders als durch unser Geschrei zu unterstützen; und selbst, wenn dieses vermocht hätte, jene Menschen in die Flucht zu jagen, so konnte ihre Schaluppe binnen 10 Minuten den Mistic erreichen und mit denselben unter Segel gehen.

So standen wir noch unentschlossen da, als die Matrosen vor dem Fels, der Geordy verbarg, Halt machten; mit Hülfe eiserner Stangen hoben sie mühsam einen großen Stein empor, der eine Oeffnung verschloß, welche ohne Zweifel sehr geräumig war, denn sie zogen daraus mit großer Eile mehrere sehr schwere Kisten und Fässer hervor, die sie nach der Schaluppe schafften.

Auf die Gefahr hin, entdeckt zu werden, brach Falmouth in ein lautes Gelächter aus, indem er zu mir sagte:

„Das sind ehrliche Schmuggler, die da ihre Contrebande aus Furcht vor einem Besuche der französischen Douaniers oder Küstenwächter versteckt haben und nun ihre Anstalten treffen, diese Nacht mit der verbotenen Frucht unter Segel zu gehen. Das erklärt mir auch, weshalb sie ein Fahrzeug haben, welches ein so guter Segler sein muß."

„Wenn dem aber so wäre," entgegnete ich ihm, „weshalb würde dann Ihr Lieutenant, der doch weder Douanier noch Küstenwächter ist, diese Menschen so bespioniren?"

„Sie haben Recht," entgegnete Falmouth; „ich verliere mich in Vermuthungen; warten wir daher das Ende von dem Allen ab."

Zehn Minuten nach der Einschiffung der Kisten und Fässer erreichte die Schaluppe, so beladen, daß ihr Rand beinahe dem Wasser gleich war, nicht ohne Mühe den Mistic, welcher eben seine letzten Segel gehißt hatte.

Kaum war das Boot abgestoßen, als Geordy aus seinem

Versteck sprang und, so schnell er vermochte, nach jener Gegend der Bucht lief, in welcher die Yacht vor Anker lag. Statt sich aber hinter den Felsen zu verstecken, verfolgte der Lieutenant diesmal den kürzesten Weg und der Mondschein verrieth ihn dabei den Leuten auf der Schaluppe.

Sogleich sprang der Mensch mit der schwarzen Capuze auf, ließ das Steuer, welches er führte, fahren, ergriff rasch ein Gewehr und zielte auf Geordy.

Das Pulver blitzte durch die Dunkelheit und der Schuß fiel! — Ein zweiter Schuß folgte dem ersten, aber Geordy schien nicht verwundet zu sein, denn er lief ununterbrochen bis zu einem Felsvorsprunge, hinter welchem wir ihn aus den Augen verloren.

„Schnell zu der Goëlette!" rief Falmouth; „vielleicht ist es noch Zeit, uns an Bord dieses Mistic zu begeben und von ihm Rechenschaft für seinen Angriff zu fordern."

Während wir aus allen Kräften den Felsenwall entlang liefen, sahen wir, wie die Schaluppe die Ruder gewaltig einlegte, um den Mistic zu erreichen.

Nach wenigen Augenblicken legte sie an, wurde an Bord gehißt, das Fahrzeug öffnete dem Nordwinde seine großen Segel wie ungeheure Flügel und verschwand bald darauf in der Finsterniß des Horizontes.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

„Es ist zu spät!" sagte Falmouth. — „Sie sind fort!"

— — — — — — — — — — — — —

Wir langten in aller Hast bei einem elenden Wirthshause an, das in der Nähe von dem Landungsorte von Frais-Port lag; dort fanden wir Geordy, der nicht verwundet war.

„Aber erkläre mir doch," sagte Lord Falmouth, „was Du an der Küste zu thun hattest, und weshalb die Schurken auf Dich geschossen haben?"

Geordy, der sehr erstaunt war, Falmouth von dem Allen unterrichtet zu sehen, gab die folgenden nähern Umstände an:

Dieser sardinische Mistic, der bei der Ankunft der Yacht schon in der Bai vor Anker lag, sollte sehr bald unter Segel gehen. Obgleich er behauptet hatte, unbefrachtet zu sein, und nur mit Ballast von Barcellona nach Nizza zurückzukehren, schien

doch die Anwesenheit der englischen Goëlette die Absichten des Capitains von jenem Fahrzeuge zu ändern.

Sein Aufenthalt in Porquerolles verlängerte sich immer mehr und mehr, und Williams und Geordy staunten mit Recht, ein armes Handelsfahrzeug so eine kostbare Zeit verlieren zu sehen; denn die Equipage desselben belief sich auf zwanzig Mann, eine Zahl, die für ein Schiff von der Stärke schon auffallend groß war; und da es ohne Beschäftigung blieb, konnte es die Zehrungskosten unmöglich decken. Die beiden Engländer wurden begierig, mit eigenen Augen zu urtheilen, was für eine Art von Fahrzeug das wohl sein möchte, und begaben sich daher unter irgend einem Vorwand an Bord desselben, von dem Capitain einen kleinen Dienst zu erbitten. So konnten sie das Innere des Mistic prüfen, der ihnen weit mehr zum Schnellsegeln als zum Handel geeignet schien; aber nirgends erblickten sie Waffen oder Kriegsmunition, obgleich vom Deck bis zum untersten Raume alles offen war; vergebens jedoch hatten sie versucht, den Capitain zu Gesicht zu bekommen, der niemand Anders war, als der Mann mit der schwarzen Capuze; er hatte das Zusammentreffen mit ihnen stets sorgfältig vermieden.

Auch die französischen Douaniers hatten bei der genauen Durchsuchung dieses geheimnißvollen Fahrzeuges, so wie bei der strengen Inspection von den Papieren des Capitains nichts Verdächtiges gefunden.

Nach den Mittheilungen Geordy's waren unter den zwanzig Mann, welche die Equipage bildeten, fünf bis sechs Italiener; der übrige Theil bestand aus Spaniern und Amerikanern, welche nach ihren finstern Galgengesichtern ein Haufen von entlaufenen Züchtlingen zu sein schienen. Was besonders dazu beigetragen hatte, den dringendsten Verdacht der Engländer zu erwecken, war, daß fast jeden Tag, nach einer gewissen Abwesenheit des sardinischen Capitains, die Equipage seines Fahrzeuges sich allmählig immer stärker und stärker vermehrt hatte, so daß der Mistic mit etwa fünfzig Matrosen unter Segel gegangen war, eine ungeheuer große Anzahl für ein so kleines Fahrzeug.

„Aber,“ sagte Falmouth zu Geordy, „weshalb hast Du sie denn diesen Abend so belauscht?“

„Da diese Leute, die ich für Piraten halte, Anstalten trafen, zugleich mit Ew. Herrlichkeit Yacht oder vielleicht noch

vor derselben unter Segel zu gehen," erwiederte Geordy, „vermuthete ich, daß sie im Augenblick der Abfahrt an das Land gehen würden, um dort verborgene Waffen zu holen, weil wir an Bord keine bei ihnen gesehen hatten. Sobald ich sie daher jetzt mit ihrer Schaluppe von dem Mistic abstoßen und sich gegen die nördlichen Felsen wenden sah, schlüpfte ich längs der Küste hin und langte gerade zu rechter Zeit an, um die Gewißheit dessen zu erhalten, was mein Bruder Williams und ich glaubten."

„Das heißt, daß diese Menschen wirklich Piraten sind?" sagte Falmouth.

„Ohne allen Zweifel, Mylord; die Kisten sind mit Waffen, die Fässer mit Pulver angefüllt, und sie hatten Mittel gefunden, das vor dem ersten Besuche der französischen Douaniers dort zu verstecken."

„Und hast Du sie sprechen hören?"

„Ja, Mylord; ich hörte, wie ein amerikanischer Matrose zu einem andern sagte, indem er auf die Pulverfässer zeigte: Da ist Leim, die englische Fliege zu fangen; — das heißt, Ew. Herrlichkeit Goëlette."

„Vortrefflich!" sagte ich lächelnd zu Falmouth; „wir sind noch im Hafen, und schon beginnen die Gefahren. Sie sind wahrlich ein verzogenes Kind des Schicksals."

„Ich erkenne ihre Absicht vollkommen," entgegnete Falmouth; „sie rechnen ohne Zweifel darauf, ihren abscheulichen Mistic durch meine hübsche Gazelle zu ersetzen. Das wäre für sie eine vortreffliche Acquisition, denn wären sie einmal Eigenthümer meiner Yacht, so könnte kein Kriegsschiff sie erreichen und kein Handelsfahrzeug ihnen entrinnen."

„Und es ist überflüssig hinzuzufügen," sagte ich zu Falmouth, „daß unsere Gegenwart ihnen sehr im Wege sein würde und daß sie uns daher ohne Zweifel aus Furcht vor unserer Schwatzhaftigkeit in das Meer würfen."

„Das ist eine der gewöhnlichen Bedingungen solchen Tausches; aber wir werden dem, wie ich hoffe, einige Hindernisse entgegensetzen," sagte Falmouth; dann fügte er hinzu:

„Ich habe nicht nöthig, Geordy, Dir zu empfehlen, sobald wir auf dem Meere sind, den Horizont immer genau zu erspähen, damit wir von den Schurken nicht überfallen werden. Du bist übrigens ein wachsamer und tapferer Seemann, der

würdige Bruder Deines Bruders. Ihr seid Beide seit Eurer Kindheit auf dem Salzwasser geschaukelt, deshalb schlafe ich ohne Besorgniß, sobald die Yacht in Euren Händen ist. Ich habe Euch Beide schon Angesicht in Angesicht mit vielen Gefahren und bei den fürchterlichsten Stürmen gesehen. — Sollten Sie nun wohl glauben," wendete sich Falmouth zu mir, indem er auf Geordy deutete, „daß er und sein Bruder trotz ihrer sanften Gesichter in der Gefahr wahre Löwen sind?"

Bei diesem Lobe lächelte Geordy bescheiden, senkte die Augen, erröthete wie ein junges Mädchen und ging dann zu seinem Bruder Williams, um Alles vorzubereiten, denn wir sollten am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang aus der Bucht von Porquerolles unter Segel gehen.

Fünftes Kapitel.

Die Ueberfahrt.

Wir waren seit drei Tagen von Frankreich abgesegelt; der Wind, bis dahin günstig, wurde uns auf der Höhe von Sardinien conträr.

Ohne grade ganz gewiß zu sein, von dem geheimnißvollen Mistic angegriffen zu werden, dessen Abfahrt so plötzlich und so feindlich gewesen war, hatte Falmouth dem Capitain seiner Yacht geboten, sich fortwährend auf der Huth zu halten. Die Caronaden der Gazelle wurden also mit Kartätschen geladen, die Waffen im Zwischendeck bereit gehalten, und während der Nacht blieb beständig ein Matrose auf Posten, um einen Ueberfall zu verhindern.

Ich wurde nicht müde, die Ruhe und Sanftmuth der beiden jungen Offiziere der Yacht zu bewundern, ihre schweigsame Thätigkeit und das zärtliche Gefühl, welches sie an einander zu fesseln und, wenn man so sagen kann, selbst ihren kleinsten Handlungen eine rührende Uebereinstimmung zu verleihen schien.

Ich bemerkte auch, daß, wenn das Manöver verlangte, daß Williams oder Geordy in Falmouths Gegenwart irgend

einen Befehl geben mußten, ihre Stimme immer einen für den Lord ehrfurchtsvollen Ton zu bewahren wußte. Ich erkannte in dieser Rücksicht einen ausgesuchten Tact, oder vielmehr den Ausdruck einer sehr zarten Natur.

Geordy gehorchte Williams, seinem ältern Bruder, mit freudiger Unterwerfung; kurz, nichts war lieblicher zu beobachten, als die gegenseitige Zuneigung dieser beiden Brüder, die sich jede Minute mit dem Blicke befragten und antworteten und sich so über tausend Einzelnheiten ihres Dienstes mit seltenem Scharfsinn, oder vielmehr mit einer wunderbaren Sympathie, verständigten.

Ich war neugierig gewesen, die Cajüte kennen zu lernen, die sie im Vorderdeck mit einander bewohnten.

Ich sah darin zwei Hängematten von blendender Weiße, einen kleinen Tisch und eine Kommode von Nußbaumholz, so blank wie ein Spiegel; zwei grob gemalte Bilder, von denen das eine ihre Mutter darstellte, ein ernstes und sanftes Gesicht, dem sie Beide auffallend glichen, das andere ihren Vater, dessen männliche und offene Züge gute Laune und Redlichkeit athmeten. Zwischen diesen beiden Porträts hingen als einziger Schmuck die Waffen der beiden Brüder, von dem Eichengetäfel ihres kleinen Stübchens abstechend.

Oft, wenn die Goëlette recht im Gange war und sich ihre weißschäumende Bahn durch die friedlichen Wogen des mittelländischen Meeres öffnete, setzten sich Williams und Geordy neben einander auf eine Kanone, und lasen, die Arme verschlungen, das Gesicht ernst und nachdenkend, fromm in einer alten Bibel mit kupfernen Beschlägen, die auf ihren Knieen lag; sie unterbrachen sich dann nur zuweilen, um einen melancholischen Blick auf den ungeheuern und einsamen Horizont zu werfen, eine Zerstreuung, die auch wieder nur eine Huldigung vor der Größe Gottes war!

Andere Male überließen sich die Brüder, wenn diese religiöse Lectüre vorüber war, langen vertraulichen Plaudereien.

Eines Tages war ich neugierig, eine ihrer Unterredungen zu belauschen; ich setzte mich also in die Nähe der Kanone, auf der sie Platz genommen hatten, und nachdem ich einige Worte mit ihnen gewechselt, stellte ich mich, als ob ich einschliefe.

Ich hörte nun, wie sie sich unbefangene Geständnisse über ihre Hoffnungen machten, wie sie süße Erinnerungen an ihr

Vaterland zurückriefen, sich gegenseitig anspornten, Falmouth gut zu dienen, diesem edlen Beschützer ihrer Familie, für den sie jene ehrfurchtsvolle, innige, beinahe kindliche Anhänglichkeit zeigten, welche ehedem bei uns mehrere Generationen hindurch die Hausdiener (in der feudalistischen Bedeutung des Wortes)[1]) für die großen Häuser bewahrten, die ihre Patrone waren.

Wenn die beiden Brüder von dem Lord sprachen, geschah es stets ohne Unehrerbietigkeit, ohne Neid, und besonders ohne irgend einen bittern oder eifersüchtigen Seitenblick auf ihre unbekannte und ärmliche Stellung.

Einmal unter andern erzählten sie verschiedene nähere Umstände aus dem Leben Falmouths, die mich mit Staunen erfüllten. Dieser Mensch, den ich gegen alle menschlichen Gefühle so abgestumpft hielt, hatte tausendmal die großmüthigste Güte, das ausgesuchteste Zartgefühl gezeigt. Williams und Geordy sprachen davon mit Bewunderung.

Je länger mein vertraulicher Umgang mit Henry währte, desto mehr wuchs mein Staunen.

Täglich entdeckte ich an ihm die gewaltigsten Eigenschaften und im größten Widerspruche zu dem wirklichen oder erborgten Charakter, unter dem ich ihn bis dahin gekannt hatte. Seine Laune war von unvergleichlichem Ernst, seine Feinheit, sein Scharfsinn bewundernswerth, sein Geist von seltener Erhabenheit.

Bald bemerkte ich in unseren langen Unterhaltungen, daß seine Ironie minder beißend wurde, seine Bemerkungen minder spottend, sein Scepticismus minder unduldsam; man hätte glauben können, er lege allmählig die einzelnen Stücke einer Rüstung ab, deren Nutzlosigkeit er erkannte.

Damals sah ich mit dem Gefühle des Glücks, wie der Charakter Falmouths sich so gänzlich umgestaltete.

Ich fühlte mich durch die herzliche und rührende Zudringlichkeit verführt, mit welcher er mich um meine Freundschaft bat. Ich genoß gierig dies lebhafte und aufrichtige Gefühl, dessen trostreiche Süßigkeiten ich zum ersten Male empfand;

---

1) Das heißt die, welche einen Theil des Hauses bildeten; es war damit kein Gedanke der Knechtschaft verbunden: die Pagen, die Stallmeister und die Kammerherren waren in dieser Bedeutung des Wortes, Domestiken, Hausdiener.

kein Opfer wäre mir zu schwer gewesen, um die Zukunft dieser für mich so köstlichen Neigung zu sichern, und da ich sie edel und wahr selbst empfand, fühlte ich mich auch würdig, sie einzuflößen.

Glücklich durch mein Vertrauen, dankte mir Falmouth mit der innigsten Herzlichkeit, daß ich an seine Freundschaft geglaubt hatte. „Da wir jetzt so durch das Leben schreiten," sagte er mir, „der Eine fest auf den Andern gestützt, wollen wir allen Leiden desselben trotzen; denn die Täuschungen der Liebe, des Stolzes, des Ehrgeizes, die stets so schmerzlich sind, weil sie concentrirt bleiben, müssen alle ihre Bitterkeit verlieren, indem sie sich in das Herz eines Freundes ergießen."

Der Ton seiner Stimme war so wahr, seine Züge hatten einen solchen Ausdruck der Aufrichtigkeit, daß ich mein Mißtrauen gänzlich vergessen hatte; ich gab mich voll Glück der vollen Anziehungskraft einer Neigung hin, die ich noch nicht kannte.

Dann kamen endlose Plaudereien, deren Reiz ich nicht zu schildern vermag. Die Einbildungskraft Falmouths war lebhaft und glänzend, sein Geist sehr gebildet. Wir besaßen beide ziemlich umfassende und mannigfaltige Kenntnisse und hatten daher auch, ungeachtet der langen Stunden der Ueberfahrt, nie einen Augenblick der Langeweile.

Je mehr unsere Vertraulichkeit zunahm, desto größer wurde auch mein Glaube an Falmouth und an mich selbst. Ich fühlte mich glücklich und besser; eine neue Zukunft öffnete sich mir; ich hatte Muth genug, diese junge und frische Glückseligkeit nicht einer ausdörrenden Analyse zu unterwerfen. Ich ließ mich unbefangen zu Eindrücken gehen, die ich so rein und wohlthuend fand.

— — — — — — — — — — — —

Wir waren seit fünf Tagen auf dem Meere.

Eines Abends ziemlich spät, gegen elf Uhr, ließ ich Falmouth in dem Salon und ging hinauf auf das Deck, die Frische der Nacht zu genießen; hier setzte ich mich in eine Jolle, die auf dem Hintertheile der Yacht hing.

Seit einiger Zeit war ich in meine Träumereien versunken, als der wachthabende Matrose ein Schiff anrief, das sich uns nahete.

Ich stand auf.

Die Schildwach rief zum zweiten Male ihr Hallo!

Da sah ich fast augenblicklich ganz schweigend an unserm Bakbord und in sehr geringer Entfernung von uns ein Fahrzeug vorübergleiten, das ich an seinen ungeheuer breiten Quersegeln augenblicklich für den sardinischen Mistic aus der Bucht von Porquerolles erkannte.

Die Nacht war klar, die Fahrt des Mistic nicht sehr schnell; auf dem Deck dieses langen und schmalen Fahrzeuges drängten sich eine Menge Menschen dicht aneinander.

An dem Maste hing ein Fanal. Durch das röthliche, ungewisse Licht beschienen, unterschied ich am Hintertheile des Schiffes, das Steuer regierend, den Menschen mit der schwarzen Capuze, den ich schon bei der Landung der Schaluppe bemerkt hatte.

Seltsames Zusammentreffen, dessen Folgen noch viel seltsamer sein sollten.

— — — — — — — — — — — —

Der Mistic entfernte sich; das Rauschen seines Kieles wurde schwächer.

Einige Minuten noch konnte ich ihm mit den Augen folgen, Dank der Weiße seiner Segel; dann wurden diese undeutlicher, endlich verschwanden sie ganz, und ich sah in der nebligen Ferne nichts mehr, als einen leuchtenden Punkt, welcher von Zeit zu Zeit, je nach dem Spiele der Segel, verschwand, wie ein Stern hinter einer Wolke.

Bei dem Erscheinen dieses verdächtigen Fahrzeuges hatte Williams seinem Bruder befohlen, Falmouth zu holen.

„Nun, Williams," sagte dieser, indem er auf das Deck kam, „wir finden also unsere schlechte Bekanntschaft von Porquerolles wieder?"

„Der Mistic ist uns eben Contrebord vorübergefahren, Mylord."

„Und was ist Deine Meinung?"

„Ew. Herrlichkeit Befehle vorbehaltend, wäre meine Meinung, uns sogleich in Vertheidigungszustand zu setzen, denn ich glaube, daß der Pirat, gleich uns durch widrige Winde in diesen Gewässern zurückgehalten, uns angreifen wird, da er uns nicht darauf vorbereitet glaubt, ihn zu empfangen, und überdies auf die Zahl seiner Mannschaft rechnet."

„Beweisen wir denn diesen Schurken, daß sie sich täuschen,

mein braver Williams, und daß vierzig John-Bulls mehr werth sind, als dieser zusammengeraffte Haufe, diese Musterkarte von Galgenvögeln. — Nun," fügte Falmouth hinzu, als er mich erblickte, „das macht sich ja ganz vortrefflich; dieses Abenteuer entzückt mich. Das ist eine vortreffliche Einleitung für unsere Canaris-Laune, die Introduction unserer Oper!"

„Als wahre Dilettanti," entgegnete ich, „wollen wir uns daher in Stand setzen, unsere Partie zu spielen, und dazu unsere Waffen holen."

Ich ging in meine Cajüte hinab.

Falmouth trat beinahe zugleich mit mir ein.

So heiter und entschlossen er mir auf dem Deck erschienen war, so traurig und niedergebeugt fand ich ihn jetzt.

Er ergriff gerührt meine Hände und sagte: „Arthur, — ich bin jetzt in Verzweiflung über diese Thorheit!"

„Von welcher Thorheit wollen Sie sprechen?"

„Wenn Sie verwundet würden, gefährlich verwundet," sagte er, indem er einen sehr gerührten Blick auf mich richtete, — „so würde ich mir das in meinem ganzen Leben nicht verzeihen."

„Und sind Sie denn nicht denselben Gefahren ausgesetzt?"

„Ohne Zweifel, — aber daß Sie, — Sie, — den verhängnißvollen Folgen meiner verschrobenen Laune erliegen, das ist es, was ich abscheulich finde."

„Welch' ein Gedanke! Machen wir nicht die Reise auf gemeinschaftliche Kosten? — Müssen wir nicht Alles theilen? — Das ist ein Reiseabenteuer, weiter nichts. Waren wir nicht übereingekommen, die Abenteuer als wahre irrende Ritter aufzusuchen? Sahen endlich nicht Sie selbst eben sehr zufrieden über dieses Zusammentreffen aus?"

„Eben stand ich vor meinen Leuten, und die wollte ich meine Gedanken nicht errathen lassen — Ihnen aber kann ich Alles sagen. — Nun gut also! Jetzt bin ich in Verzweiflung über alle diese Geschichten, und statt uns damit zu unterhalten, die Großprahler zu spielen, habe ich große Lust, aus der Schnelligkeit meiner Goëlette Vortheil zu ziehen, um —"

„Woran denken Sie?" rief ich aus; „und was würde man im Yacht-Club dazu sagen? Daß eines seiner Mitglieder vor einem Seeräuber entflohen sei? Und dann, mein lieber Henry," — sagte ich lachend, — „bedenken Sie doch, daß

Ihre Besorgnisse für meine Eigenliebe nicht sehr schmeichelhaft sind."

„Hören Sie, das ist abscheulich! Zum ersten Male in meinem Leben — finde ich einen Freund — nach meinem Traume — und durch meine eigne Schuld komme ich in die Gefahr, ihn wieder zu verlieren!" rief Falmouth aus, und dabei ließ er sich auf einen Stuhl niedersinken und verbarg das Gesicht in beide Hände.

„Mein lieber Henry," erwiederte ich ihm, tief gerührt durch seinen Ton, „danken wir im Gegentheile dem Zufall, der uns diese Probe herbeiführt; die Aufregung, die wir Beide empfinden, — beweist uns die nicht, daß die Freundschaft schon tief in unsere Herzen eingedrungen ist? Hätten wir in der bleichen Alltäglichkeit des Weltlebens wohl eine solche Entdeckung machen können? Folgen Sie mir und sehen Sie in diesem Ereignisse ein günstiges Geschick; segnen wir den Zufall und ziehen wir Vortheil daraus. — Im Feuer erkennt man das reine Gold."

Ein Schiffsjunge kam eilig herab und bat Falmouth, sich auf das Deck zu begeben.

Als das Kind hinaus war, warf sich Henry mit heftiger Aufregung in meine Arme und rief: „Sie sind ein edles Herz — mein Instinkt hat mich nicht getäuscht."

Ich blieb allein.

Wenn Falmouth für mich die möglichen Fälle dieses Kampfes fürchtete, so that ich dies für ihn auch sehr lebhaft.

Diese Besorgniß enthüllte mir die ganze Größe der Zuneigung, die ich für ihn hegte.

Durch welch' ein Wunder hatte sich diese Freundschaft so schnell entwickelt? Wie kam es, daß ungeachtet meiner Zweifel, meines Mißtrauens, meiner gewöhnlichen Ungläubigkeit ihre Wurzeln schon so tief gingen?

Ich weiß es nicht, aber es war so, und doch reisten wir kaum seit einem Monate mitsammen.

Vielleicht werden diese raschen Fortschritte weniger verwundern, wenn man an den geheimen Instinkt denkt, der uns schon vor unserer Abreise zu einander hinzog......

Ich nahm meine Waffen.

Da hatte ich einen Augenblick entsetzlicher Angst.

Indem ich an die Gefahr dachte, der wir entgegensehen sollten, fürchtete ich, feig zu sein, — oder vielmehr, daß mein

Muth sich nicht bis zu der Höhe einer edlen Selbstverläugnung erheben möchte. Wenn ich mich fragte, ob ich im Augenblicke der höchsten Gefahr fähig sein würde, mein Leben zu opfern, um Falmouth zu retten, so wagte ich, wie ich zu meiner Schande gestehen muß, nicht, bejahend zu antworten.

Es ist wahr, ich kannte mir Muth, kalten, ziemlich hartnäckigen Muth. Ich hatte ein Duell gehabt, in welchem meine ruhige Energie mir Ehre machte; aber konnte das für wahren Muth gelten? Kann ein Mann von Geburt ein Duell ablehnen? Kann er sich dabei anders als anständig benehmen, und wäre es auch nur aus Lebensart oder Stolz?

Ich wußte daher nicht, ob ich den ungestümen Muth besitzen würde, welcher der Gefahr entgegeneilt, wie der Magnet dem Eisen, der in einem blutigen Handgemenge sich noch steigert, und der, über den Gefahren schwebend, seine Streiche mit sicherer Hand führt und seine Opfer sich wählt.

Ich traute mir zu, ich fühlte, den kalten, trägen Muth des Artilleristen zu besitzen, der in seiner Batterie einer Kugel entgegensieht, ohne zu erbleichen, aber nicht die hinreißende Unentschlossenheit des Parteigängers, welcher, den Säbel in der Faust, sich mit wildem Feuer mitten in das Gemetzel stürzt.

Und doch hatten wir gewiß in einem Kampfe, Mann gegen Mann, bei einer Enterung, unser Leben zu vertheidigen. — Und wenn mir der Muth gebrach! — Und wenn ich vor diesen Fremden, — vor Falmouth, feig erschien — oder auch nur schwach! — Wenn mein Instinkt der Selbsterhaltung mir die Besinnung raubte?

Nein, ich kann nicht sagen, wie fürchterlich in diesem Augenblicke Zögerung und Ungewißheit auf mir lasteten!

Aber ich gestehe, das, was ich am meisten fürchtete, war, daß ich auf den Fall, wenn Falmouth's Leben unbedingt von meinem Muthe abhinge, dieser erhabenen Pflicht nicht genügen möchte.

Sechstes Kapitel.

Der Kampf.

Ich stieg auf das Deck.

Ich hatte eine Doppelflinte und ein schweres damascirtes türkisches Beil genommen, das ich einst als Merkwürdigkeit kaufte, das aber bei dieser Gelegenheit eine vortreffliche Waffe wurde, denn außer seiner scharfen Schneide lief es auch noch in eine sehr feine Lanzenspitze aus.

Ich sah mich nach dem Mistic um, aber sei es nun, daß das Fahrzeug sein Feuer ausgelöscht hatte, sei es, daß es weit fortgesegelt war, genug, ich erblickte es nicht mehr.

Die Equipage der Yacht war schnell bewaffnet.

Bei dem Scheine einiger Luntenstöcke, die mit ihrer eisenbeschlagenen Spitze in Wasserkübel gestoßen waren, sah man die dienstthuenden Artilleristen neben ihren Caronaden stehen; andere Matrosen, auf beiden Seiten der Goëlette aufgestellt, ladeten ihre Gewehre, während ein alter Hochbootsmann mit grauem Haar das Steuerruder aus den Händen eines viel jüngeren Kameraden nahm, dessen Erfahrung ohne Zweifel nicht geprüft genug war, diesen wichtigen Posten während des Kampfes auszufüllen.

Das Alles ging unter dem tiefsten Schweigen vor sich; man hörte nichts, als das Rasseln der Ladestöcke in den Gewehrläufen und das Dröhnen der Gewehrkolben auf den Dielen des Deckes.

Williams, der auf dem Hintertheile auf seiner Quartierbank stand, gab seine letzten Befehle. Geordy, welcher die Aufsicht über die Artillerie führte, leitete diesen Theil des Dienstes.

Falmouth kam auf das Deck. Er hatte seine gewöhnliche Maske der Sorglosigkeit wieder angelegt.

„Mylord, Alles ist bereit,“ sagte Williams. „Wollen Ew. Herrlichkeit diesen Piraten unter Segel oder durch Enterung bekämpfen?“

„Was lieben Sie mehr, den Kampf unter Segel, oder die

Enterung?" fragte Falmouth mich, als wäre es darauf angekommen, zwischen Bordeauxwein und Madeira zu wählen.

„Das ist mir vollkommen gleichgültig," sagte ich lächelnd; „lassen Sie uns ohne Ceremonie handeln, und folgen Sie der Ansicht Williams', das wird das Sicherste sein."

„Was meinst Du, Williams?" fragte Falmouth.

„Daß wir, uns unter Segel haltend, durch die Artillerie von Ew. Herrlichkeit Yacht den Mistic vernichten können, ohne daß er uns zu nahen oder uns viel Schaden zu thun vermag; denn ich glaube nicht, daß er Artillerie an Bord hat."

„Und die Enterung?" fragte Falmouth.

„Ich glaube die Equipage der Yacht hinlänglich zu kennen, Mylord, um überzeugt zu sein, daß die Piraten nach einem tüchtigen Gefecht zurückgetrieben werden, und daß vielleicht sogar ihr Mistic in unserer Gewalt bleibt. Aber," — rief Williams plötzlich, indem er mit der Spitze seines Fernrohres auf einen weißen Punkt deutete — „der Mistic hat umgelegt; er kehrt gegen uns zurück, Mylord!"

In der That sah ich bald darauf aus der Dunkelheit die weißen Segel des Mistic hervortreten, der rasch auf uns zukam.

Ich lud meine Flinte, legte mein Beil neben mich und wartete.

Ich erinnere mich vollkommen an das, was ich in meinem Gesichtskreise von dem Gefechte erblickte; denn ich gestehe, daß ich nicht den Muth gehabt hatte, mich hinlänglich von meinen persönlichen Beschäftigungen zu isoliren, um das Ganze dieser mörderischen Scene zu umfassen.

Ich stand am Hintertheil, Bakbord der Yacht.

Einige Schritt vor mir, am Fuße des Besanmastes, mir den Rücken zuwendend, lenkte ein alter Matrose das Steuerruder. Williams gab von seiner Quartierbank aus einige Befehle an einen Hochbootsmann, der ihn mit dem Hut in der Hand anhörte. Falmouth, der auf eine Kanone gestiegen war, hielt mit einer Hand die Wandtaue, in der andern sein Gewehr, und sah in der Richtung nach dem Mistic hinaus.

Das tiefste Schweigen herrschte an Bord der Yacht. Es war ein Augenblick ernster und feierlicher Erwartung.

Was mich betraf, so erinnerte mich das, was ich empfand, — man entschuldige diesen kindischen Vergleich — sehr an die unruhige Spannung, die ich in meiner Kindheit fühlte,

wenn ich von Sekunde zu Sekunde erwartete, daß in irgend einem Stücke auf dem Theater ein Schuß fiele.

Und soll ich noch eine andere Aermlichkeit meines Charakters eingestehen? Noch nie hatte ich irgend einer Gefahr die Stirn geboten, ohne mir im Augenblick alle mögliche Folgen derselben vorzustellen. So dachte ich in dem Duelle, von dem ich sprach, das erbittert, sehr erbittert war, nicht an den Tod, sondern an die häßlichen Verstümmelungen, die aus einer Wunde entstehen können; und im Augenblick dieser Enterung hegte ich dieselben Gedanken. Mit Entsetzen sah ich mich eines Armes oder eines Beines beraubt und dadurch für Alle ein Gegenstand zurückstoßenden Mitleids werden.

Ein leiser Schlag auf die Achsel entriß mich diesen Betrachtungen.

Ich drehte mich um. Ohne das Rule Britannia zu unterbrechen, welches er zwischen den Zähnen pfiff, deutete Falmouth mit der Spitze seines Gewehrs auf einen weißen Punkt am Horizonte, der immer näher und näher kam.

Ich fing an, den Mistic deutlich zu unterscheiden.

Plötzlich wurde ich durch eine Lichtgarbe geblendet, welche einen Augenblick den Horizont, das Meer und Alles, was ich von der Yacht sah, beleuchtete. Zu gleicher Zeit hörte ich den aufeinander folgenden Knall mehrerer Feuergewehre und das Pfeifen der Kugeln, welche nahe an mir vorüberfuhren.

Meine erste Bewegung war gewesen, zurückzuweichen, meine zweite, anzuschlagen und in der Richtung des Mistic zu schießen; die Ueberlegung aber hielt mich zurück.

Meine Ungeduld, meine Neugier, erreichten jetzt den höchsten Grad; ich sage Neugier, weil dies Wort allein mir die gierige Ungeduld auszudrücken scheint, von der ich bewegt wurde.

Ich fühlte meine Adern heftig pochen und das Blut mir zum Herzen und zur Stirn strömen.

Kaum war der Knall verhallt, als der Mistic mit halbeingezogenen Segeln aus einer dichten Rauchwolke hervortrat.

Es war ein fremdartiges Schauspiel.

Bei dem ungewissen Lichte des Mondes stachen der Körper und das Tauwerk dieses Schiffes schwarz gegen die weißliche Wolke ab, welche der Wind auf uns zutrieb.

Einen Augenblick darauf war der Mistic der Goëlette so nahe zur Seite, daß er sie beinahe berührte.

Von dem Fanal beleuchtet, stand der Mann mit der schwarzen Capuze am Steuer; mit der einen Hand lenkte er das Ruder, mit der andern deutete er auf die Yacht, und ich hörte ihn auf Italienisch den Piraten zuschreien, die sich an seinem Bord tumultuarisch drängten:

„Schießt nicht! Zur Enterung! Zur Enterung!"

Nach dem Manöver der Piraten mußte die Enterung ohne Zweifel auf der rechten Seite stattfinden, und die ganze Equipage der Yacht stürzte daher nach diesem Bord.

Die Kanoniere ergriffen die Taue, welche den Batterien der Caronade entsprachen.

Ich zielte auf den Menschen mit der schwarzen Capuze, den ich genau auf dem Korn hatte. In dem Augenblicke, als ich gegen den Abzug drückte, commandirte Williams:

„Feuer überall!"

Ich schoß, aber ich konnte die Wirkung meiner Kugel nicht sehen.

Eine starke Explosion erschütterte die Yacht. Die vier mit Kartätschen geladenen Caronaden des Steuerbords hatten auf den Piraten-Mistic Feuer gegeben, ohne Zweifel in eben dem Augenblick, als er die Yacht enterte, denn diese empfing einen so heftigen Stoß, daß ich beinahe umgeworfen worden wäre.

Mehrere Kugeln pfiffen mir um den Kopf.

Hinter mir stürzte ein schwerer Körper nieder und ich hörte, wie Falmouth mir mit matter Stimme zurief:

„Sehen Sie sich vor!"

Ich blickte besorgt nach ihm um, als ein Mensch in einer katalonischen Mütze auf das Deck sprang, mich mit der einen Hand bei der Halsbinde packte und mit der andern einen Pistolenschuß so nahe auf mich abfeuerte, daß mir das Pulver das Haar und den Bart versengte.

Eine heftige Bewegung, die ich machte, indem ich mich zurückwarf, lenkte den Schuß ab, so daß er mir über die Schulter ging. Ich hielt meine Doppelbüchse, die noch mit einem Schuß geladen war, in der Hand; in dem Augenblick, als der Pirat, wüthend darüber, mich verfehlt zu haben, einen Streich mit dem Schafte seiner Pistole nach meinem Kopf führte, setzte ich ihm mein Rohr auf die Brust und schoß.

Die Erschütterung war so heftig, daß mir der Arm davon ganz betäubt wurde.

Der Pirat drehte sich heftig um, wankte, stürzte auf den Rücken und that noch einige krampfhafte Sätze.

Ich wich zurück und trat auf Jemand; es war Falmouth, der am Fuße des großen Mastes lag.

„Sie sind verwundet?" rief ich aus, indem ich mich über ihn stürzte.

„Ich glaube, ich habe da etwas, wie einen zerschmetterten Schenkel; aber beschäftigen Sie sich nicht mit mir!" rief er aus. „Sehen Sie sich vor! Da kömmt ein anderer der Spitzbuben herauf; ich sehe schon seinen Kopf. — Machen Sie Front gegen ihn oder Sie sind verloren!"

Der Anblick Falmouths, der auf das Deck niedergestreckt lag, brach mir das Herz.

Ich dachte nicht einen Augenblick an die Gefahr, der ich ausgesetzt sein konnte; ich wollte vor allen Dingen Henry einem gewissen Tode entreißen, denn da er so außer Stand war, sich zu vertheidigen, mußte er unfehlbar niedergemetzelt werden.

Zum Glück erblickte ich die hintere Lückenklappe, die nicht geschlossen worden war, eine Oeffnung von 3 Quadratfuß, die in den gemeinsamen Salon führte. Ich faßte Falmouth sogleich unter die Arme und zog ihn zu dieser Oeffnung, trotz seines Widerstandes, denn er sträubte sich, indem er rief:

„Da ist der Räuber oben! Er wird auf Sie einspringen!"

Ohne Falmouth zu antworten, und von meiner Kraft Gebrauch machend, setzte ich ihn auf den Rand der Klappenlücke, so daß die Beine nach innen hinabhingen, und rief ihm zu:

„Jetzt lassen Sie sich hinuntergleiten und Sie sind wenigstens in Sicherheit."

„Da ist er! es ist zu spät! Sie stürzen sich in das Verderben, indem Sie mich retten!" schrie Falmouth mit herzzerreißendem Tone.

Indem er diese Worte aussprach, ließ ich ihn mit der letzten Kraftanstrengung in das Innere des Salons hinabgleiten, wo er nichts mehr zu fürchten hatte.

Das Alles erforderte viel weniger Zeit, als die Beschreibung.

Noch stand ich gebückt, ein Knie zur Erde gebeugt, als eine Eisenhand mich am Halse packte, ein kräftiges Knie sich

gegen meine Rippen stemmte und ich zugleich einen kräftigen Stoß gegen die Schulter empfing. Diesem Stoße folgte eine stechende Frische.

Mein Beil lag nicht weit von mir; ich ergriff es, und indem ich eine verzweifelte Anstrengung machte, um aufzustehen, führte ich hinter mich, nur durch Zufall geleitet, einen wüthenden Streich, der ohne Zweifel sein Ziel noch erreichte, denn mein Beil traf auf einen harten Körper, die Hand, die mich würgte, ließ mich plötzlich los. Ich konnte mich jetzt emporrichten.

Kaum stand ich, als der Mann mit der schwarzen Capuze, der mich angegriffen hatte, während ich Falmonth hinabließ, auf mich losstürzte.

Ich war ohne Waffen, denn ich hatte mein Beil fallen lassen, und wir packten uns Mann gegen Mann.

Es entspann sich ein erbitterter Kampf.

Seine schwarze Capuze umhüllte ihn fast ganz und verbarg sein Gesicht. Er schlang eins seiner nervigen Beine um die meinigen, mich aus dem Gleichgewicht zu bringen; dann packte er mich zum Erdrücken und wollte mich vom Deck aufheben und mich über Bord der Goëlette werfen.

War er aber kräftig, so war ich es nicht minder.

Das glühende Verlangen, Falmouth zu rächen, der Zorn, und, soll ich die Kinderei eingestehen, der Ekel, den Hauch dieses Räubers an meiner Wange zu fühlen, gaben mir neue Kräfte.

Ich machte eine meiner Hände frei von seiner gewaltigen Faust, und konnte den Piraten glücklicherweise bei der Gurgel packen. Hier fühlte ich die Schnur eines Scapuliers, schlang sie um die Hand und drehte sie schnell ein paarmal um.

Ich fing wahrscheinlich an, meinen Gegner zu erdrosseln, denn ich fühlte, daß sein Griff schwächer wurde.

Durch einen glücklichen Zufall machte eine Bewegung des Fahrzeuges, daß wir Beide strauchelten.

Schon erschöpft, sank der Pirat rückwärts auf die Brüstung der Yacht; eine letzte Anstrengung, und ich warf ihn in das Meer. Eben sollte mir dies gelingen, indem ich mich mit meiner ganzen Gewalt auf ihn warf, als er mich wüthend in das Gesicht biß.

Obgleich mehrere Schüsse in diesem Augenblicke einen hel-

len Schein verbreiteten und die Capuze des Piraten halb zurückgefallen war, konnte ich seine Züge nicht erkennen, denn sein Gesicht war ganz mit Blut bedeckt.

Indem ich mich zurückbog, bemerkte ich jedoch so viel, daß seine Zähne außerordentlich weiß, spitz und auseinanderstehend waren.

Ich stürzte mich aufs Neue über ihn und es gelang mir, ihn vom Deck aufzuheben und ihn beinahe der Länge nach auf die Brüstung zu legen.

Aber als der Pirat sich so über dem Meere schweben sah, machte er eine letzte Anstrengung, indem er sich mit einer Hand an meinen Kragen klammerte, mit der andern in meine Haare, und so schwebte er auf der äußern Seite der Brüstung, während ich auf der innern stand.

Ich suchte mich von ihm loszumachen, als ich einen heftigen Schlag auf den Kopf empfing.

Die Hände des Mannes mit der schwarzen Capuze öffneten sich und ich wurde ohnmächtig.

Siebentes Kapitel.

Der Arzt.

Sehr peinlich ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe.

Hier kömmt wieder einer der Abschnitte meines Lebens, die ich auf immer aus meinem Gedächtnisse verwischen zu können wünschte; einer der fürchterlichsten Augenblicke des Schwindels, während welcher —

Aber die Stunde zu dieser verhängnißvollen Enthüllung wird nur zu bald kommen.

Betäubt durch den heftigen Schlag, den ich empfangen hatte, war ich also in dem Augenblick ohnmächtig geworden, als der Piraten-Capitain in das Meer stürzte.

Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in meiner Cajüte, Kopf und Schultern mit Bandagen umwickelt.

Falmouths Arzt, von dem ich zu sprechen vergaß, ein sehr ernster, sehr unterrichteter Mann, stand neben mir.

Mein erster Gedanke war Henry.

„Wie befindet sich Lord Falmouth?“ fragte ich den Arzt.

„Mylord ist ganz wohl,“ entgegnete er mir; „seine Wunde war zum Glück nicht gefährlich.“

„Ist sein Schenkel nicht zerschmettert?“

„Nur eine starke Contusion, viel schmerzhafter vielleicht, als ein Bruch, aber nicht sehr gefährlich.“

„Und die Piraten?“

„Sie sind entkommen und unter Segel gegangen, nachdem sie fünf der Ihrigen in diesem Kampfe verloren haben; aber ohne Zweifel nahmen sie eine große Menge Verwundeter mit sich hinweg.“

„Und haben wir viel Mannschaft verloren?“

„Drei Matrosen und ein Oberbootsmann sind getödtet und neun Mann mehr oder minder schwer verwundet.“

„Es ist Tag, wie es scheint! — Wie viel Uhr ist es denn?“

„Elf Uhr!“

„Wahrlich, ich glaube zu träumen! — Das Alles geschah also —?“

„Diese Nacht.“

„Und worin bestehen meine Wunden?“

„Eine Wunde am Kopfe und ein Dolchstoß in der Schulter. — Wahrlich, gnädiger Herr, nur eine Linie tiefer, und diese letzte Wunde wurde tödtlich. — Aber wie fühlen Sie sich diesen Morgen?“

„Gut; ich habe etwas Brennen in der Schulter, das ist Alles; aber Falmouth? Falmouth?“

„Mylord wird binnen hier und einigen Tagen nicht gehen können. Seiner Wunde ungeachtet wollte er mir beistehen, Ihnen die erste Sorge zu widmen, und sogar diese Nacht bei Ihnen wachen, aber seit einer Stunde haben seine Kräfte ihn im Stiche gelassen, und ich ließ ihn nach seiner Cajüte schaffen; jetzt ruht er. Sobald er erwacht, wird er wieder zu Ihnen kommen, denn es drängt ihn, seine ganze Dankbarkeit gegen Sie auszusprechen.“

„Sprechen wir davon nicht, Doctor!“

„Weshalb nicht, gnädiger Herr!“ rief der Doctor aus.

„Haben Sie nicht in der Mitte dieses erbitterten Kampfes Ihre eigene Sicherheit vergessen, um Mylord der größten Gefahr zu entreißen? Sind Sie nicht verwundet worden, indem Sie diesen Zug muthiger Freundschaft ausführten? — Kann Mylord es je vergessen, daß er Ihnen sein Leben dankt? — Und wir selbst, können wir vergessen, daß wir Ihnen für die Erhaltung seiner Tage verpflichtet sind?"

„Der Angriff war also sehr heftig, Doctor?"

„Er war überall fürchterlich, aber unsere Leute haben ihn unerschrocken zurückgewiesen, obgleich sie der Zahl nach schwächer waren. — Kurz, sie haben an Kühnheit mit Ihnen gewetteifert, gnädiger Herr, denn Ihre Kaltblütigkeit, Ihr Kampf Mann gegen Mann mit dem Capitain dieser Freibeuter, hat die Bewunderung unserer ganzen Equipage erweckt."

„Und Sie geben mir die Versicherung, daß die Wunde Falmouths nicht gefährlich ist?"

„Nein, gewiß nicht; aber wenn Sie es erlauben, so will ich jetzt nachsehen, ob er meiner bedarf."

„Gehen Sie, Doctor, gehen Sie, und kommen Sie bald wieder, um mir zu sagen, wann ich ihn sehen kann."

Ich blieb allein.

Achtes Kapitel.

Die Freundschaft.

Heinrich dankte mir das Leben!

Ich kann nicht sagen, mit wie stolzem Glück mein Herz diese Worte wiederholte, commentirte!

Wie sehr dankte ich dem Zufall, der mich in den Stand gesetzt hatte, Falmouth meine lebhafte und wahre Freundschaft zu beweisen.

Indem ich mich bisher der Anziehungskraft dieser Neigung hingab, hatte ich gefühlt, daß ihr die feierliche Heiligung irgend eines großen Opfers fehlte.

Wenn ich auf meine Handlung des Muthes einigen Werth

legte, so geschah es, weil sie mich in meinen eigenen Augen erhob, weil sie mir zeigte, daß ich eines großmüthigen Entschlusses fähig sei, und mich so über die Wahrheit meiner Zuneigung für Falmouth beruhigte.

Bei meinem Charakter hieß aber, an mich selbst glauben, auch an ihn glauben; mich für einen wahren, glühenden, ergebenen Freund halten, hieß: mich würdig glauben, eine wahre, glühende und ergebene Freundschaft einzuflößen.

Ich fühlte das unerschrockene Vertrauen des Soldaten, der, überzeugt, sich künftig im Feuer kühn zu benehmen, mit Ungeduld und Zuversicht eine neue Gelegenheit erwartet, zu beweisen, was er gilt.

Die Rückwirkung dieses Vertrauens war so groß, daß sie selbst auf meine vergangenen Gefühle Einfluß äußerte.

Stolz über mein Benehmen gegen Falmouth sah ich jetzt ein, daß Helene und Margarethe mich wegen Eigenschaften hatten lieben können, welche ihr Herz ohne Zweifel errieth, und welche sich jetzt in mir enthüllt hatten.

Zum ersten Male endlich erkannte ich — unendliches Glück — die ganze Liebe, welche diese beiden edlen Geschöpfe für mich gehabt hatten.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde nachdem der Doctor mich verlassen hatte, öffnete sich die Thür meiner Cajüte und ich sah Falmouth eintreten, auf zwei seiner Leute gestützt.

Kaum war sein Armsessel neben mein Bett gestellt, als Falmouth sich mir in die Arme warf.

Bei dieser stummen Umarmung stützte er seinen Kopf mit aller Kraft gegen meine Schulter; ich fühlte seine Thränen fließen, seine Hände vor Rührung zittern, und er konnte nichts als die Worte aussprechen:

„Arthur! Arthur! — Mein Freund!"

— — — — — — — — — — — —

Viele Jahre sind seit diesem schönen Tage verflossen! Mancher schwarze Kummer hat sich über diese strahlende Freude gelagert, und nichts konnte die Erinnerung daran schwächen, denn jetzt noch klopft mein Herz bei diesem Gedanken vor Entzücken!

Es ist unmöglich, zu beschreiben, mit welchem Zartgefühle, mit welcher Herzlichkeit mir Falmouth seine Dankbarkeit bewies.

Die Worte mangeln mir, um das zu schildern, was der Ton, der Ausdruck der Züge, der Blicke, der Stimme, allein wiedergeben können.

— — — — — — — — — — — —

Die ungünstigen Winde dauerten mehrere Tage und hinderten uns, Malta so bald zu erreichen, als wir gehofft hatten.

Die Wunde Falmouths schritt schnell der Genesung zu; mit der meinigen ging es aber viel langsamer.

Heinrich widmete mir während dieser Zeit die Sorgfalt des zärtlichsten Bruders.

Mit welcher schmerzlichen Aengstlichkeit erforschte er jeden Morgen den Blick des Doctors, wenn dieser den Verband von meiner Wunde nahm! Wie viel kleinliche Fragen that er nach der wahrscheinlichen Zeit meiner Genesung, wie groß waren endlich seine Ungeduld oder seine Freude, wenn die Voraussagungen des Doctors die Frist hinausschoben oder näher rückten!

Soll ich noch von dem tausendfachen Nichts, den tausend liebenswürdigen Aufmerksamkeiten sprechen, welche seine ausgesuchte Sorgfalt verriethen, und über welche ich mich innig glücklich fühlte!

Falmouth schilderte mir sein ganzes Leben, und ich verhehlte ihm nichts von dem meinigen.

Er war zwölf Jahr älter wie ich; seine Worte voll Ueberzeugung, Beredtsamkeit, genährt durch Erfahrung der Menschen und der Dinge, gewannen nach und nach über meinen Geist ein sonderbares Uebergewicht.

Nichts Erhabeneres, nichts Großartigeres, als seine moralischen oder politischen Ueberzeugungen.

Ich war verwirrt durch Staunen und Bewunderung, indem ich so täglich neue Schätze einer ausgesucht feinen Gefühlvollheit, hohen Verstandes, unendlichen Wissens unter dem kalten und ironischen Aeußern entdeckte, welches Falmouth für gewöhnlich annahm.

Was soll ich sagen? Unter der sceptischen und spöttischen Maske des Byron'schen Don Juan barg sich das glühende, muthige Herz des Schiller'schen Posa; es war seine feurige und heilige Liebe für die Menschheit sein aufrichtiger Glaube an das Gute; es waren seine edlen Ueberzeugungen, seine herrlichen Theorien für das Glück Aller.

Wenn Falmouth mir in diesem neuen Lichte erschien, so kam dies daher, weil wir während der langen Tage unserer Seefahrt viele Gegenstände der Unterhaltung abgehandelt, überflogen oder ergründet hatten.

So war ich bisher gegen alle politischen Fragen vollkommen gleichgültig geblieben, und gleichwohl fühlte ich in mir neue Saiten ertönen, als Henry, noch von Unwillen erfüllt, mir die erbitterten Kämpfe schilderte, die er, der Pair von England, in dem Parlamente gegen die Ultra-Tory-Partei bestanden hatte, welche er mir als die Schmach seines Vaterlandes schilderte.

Vor der schmerzlichen Aufregung, vor den stechenden Klagen Falmouths konnte ich unmöglich kalt bleiben, wenn er die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen beweinte und besonders die strafbare Schwäche, mit der er den Kampf aufgegeben hatte, als er an dem Siege noch nicht verzweifeln durfte.

Ich gehe in diese Details ein, weil sie eine der peinlichsten Begebenheiten meines Lebens herbeiführten.

— — — — — — — — — — — — —

Seit zwei Tagen schien mir Falmouth in tiefes Sinnen versunken zu sein.

Mehrere Male war ich in ihn gedrungen, mir die Ursache seines Nachdenkens zu gestehen; er antwortete mir stets lächelnd, ich solle mich nicht beunruhigen, er *arbeite für uns Beide*, und bald würde ich die Früchte seiner Lucubrationen kennen lernen.

In der That trat Henry eines Morgens mit sehr ernstem Wesen bei mir ein, gab mir einen versiegelten Brief und sagte ziemlich aufgeregt:

„Lesen Sie dies, mein Freund! — Es handelt sich um unsere Zukunft.“

Dann drückte er mir die Hand und ging.

Hier der Brief.

Hier die einfachen und edlen Blätter, in denen sich die große Seele Falmouths ganz enthüllt.

Was war meine Antwort?

Ach — diese Erinnerung ist entsetzlich!

Neuntes Kapitel.

Der Brief.

Lord Falmouth an Arthur.

An Bord der Yacht „die Gazelle", den 13. Juni 18**.

„Ich hätte Ihnen alles das sagen können, was ich Ihnen schreibe, mein Freund; aber ich wünsche, daß Sie diesen Brief aufbewahren.

„Wenn die Pläne, mit denen ich Sie unterhalte, sich verwirklichen, so werden wir dies einst mit Interesse wieder überlesen, indem wir daran denken, daß es der Ausgangspunkt der glänzenden Laufbahn war, die ich für uns Beide träume.

„Wenn im Gegentheil aber das Schicksal uns trennt, bleiben Ihnen diese Blätter als eine einfache und wahre Schilderung der Umstände, welche mir die Anhänglichkeit eingeflößt haben, die ich für Sie empfinde.

„Als ich Sie zum ersten Male, bei einem Frühstück des Herrn von Cernay, traf, fiel mir der Reiz Ihrer Unterhaltung auf; dann sah ich an einigen Zügen Ihres Geistes, daß Sie, trotz des Aeußern von Wohlwollen und Herzlichkeit, von den andern Menschen auf ewig durch eine unübersteigliche Scheidewand getrennt bleiben müßten.

„Von da ab interessirte ich mich lebhaft für Sie.

„Ich wußte aus Erfahrung, daß die excentrischen Charaktere, wie der Ihrige, grausam durch die Isolirung leiden, die sie sich auferlegen; denn diese stolzen, zarten und argwöhnischen Naturen können sich nicht in die Masse der Welt schmiegen; sie fühlen sich stets verletzt oder verletzend, und ihr Instinkt bringt sie dahin, sich mitten unter den Menschen eine traurige Einsamkeit zu erschaffen.

„Unter diesen Gedanken reiste ich nach England.

„In London traf ich mehrere Personen, welche mir von Ihnen auf eine Weise erzählten, die mich in meiner Denkungsweise über Sie bestärkte.

„Ich fand Sie einige Monat später bei der Frau von Pënafiel wieder, mit der Sie in jener Zeit sehr beschäftigt waren.

„Da ich damals die Vorurtheile der Welt gegen diese Frau theilte, und Sie mir noch nicht mitgetheilt hatten, was sie werth war, wunderte ich mich, Sie das Glück in der Verbindung mit einer Frau von so anerkannter Leichtfertigkeit suchen zu sehen; denn die große Reizbarkeit, die ich Ihnen zutraute, mußte durch eine Frau, wie Frau von Pënâfiel, täglich grausam verletzt werden.

„Männer wie Sie, mein Freund, sind mit einem Takt, einer Feinheit, einer außerordentlichen Sicherheit begabt, welche sie in der Regel abhalten, sich in den Verbindungen zu täuschen, die sie wählen. Ist das wahr? Waren Helene und Margarethe Ihrer Liebe nicht ganz würdig? Glauben Sie mir daher, mein Freund, und trauen Sie Ihren ersten Eindrücken blindlings.

„Ich sage Ihnen das, weil ich fühle, wie sehr ich Sie liebe und weil es in Ihrem Instinkte liegen muß, mich auch zu lieben.

„Verzeihung dieser Parenthese; und kommen wir zurück zu der Marquise.

„So lange ich Sie glücklich sah, interessirten Sie mich nur durch das Böse, das ich von Ihnen sagen hörte.

„Bald aber wurde die Entfesselung der Welt gegen Ihr Glück so heftig und so allgemein, die Verleumdungen wurden so wüthend, daß ich zu glauben begann, Frau von Pënâfiel verdiene Ihre Liebe, wie Sie die ihrige verdienten. Später theilten Sie mir Alles mit und ich erkannte meinen ersten Irrthum. Dann kam der grausame Bruch.

„Sie haben Ihre Zweifel sehr schmerzlich gebüßt; seien sie Ihnen daher verziehen.

„Als Sie mich baten, Ihnen beizustehen, dem Manne Ihrer Cousine Helene einen Dienst zu erweisen, war das Zartgefühl Ihres Benehmens so rührend, daß Sie in meinen Augen bedeutend wuchsen; ich fühlte für Sie eine tiefe Achtung und Bewunderung. — Ja, mein Freund, ich bewunderte noch mehr Ihre Uneigennützigkeit als Ihre Handlungsweise, weil ich erkannte, daß Sie in Folge einer verhängnißvollen Neigung Ihres Charakters Mittel finden würden, in Ihren eigenen Augen das Verdienst Ihrer Handlung herabzuwürdigen, so daß Sie nicht einmal durch Ihr Gewissen dafür belohnt würden.

„Seit langer Zeit dachte ich aus Mangel an Beschäftigung

daran, nach Griechenland zu gehen; ich sah Sie so unglücklich, daß ich den Augenblick für günstig hielt, Ihnen den Vorschlag zu machen, diese Reise mit mir zu unternehmen. Ich hüllte meinen Vorschlag in den Schleier des Geheimnisses, um Ihre Neugier zu reizen; und da ich Sie entschlossen sah, mich zu begleiten, war ich sehr glücklich.

„Weshalb so glücklich, mein Freund? Weil, ohne Ihnen im Ganzen zu gleichen, der Zufall oder die hohen Anforderungen meines Herzens mich bisher die Süßigkeiten der Freundschaft verkennen ließen und ich mich zu Ihnen nur durch die große Uebereinstimmung des Charakters und des Geistes hingezogen fühlte; weil ich glaubte, daß diese Reise für Sie eine heilsame Zerstreuung sein würde; endlich weil ich eine köstliche Gelegenheit fand, mit Ihnen in zuverlässigen und dauernden Verkehr zu treten.

„Ich sah, daß ich bei Ihnen großes Mißtrauen zu besiegen, tief eingewurzelte Zweifel zu bekämpfen haben würde, aber ich ließ mich dadurch nicht irre machen, denn ich vertraute der Ausdauer meiner Anhänglichkeit und dem Scharfsinne Ihres Herzens; dieser hat Ihnen die Liebe Margarethens und Helenens erwählt — er mußte auch mich zu Ihrem Freunde erwählen.

„Als ich aber die Langsamkeit der Fortschritte in Ihrer Zuneigung bemerkte, fürchtete ich zuweilen, daß Sie sich in dem Aeußern der Kälte und der Sorglosigkeit getäuscht haben möchten, welches ich gewöhnlich annahm. Allmählig aber gewannen Sie Vertrauen und einige Tage nach unserer Abreise von Frankreich waren wir Brüder.

„Die schnelle Entwickelung unserer Freundschaft überraschte mich nicht; es herrschte zwischen uns, wie ich glaube, eine solche Uebereinstimmung, unsere beiden Seelen wurden so lebhaft durch die Sympathie zu einander hingezogen, daß sie sich bei der ersten Berührung mit einander vereinigen mußten.

„Als ich Ihrer Zuneigung einmal gewiß war, prüfte ich meinen Schatz mit Muße. Ich handelte wie jene Alterthumsforscher, welche, endlich in dem Besitze der Seltenheit, nach der sie strebten, sich in der Beschauung und Bewunderung derselben gefallen. So würdigte ich Ihr Wissen, Ihren tiefen Sinn, und da suchte ich die großen Instinkte zu erwecken, die, wie ich vermuthete, in Ihnen schlummerten.

„Ich hatte mich nicht getäuscht. Seit diesen Entdeckungen waren Sie in meinen Augen nicht mehr ein armes nervöses und reizbares Kind, das man liebt, weil es schwach ist und leidet, sondern ein stolzer und kühner junger Mensch mit kräftigen Gedanken, umfassendem Verstande, mit lenksamem Geiste, der alle Fehler dieser hocherhabenen Eigenschaften besaß.

„Der sardinische Mistic griff uns an; ich hatte eine fürchterliche Ahnung und wollte den Kampf vermeiden. Es war unmöglich, und jetzt preise ich das Geschick dafür, denn Sie sind beinahe genesen und ich danke Ihnen das Leben.

„Ja, Arthur, ich danke Ihnen das Leben des Körpers, denn ich existire; ich danke Ihnen das Leben der Seele, denn Sie sind mein Freund.

„Wissen Sie wohl, daß ich erschrecken würde, wenn ich nicht die Macht meiner Dankbarkeit kennte?

„Seit langer Zeit suchte ich nach einem Mittel, auch etwas für Ihr Glück zu thun, der Sie so viel für das meinige gethan haben.

„Meine Aufgabe war schwierig, denn Sie hatten Alles: Jugend, Kenntnisse, Namen, Vermögen, einen großmüthigen und edlen Charakter. — Aber ich bemerkte, daß eine verderbliche Neigung diese seltenen Vortheile vernichtete.

„Darin lag die Quelle Ihres Unglücks. Bis zu dieser Quelle wollte ich zurückgehen, um sie abzuleiten. Wenn ich ihn für immer von seinen abscheulichen Zweifeln befreie, sagte ich zu mir selbst, wird er mir dann nicht die Vortheile verdanken, an deren Genuß ihn diese Zweifel verhindern?

„Sie haben mir oft gesagt, daß Ihre Anfälle von Mißtrauen und finsterer Menschenscheu das einzige wahre Unglück Ihres Lebens sind. Aber wissen Sie, was diese Anfälle verursacht? — Die moralische Unthätigkeit, in welcher Sie leben!

„Ihre Einbildungskraft ist lebhaft, glühend, und da sie keine Nahrung hat, werden Sie selbst ihr Opfer. Aus dieser fortwährenden Reaction Ihres Geistes auf Ihr Herz, diese unersättlichen Bedürfnisse Ihrer Gedanken zu beschäftigen, entspringt die verderbliche Gewohnheit der Analyse, die Sie zu so fürchterlichen Studien treibt, welche Sie dahin führen, an sich und an den Andern so verzweifelnde Entdeckungen zu machen.

„Glauben Sie mir, mein Freund, denn viele Nächte lang

habe ich tief über Ihren Charakter nachgedacht, glauben Sie mir, von dem Augenblicke an, wo Sie der verzehrenden Thätigkeit Ihres Geistes eine glorreiche Nahrung gegeben haben, werden Sie sich mit Entzücken, mit unendlichem Vertrauen den Eindrücken zärtlicher Gefühle hingeben. Sie werden blind daran glauben, denn Sie werden nicht mehr die Zeit haben, daran zu zweifeln.

„Ehe ich wußte, was Sie werth sind, schien mir diese Reise nach Griechenland für Sie eine hinreichende Beschäftigung; jetzt aber, da ich Sie besser kenne, fühle ich, daß diese Reise nicht mehr im Verhältniß zu dem Fassungsvermögen ist, das ich in Ihnen erkannt habe. Jetzt endlich, da ich auf Sie zähle wie auf mich selbst, eröffnet sich meinem Blicke ein neuer Horizont. — Nicht mehr zu unfruchtbaren Unternehmungen möchte ich unsern Muth und unsern Geist verwenden. Ich habe ein edleres Ziel! Vielleicht werden Sie es als eine Chimäre betrachten, aber denken Sie nach und Sie werden erkennen, daß es zahlreiche Möglichkeiten des Erfolges giebt.

„Das Problem, welches ich zu lösen habe, ist folgendes: Sie glücklich zu machen, ohne mir zu schaden — das heißt, ohne Sie zu verlassen; Ihren Geist glänzend genug zu beschäftigen, daß er mir Ihre Freundschaft nicht mehr streitig mache, zu irgend einem großen Zwecke alle Ihre köstlichen Eigenschaften zu verwenden, welche, ohne Beschäftigung gelassen, entarten und Ihnen verderblich werden, wie die edlen Substanzen, welche die Gährung vergiftet.

„Als ich mit Ihnen von England, von dessen Zukunft sprach, von dem Theil, den ich an den Kämpfen nahm, in denen dessen Geschick ausgefochten wurde, sah ich Sie aufmerksam, erregt. Edle, beredte Worte traten auf Ihre Lippen, mit der ganzen Unbefangenheit der Begeisterung haben Sie kühne, neue Gedanken ausgesprochen. Ich habe Ihre Bewegungen, Ihre Züge, den Ton Ihrer Stimme genau beobachtet; Alles hat mich überzeugt, mein Freund, daß Sie, wenn Sie nur wollen, berufen sind, mächtig auf die Menschen einzuwirken. Ihr Wissen ist umfassend, Ihre Studien sind tief, Ihr Charakter ist glühend und stolz, Ihre Stellung unabhängig, Ihr Name angesehen — hören Sie meinen Plan!

„Wir gehen zuerst nach Malta, um dort Ihre Genesung abzuwarten und die Ruhe zu genießen, deren Sie bedürfen.

Wir leisten auf Canaris Brander Verzicht und gehen nach England.

„Bei Ihren Reisen in meinem Vaterlande haben Sie sich früher nicht mit ernsten Studien beschäftigt; dies Mal durch mich geleitet, der Ihre Arbeiten theilt, studiren Sie den Mechanismus der Regierung Englands, seiner Interessen, seiner Oekonomie 2c., dann suchen wir dieselben Kenntnisse in Deutschland, in Rußland, in den vereinigten Staaten, um Ihre politische Erziehung zu vollenden.

„Kennte ich nicht die frühzeitige Reife Ihres Geistes, mein Freund, so würde ich Sie ermahnen, über diese ernste Reise nicht zu sehr zu erschrecken. Beide jung, reich, heiter, unterrichtet, kräftig und kühn, gehen wir wie zwei Brüder, die auf einander zählen können, unserm Ziele entgegen, von dem Studium in den Vergnügungen, von den Vergnügungen in dem Studium ausruhend.

„Unsere Stellung in der Welt, die Art unserer Studien selbst, nöthigen uns, alle Sprossen der geselligen Stufenleiter zu durchlaufen, und bringen uns in jedem Lande in Berührung mit Allem, was durch Namen, Geist oder Vermögen ausgezeichnet ist. Wissen Sie endlich, welches der ferne Horizont dieser glänzenden Existenz, dieses Ehrgeizes ist, der alle unsere Fähigkeiten, die flüchtigsten wie die erhabensten, in Bewegung setzt? Wissen Sie, welcher Lohn Ihrer für die anziehenden Beschäftigungen wartet, die mit den Freuden der Welt gemischt und von der beständigsten Freundschaft getheilt werden? Wissen Sie es? — Vielleicht die Sorge für das Glück eines großen Volkes, denn Sie können Minister werden — Premierminister!

„Was die Mittel betrifft, die angewendet werden müssen, um dieses Ziel zu erreichen, das Ihnen vielleicht unermeßlich scheint, so plaudern wir davon und Sie werden sehen, daß Ihr Wissen, Ihr Name, Ihr Vermögen, Ihre langen politischen Studien, die Erfahrung der Menschen und der Dinge, die wir während unsrer Reisen erwarben, Ihnen die Thore der Macht eröffnen, sei es, daß Sie sich der Deputirtenkammer zeigen, sei es, daß Sie zu irgend einer wichtigen Anstellung die diplomatische Carriere ergreifen.

„Auf jeden Fall, mein Freund, wird die Richtung, die Sie nehmen, auch die meinige. Bleiben Sie in Paris, als

Mitglied der Regierung, so nehme ich an dem französischen Hofe eine Gesandtschaft an, die ich lange Zeit abgelehnt habe; werden Sie an irgend einen fremden Hof gesendet, so darf ich meinem Einflusse genug vertrauen, um gewiß zu sein, dort mit Ihnen zusammenzutreffen.

„Ohne Zweifel ist unsere Stellung so, daß weder Sie noch ich dieser Posten bedürfen, um uns wieder zu finden und den Umgang fortzusetzen, der uns so glücklich macht; aber ich sagte Ihnen schon, daß Sie vor allen Dingen Ihren Todfeind bekämpfen müssen — die Unthätigkeit, und zwar auf eine große, erhabene, Ihres Geistes würdige Weise. Können wir aber, mein Freund, je einen edleren Ehrgeiz haben? Uns mit dem Geschicke unsrer beiden Länder zu beschäftigen! Unsere Freundschaft als Band für ihren Vortheil dienen zu sehen, sie zu vereinen, zu verschmelzen, wie sie unsere Herzen verschmolzen hat.

„Und sagen Sie mir nicht, daß dies ein Traum, eine Chimäre sei. Leute von mittelmäßigem Talent sind zu dem Ziele gelangt, das ich Ihnen vorschlage. Und wenn übrigens auch der Erfolg der Reise ungewiß wäre, ist nicht der Weg selbst bewundernswürdig? Von welcher Fruchtbarkeit für die Zukunft werden nicht unsre Versuche sein, selbst wenn wir zugeben, daß sie thöricht sind?

„Auf, Arthur, Muth; benutzen Sie stolz und großartig die Gaben, welche das Geschick an Sie verschwendete, und besonders, mein Freund, entrinnen Sie dieser Unthätigkeit, die für Ihre Ruhe und für Ihr Herz so verderblich ist.

„Ja, entrinnen Sie ihr, denn ich gestehe es Ihnen, Ihre Freundschaft ist mir jetzt so theuer, Ihr Glück so werth, daß ich Alles in der Welt thun würde, Beide durch irgend einen edlen Ehrgeiz geschützt zu sehen.

„Das sind meine Pläne, meine Hoffnungen! — Was meinen Sie dazu, mein Freund? — Ich habe Ihnen das alles geschrieben, weil ich unwillkürlich fürchtete, wenn ich mit Ihnen darüber spräche, möchte ein Spott, ein Zweifel von Ihrer Seite meine Beredsamkeit vernichten; und da mir vor allen Dingen daran lag, Sie zu überzeugen, faßte ich den Entschluß, allein zu sprechen.

„Um die Bizarrerie bis zu Ende zu treiben, erbitte ich mir von Ihnen eine geschriebene Antwort.

„Je nachdem Sie diese Anerbietungen einer aufrichtigen Freundschaft annehmen, oder nicht, wird Ihr Brief einen der glücklichsten oder unglücklichsten Tage meines Lebens bezeichnen."

„H. F."

Zehntes Kapitel.

M i ß t r a u e n.

Ehe ich diesen Brief empfing, war ich sehr glücklich, voll Vertrauen und Zuversicht auf die Neigung Falmouth's für mich, voll Glauben an die, welche ich für ihn fühlte; weshalb verwandelten diese einfachen und rührenden Blätter den glänzenden Tag so plötzlich in finstere Nacht?

Zweimal überlas ich den Brief.

Was mir zuerst auffiel, war die erhabene, unerklärliche Ergebenheit Falmouth's, der, um mich der Unthätigkeit zu entreißen, die er für mich so verderblich fand, mir anbot, meine Reisen, meine Studien und selbst die Laufbahn zu theilen, welche der Erfolg mir öffnen konnte.

Was mich auch sehr verwunderte, beinahe verletzte, war die nothwendig spöttische Uebertreibung, mit welcher Falmouth von meinem V e r d i e n s t e sprach; einem Verdienste, welches seiner Meinung nach nichts Geringeres als einen Premierminister oder einen Gesandten aus mir machen mußte.

Unglücklicherweise ohne Zweifel bin ich nicht dazu geboren, die erhabene Begeisterung der Freundschaft zu fassen; denn der Entschluß Falmouth's schien mir so übertrieben, so außer allen menschlichen Verhältnissen, alle Beweise, die ich ihm von meiner Anhänglichkeit gegeben hatte, so sehr übersteigend, daß ich mich mehrmals fragte, ob wirklich m i r dieses Anerbieten gemacht werde und wie ich dies verdient haben könnte?!

Wenn das, was ich für ihn gethan hatte, diese Anhänglichkeit von seiner Seite nicht werth war — was konnte dann sein Beweggrund sein, mir so Viel für so Wenig anzubieten?

Nicht ohne Kampf erduldete ich den Einfluß dieser unglück-

seligen Gedanken, denn ich sah irgend einen nahen und furchtbaren Anfall des Mißtrauens voraus.

Mehrmals wollte ich meinen Geist von dem verderblichen Abhange zurücklenken, auf den ich ihn gerathen sah, aber ich fühlte mich wider Willen zu den schwarzen Abgründen des Zweifels hinabgerissen.

Voll Schreck stand ich im Begriff, Henry aufzusuchen, um ihn zu bitten, mich vor mir selbst zu retten, mir zu erklären, was mir in seiner unerklärlichen Anhänglichkeit unbegreiflich schien, ihn mit meinem Geiste vertraut zu machen, der noch nicht zu dieser mächtigen, strahlenden Freundschaft befähigt war, die ihn so blendete, daß er sie nicht ohne Schwindel betrachten konnte. — Aber eine falsche, eine erbärmliche Schaam hielt mich zurück; ich sah eine Schwäche, eine Feigheit, ein demüthigendes Geständniß der Untergeordnetheit in dem Schritte, der doch nur ein rührender Beweis des Vertrauens und der Hingebung gewesen wäre.

Unwillkürlich fühlte ich mit Entsetzen, daß es mit meiner Freundschaft für Falmouth eben so gehen würde, wie mit den andern Gefühlen, die ich so lebhaft empfunden hatte. Diese Freundschaft hatte ihren Paroxysmus erreicht; sie sollte mein Leben köstlich ausfüllen, meine Zukunft vergrößern — und ich mußte sie deswegen vernichten.

Ich empfand ein sonderbares Gefühl; es schien mir, als steige mein Geist schnell aus einer idealen Sphäre, mit bezaubernden Figuren bevölkert, herab zu einer finstern, endlosen Wüste.

Ein physischer Vergleich wird diesen rein moralischen Eindruck erklären. Die Flügel, die mich einige Zeit in der Region des erhabensten Glaubens erhalten hatten, ließen mich plötzlich in Stich, und ich stürzte herab auf den dürren, verheerenden Boden der Analyse, mitten unter die Trümmer meiner ersten Hoffnungen!

Mein bis dahin so reiner, so aufrichtiger Glaube an die Freundschaft, an die heilige Freundschaft, sollte leider diese traurigen Trümmer noch vermehren!

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Je mehr ich an den bewundernswerthen Vorschlag Falmouth's dachte, je mehr ich die außerordentliche, beinahe väter-

liche Sorgfalt betrachtete, die ihn dictirt hatte, desto weniger fühlte ich mich derselben werth!

Ich konnte nicht begreifen, ich konnte nicht glauben, daß der Dienst, den ich ihm leistete, indem ich ihn der Gefahr entzog, eine solche Selbstverläugnung aufwöge. Diese Reihenfolge der Gedanken brachte mich bald dahin, alles das herabzusetzen, was in meinem Benehmen gegen Henry wirklich Edles lag.

Merkwürdige Monomanie! Im Gegensatz zu den Menschen, welche Gemeinheiten begehen und alle Hülfsquellen aufbieten, um zu beweisen, daß ihr Benehmen ehrenwerth ist, gelang es mir, in meinen eigenen Augen eine edle Handlung, auf die ich stolz sein durfte, herabzuwürdigen.

Alles wohl erwogen, sagte ich zu mir selbst, was für einen ungeheuern Dienst habe ich denn Falmouth erwiesen, daß er mir so glänzende Anerbietungen macht? Ich hatte ihm das Leben gerettet, mag sein; aber wenn Williams oder nur der letzte Matrose seiner Yacht sich in einer ähnlichen Lage befanden, so würde ich ihm ebenfalls beigestanden haben.

Es war daher von mir weiter nichts, als eine Handlung des ersten Instinkts, und nicht die Frucht der Ueberlegung.

Und dann, was hatte mich diese Handlung gekostet? Nein, ich hatte nicht einen Augenblick gezögert, das Verdienst war also nur gering, denn der Werth einer Handlung kann nur nach den Opfern beurtheilt werden, welche man sich dabei auferlegt.

Ein Millionär, der einem Armen einen Louisd'or giebt, ist mir immer nur sehr mittelmäßig vorgekommen; dieser Arme aber, der den Louisd'or mit einem noch Unglücklicheren theilt, erscheint mir in göttlicher Erhabenheit.

Als ich einmal unter der Gewalt dieser eben so traurigen als unsinnigen Paradoxen war, blieb ich nicht mehr stehen.

Mein Muth wurde in meinen eigenen Augen nicht minder herabgewürdigt.

Indem ich mich so unerschrocken in meinem Kampfe gegen den Piraten gezeigt hatte, sagte ich zu mir selbst, dachte ich da wohl nur einen Augenblick daran, auf würdige Weise in den Augen der Engländer die Ehre der Franzosen aufrecht zu erhalten? Das Meer von den Räubern zu befreien, die es unsicher machten? Falmouth zu beweisen, daß ich, ungeachtet der frank-

haften Schwäche meines Charakters, wenigstens den Muth der Handlung besäße? War ich wenigstens von dem Durst nach Gefahren hingerissen worden? Durch eine blinde, aber kühne Wuth? Nein! Ich hatte ohne Zweifel einem maschinenmäßigen Instinkte der Selbsterhaltung gefolgt; ich hatte Schlag für Schlag wiedergegeben; ich hatte tödten wollen, um nicht selbst getödtet zu werden. Es lag also eben so wenig Größe und Adel in meiner Handlung, als in der verzweiflungsvollen Wuth des matt gehetzten Thieres, welches sich mit der letzten Anstrengung auf seinen Feind stürzt.

Als letztes Argument gegen mich selbst fragte ich mich dann, weshalb mein Herz so mit Traurigkeit und Bitterkeit erfüllt sei? Meine Handlung mußte doch nicht vollkommen groß sein, weil die erhabenen Gefühle, die sie in mir erweckte, schon verschwanden, um dem abscheulichsten Zweifel über Falmouth und mich Raum zu machen.

Ach, der fürchterliche Schluß aller dieser verabscheuungswerthen Einbildungen sollte sich nicht lange erwarten lassen.

Jetzt, da ich mit kaltem Blute über diese grausame Verblendung nachdenke, erkenne ich, daß ich zu dieser bedauernswerthen Analyse vielleicht nur durch eine erbärmliche Eifersucht getrieben wurde, die ich mir selbst nicht eingestand.

Da ich keiner Regung wie die Falmouth's fähig war, wollte ich dieselbe ohne Zweifel in ihm herabwürdigen, indem ich dafür eine elende Nebenabsicht auffand.

Vielleicht wollte ich mich auch einem Einflusse entziehen, den ich fürchtete.

Ich entwarf daher eine Art von eiskaltem Inventarium dessen, was Falmouth mir schuldig war und was er mir anbot. Man hätte glauben können, ich setze ein Verzeichniß von der Hinterlassenschaft eines Todten auf — — — — —
— — — — — — — — — — — —
So viel schien mir unwiderleglich erwiesen, daß der Preis, welchen Falmouth auf den ihm erzeigten Dienst setzte, ungeheuer war.

Weshalb bot er mir aber einen so ungeheuren Preis?

Ich hatte mich in meinen eigenen Augen eben zu sehr herabgesetzt, ich fühlte mich selbst durch diese Zweifel, diese unedlen Anrechnungen zu sehr erniedrigt, um einen Augenblick

daran zu glauben, daß die Sympathie wahr sei, die er für mich zu fühlen vorgab; hatte er mir nicht gestanden, daß ein feiner Tact ihm stets die auserlesenen Seelen bezeichne, zu denen er sich hingezogen fühle?

Wie konnte nun ein so großmüthiger Charakter bei mir Anziehungskraft finden, der ich derselben so unwürdig und so unfähig war, sie auszusprechen?

Welch' ein Interesse konnte er also haben, diese Uebertreibung zu erheucheln?

Sein Name ist viel berühmter als der meine, sein Vermögen ungeheuer, seine Stellung sehr erhaben; seine Eitelkeit konnte ihn also mir nicht annähern!

Sein Muth ist bekannt, er konnte also in mir auch keinen Vertheidiger suchen.

Sein Geist ist lebhaft, glänzend, originell, und lange Jahre lebte er allein; ich konnte daher in seinen Augen nicht für eine Art von Spaßmacher gelten.

Lange, ich gestehe es, suchte ich nach dem Interesse, welches Falmouth zu handeln bewog.

Indem ich den schmutzigsten Abgrund der gehässigsten Instinkte durchgrub, kam mir plötzlich ein höllischer Gedanke in den Sinn.

Ich hatte einen Augenblick entsetzlichen Triumphes: ich errieth!

Ich glaubte durch diese sonderbare, abscheuliche Auslegung Alles zu begreifen, Alles zu erklären.

Ein entsetzlicher Schwindel ergriff mich.

Elftes Kapitel.

Das Duell.

Ich schrieb in der Hast die folgenden Zeilen als Antwort auf den herrlichen Brief Falmouth's.

Ich klingelte, und sendete ihm das Billet.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —[1]

Als dieser Brief fortgeschickt war, ich zu mir selbst kam, als ich über diese nichtswürdige Beleidigung nachdachte, war ich, wie immer, entsetzt.

Wenn ich mich getäuscht hatte!!!

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Ich hätte mein Leben dafür gegeben, diese fürchterlichen Zeilen nicht geschrieben zu haben; es war nicht mehr Zeit!

Meine Cajüte war von der Falmouth's nur durch einen Bretter-Verschlag getrennt.

In einer entsetzlichen Angst horchte ich.

Als der Diener, durch den ich meinen Brief schickte, die Thür wieder hinter sich zumachte, entstand ein tiefes Schweigen, dann warf plötzlich eine heftige Bewegung einen Stuhl um, und ich hörte, wie Falmouth mit schwerem unsichern Schritte — denn er konnte noch kaum gehen — sich gegen die Thür stürzte.

Er kam!

Mein Herz klopfte zum Zerspringen!

Seine Schritte näherten sich.

Ich fühlte mich mit kaltem Schweiß bedeckt — ich hatte Furcht.

Meine Thür wurde hastig aufgerissen. Er trat ein, sich an seinem Stocke fortschleppend.

In meinem Leben, nein, in meinem ganzen Leben werde ich den Ausdruck wüthenden Zornes nicht vergessen, der sich in

---

1) Der ganze Brief ist in dem Manuscript von dem Tagebuche eines Unbekannten sorgfältig ausgestrichen.

seinem Gesichte malte; man hätte glauben sollen, eine Marmor-Larve zu sehen, belebt durch zwei blitzende Augen.

„Ihre Waffen!“ schrie er mit einer Stimme, in welcher der Unwille bebte, indem er auf den Brief deutete, den er in der Hand hielt. —

„Ihre Waffen!“

Eine entsetzliche Reue ergriff mich; sie war so heftig, daß sie mir eine feige Rücknahme meiner Nichtswürdigkeit einflößte.

„Henry!“ sagte ich, indem ich mit einem verzweiflungsvollen Blick auf den Brief deutete, „Verzeihung!“

„Verzeihung? — Sie wollen sich also nicht schlagen?“ schrie Falmouth wüthend.

Röthe überzog meine Stirn; die Schaam, für feig zu gelten, brachte mich außer mir und ich antwortete: „Mein Herr, Ihre Waffen werden die meinigen sein!“

„Ich erlasse Ihnen dieses Zartgefühl. Welche Waffen wählen Sie? Kommen Sie zu Ende!“

Ich wollte losbrechen, aber ich erinnerte mich, daß ich bei Falmouth sei, und ich hielt an mich.

„Sie und ich,“ erwiederte ich ihm, „wir sind zu sehr verwundet, um uns unserer Degen bedienen zu können; Pistolen werden daher die passendsten Waffen sein.“

„Sie haben Recht,“ sagte Falmouth, und ließ sich auf einen Stuhl sinken.

Er klingelte.

Einer seiner Leute trat ein.

„Ich bitte Herrn Williams, herunterzukommen.“

Der Diener ging.

„Williams und Geordy sollen unsere Sekundanten sein,“ sagte Falmouth gebieterisch.

Ich machte maschinenmäßig ein Zeichen der Beistimmung; — ich war vernichtet.

Williams kam herab.

„Wo sind wir, Williams? Welches ist das nächste Land?“

„Wir haben seit diesem Morgen Nordwind, Mylord, und sind auf dem besten Wege nach Malta. Wenn er anhält, können wir morgen Abent dort sein.“

„So trachte, mein braver Williams, uns so bald als möglich hinzuschaffen. Aber gieb mir Deinen Arm, mich nach meiner Cajüte zurückzuführen.“

Ich blieb allein. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ich brauche die Bitterkeit meiner Verzweiflung nicht zu schildern.

Durch ein glühendes Fieber, welches sich neu entwickelte, schmerzten meine Wunden sehr.

Die Goëlette stürzte mit jedem Augenblicke in die Abgründe zwischen den Wellen herab, die der heftiger werdende Wind emportrieb, und empfing harte Stöße. Das Schwanken verursachte mir eine so schmerzhafte Erschütterung, daß ich zuweilen einen gellenden Schrei nicht unterdrücken konnte.

Der Doctor kam, sich nach mir zu erkundigen und mich zu fragen, wie es mir ginge; in Folge eines kindischen Eigensinnes verbarg ich ihm meine Leiden.

Dieser Mensch gehörte Falmouth an, und eine übertriebene Reizbarkeit hinderte mich, seine Dienste von jetzt an zu benutzen.

Was für Stunden verlebte ich! Mein Gott, diese Krisis war entsetzlich.

Die Erschütterungen, denen ich ausgesetzt gewesen war, vereint mit der Gluth des Fiebers, steigerten meine nervöse Reizbarkeit so sehr daß ich, auf mein Bett zurückgeworfen, das Licht des Tages nicht ertragen konnte; ich verbarg mein Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Für gewöhnlich erleichtern mich Thränen, diese aber waren heiß und stechend.

Als meine Verzweiflung ihren Paroxysmus erreicht hatte, verglich ich, getrieben von einem traurigen Ereigniß, das mir eigenthümlich war, das, was war, mit dem, was gewesen war, und besonders mit dem, was hätte sein können, wenn ich nicht freiwillig so viele neue Aussichten zum Glücke beschimpft, zerbrochen, vernichtet hätte!

Statt dahin zu trachten, meine Schande in der Einsamkeit und Finsterniß zu verbergen, statt mich in die trübsten Gedanken zu versenken, statt das Alleinstehen zu erdulden, das ich auf so beleidigende Weise herbeigeführt hatte, hätte ich mein Herz erleichtert, erweitert gefühlt!

Der Mann, der mich jetzt haßte, der mich verachtete, der nur noch auf die Stunde wartete, seine Beleidigung mit meinem Blute abzuwaschen, wäre, wie immer, liebevoll und dankbar an meiner Seite gewesen.

Die Klagen, welche mir der physische Schmerz entriß, und die ich so mühsam unterdrückte, wären durch die rührende Sorgfalt eines Bruders unterdrückt worden; und denken zu müssen, o mein Gott, rief ich aus, daß diese Wirklichkeit, die ich so oft geträumt hatte, indem ich an die Freundschaft dachte, mir nahe war!

Und denken zu müssen, daß ich auch diesmal durch das überraschendste Zusammentreffen der Umstände nichts zu thun brauchte, als mich dem mir gebotenen Glücke hinzugeben!

Und denken zu müssen, daß auch diesmal wieder eine verderbliche, wüthende Monomanie mich alle die Wechselfälle möglichen Glückes für die entsetzlichste Reue aufgeben ließ!

Da ich mich so unheilbar unglücklich sah, kamen mir Gedanken von Selbstmord in den Sinn.

Ich machte es mir zum Vorwurfe, mir und Andern abscheulich zur Last zu sein. Ich fragte mich, wozu ich gut sei? Was ich aus den Vortheilen machte, welche der Zufall über mir gehäuft hätte: Jugend, Gesundheit, Reichthum, Kraft, Kenntnisse, Muth!

Wozu hatte ich bis jetzt diese kostbaren Gaben benutzt? Das Unglück aller derer zu machen, die mich liebten!

Deshalb beschloß ich auch, in dem Duell mit Falmouth mein Leben blind auszusetzen und das seinige zu schonen.

Ich hätte geglaubt, einen Brudermord zu begehen, indem ich auf ihn schösse.

In schmerzhafter Laune wollte ich seinen Brief noch einmal lesen.

Unerklärliches Verhängniß! Zum ersten Male erkannte ich dessen ganze Größe, dessen imposante Großmuth.

Da konnte ich mit verzweiflungsvollem Blicke den ungeheuren, unersetzlichen Verlust übersehen, den ich erlitten hatte, aber es war zu spät und Alles aus!

Zwölftes Kapitel.

Der Pilot.

Seit einigen Augenblicken wurden die Bewegungen der Goëlette immer heftiger und heftiger. Ich hörte draußen ein fortwährendes Rauschen; zuweilen wuchs es allmählig an und krachte zuletzt wie der Donner; auf diese plötzlichen Ausbrüche folgte dann ein dumpfes fernes Rollen.

Bald tönte der eilige Schritt der Matrosen auf dem Deck über meinem Kopfe, bald hörte das Geräusch plötzlich auf, oder wurde von der donnernden Stimme Williams', der Befehl ertheilte, gestört.

Ich konnte nicht zweifeln, daß wir von einem Sturme heimgesucht waren, und es fiel mir unmöglich, unthätig zu bleiben.

Obgleich schwach, wollte ich doch aufstehen, indem ich dachte, daß die freie Luft mir wohl thun würde. Ich klingelte, und mit Hülfe meines Kammerdieners kleidete ich mich an. Ich hatte den Gebrauch des linken Armes beinahe ganz verloren.

Ich ging auf das Deck; Falmouth war nicht dort.

Die Wogen waren wüthend.

Obgleich es kaum 4 Uhr war, herrschte doch schon so finstere Nacht, daß man sich kaum sehen konnte.

Am Horizont zeigte das Meer seine finstern Wogenbildungen von ungeheurer Größe auf einem Lichtgürtel, glühend wie geschmolzenes Erz.

Ueber dieser purpurgefärbten Zone thürmten sich Massen von schwarzen und gelben Wolken empor; das Gewölbe des Firmamentes spiegelte in den Wogen seine dichte Finsterniß wieder, und die Wellen, welche ihre azurblaue und smaragdgrüne Durchsichtigkeit verloren, glichen Marmorbergen, mit Schaum umsäumt.

Der Sturm pfiff wüthend durch das Tauwerk. Obgleich ungestüm, war der Wind doch heiß; die Wellen, die er peitschte und die zuweilen auf das Verdeck der Yacht stiegen, waren beinahe lau.

Bald nach mir kam der Doctor auf das Deck. „Sie sind unbesonnen," sagte er, „so Ihre Cajüte zu verlassen."

„Ich erstickte unten, Doctor; das Schaukeln des Schiffes that mir sehr weh und hier scheint mir besser zu sein."

„Welch' ein fürchterliches Wetter!" sagte der Doctor; „wenn wir nur noch vor der Nacht auf Malta landen könnten!"

„Also sind wir von dieser Insel nicht mehr weit entfernt?"

„Wir sind ihr sehr nahe, und nur die dichte Finsterniß hindert uns, das Land zu sehen. Noch vor einer Stunde wird die Goëlette beilegen, um einen Piloten zu verlangen, vorausgesetzt, daß man bei einem solchen Wetter unsere Kanonen hören, unsere Signale sehen kann."

Eine Stunde später zeigte sich am Himmel eine kleine helle Stelle.

Wir bemerkten vor uns am Horizonte hohe Berge, noch von Nebel umhüllt; es war, wie Williams sagte, das Cap Harrach, die nördliche Spitze der Insel Malta, auf deren Gipfel der Thurm von Espinas als Seewarte dient.

Williams legte jetzt die Goëlette bei und ließ mehrere Kanonenschüsse abfeuern, um einen Piloten zu fordern.

„Der Wind ist so stark," sagte der Doctor zu mir, „daß die Piloten von Harrach sich vielleicht nicht mehr auf das Meer wagen."

Nach den Salven der Yacht sahen wir aber mehrmals, bald auf dem Gipfel der Wogen erscheinend, bald in deren schwarzen Abgründen verschwindend, ein kleines kühngelenktes lateinisches Segel.

„Diese Malteser müssen sehr unerschrockene Seeleute sein," sagte der Doctor, „denn sie kommen, des entsetzlichen Meeres ungeachtet, fast gerade mit dem Winde."

Das Piloten-Fahrzeug näherte sich mehr und mehr, da es aber dabei zuweilen von den Gipfeln der Wogen verdeckt wurde und erst nach langen Zwischenräumen wieder hervorkam, schien es, so oft es sich abermals zeigte, wie durch einen Zauberschlag vergrößert.

Ich weiß nicht, weshalb diese übrigens sehr natürliche Wirkung mir auffallend vorkam.

Endlich erschien das Fahrzeug einen Flintenschuß weit von der Goëlette.

Auf Williams' Befehl warf man ihm ein Schlepptau zu. Ich trat näher, um die kühnen Seeleute besser sehen zu können.

Es waren ihrer fünf, vier mit der Lenkung der Segel beschäftigt, der fünfte am Steuerruder.

Nachdem der Mann, der am Steuer stand, sehr geschickt der Yacht nahe gerudert war, um das zugeworfene Tau zu ergreifen, benutzte er den Augenblick, als eine Welle sein Boot dem Deck der Goëlette beinahe gleich hoch hob, um gewandt auf dasselbe zu springen, indem er die Wandtaue ergriff.

Als dieser Mann am Bord der Yacht war, hingen die andern Matrosen ihr Boot an die Goëlette an.

Nachdem der Pilot Williams begrüßt hatte, ging er auf dem Deck trotz des heftigen Schwankens der Goëlette mit einer Sicherheit umher, welche eine lange Uebung in der Schifffahrt bewies.

Bald blieb er stehen, erhob den Kopf und warf einen Kennerblick über die Takelage der Yacht, mit der er ohne Zweifel zufrieden war, denn er machte eine stumme Bewegung der Billigung.

Ungeachtet des Sturmes und der Gefahren, welche die Goëlette laufen konnte, denn die Nacht rückte vor und die Heftigkeit des Windes nahm nicht ab, zeigte dieser Mensch eine solche Zuversicht, daß die bisher etwas finstern Gesichter der Equipage sich plötzlich aufheiterten. Man hätte behaupten mögen, der Pilot bringe jenes plötzliche Vertrauen mit sich, welches oft die Ankunft des ungeduldig erwarteten Arztes bei einer besorgten Familie hervorruft.

Ich war in der Nähe des Couronnements geblieben, gegen das ich mich stützte, um nicht durch die Stöße des Schiffes umgeworfen zu werden, und hatte den Piloten noch nicht recht sehen können; bald aber näherte er sich mir.

Der Mensch konnte ungefähr 40 Jahre alt sein. Er war groß, mager, knochig; sein Gesicht war gebräunt, seine Wangen eingefallen, seine Augen grün, seine Augenbrauen schwarz, dicht und struppig. Er trug eine wollene schottische Mütze, roth und blau carrirt, welche seine Stirn bis zu den Augenhöhlen verdeckte. Ein großer Mantel von braunem Tuch, der von

Seewasser triefte und den obern Theil seiner großen Fischerstiefeln verdeckte, vollendete seinen Anzug.

Ich weiß nicht, weshalb es mir schien, als sei dieser Mensch mir nicht unbekannt. Ich hatte eine unbestimmte Erinnerung von dieser finstern Physiognomie, obgleich es mir unmöglich war, mich an die nähern Umstände des Zusammentreffens mit ihm zu erinnern; gleichwohl fühlte ich einen unangenehmen Eindruck, allein ich schrieb ihn dem Mißbehagen und dem Fieber zu.

„Können wir diesen Abend bei Malta vor Anker gehen, Pilot?“ fragte Williams.

Nachdem er sich dem Kompaß genähert und lange Zeit den Zustand des Himmels und des Meeres befragt hatte, antwortete der Pilot in sehr gutem Englisch:

„Wir können die Insel vielleicht noch diesen Abend erreichen, aber nicht in dem Hafen von Malta.“

„Nicht!“ rief Williams. „Und weshalb nicht?“

„Weil es nicht möglich ist,“ sagte der Pilot gleichgültig.

„Aber,“ entgegnete Williams, „obgleich der Wind sehr heftig ist und aus Norden bläst, ist er doch nicht stark genug, uns an die Küste zu werfen. Die Goëlette manövrirt vortrefflich und erhebt sich gewiß —“

„Und kann sie auch der Schnelligkeit der Strömungen Widerstand leisten, die gleich dem Winde der Küste gerade zugehen und sieben bis acht Knoten in der Stunde schießen lassen?“

„Ich sage Ihnen, Pilot,“ erwiederte Williams, „daß ich beinahe vor zwei Jahren bei noch schlechterem Wetter in Malta eingelaufen bin.“

„Aber doch nicht schlimmer als das, welches für diese Nacht droht,“ sagte der Pilot.

„Für diese Nacht?“ wiederholte Williams mit ungläubigem Tone.

„Für diese Nacht,“ sagte der Pilot fest.

„Welche sicheren Zeichen haben Sie für das Wetter, das wir diese Nacht bekommen werden, Pilot?“

„Die Spitze von Tamea und die Abgründe von Camich sind überschwemmt, und dies Zeichen ist stets der Vorläufer eines großen Sturmes.“

„Das sind die Schrecken und der Aberglaube eines alten Weibes,“ rief Williams.

Der Pilot richtete seine grünen stechenden Augen auf ihn, zuckte leise mit den Achseln und lächelte.

Als dieser Mensch lächelte, glaubte ich von einem Traume bedrückt zu werden; es schien mir, als erkenne ich die weißen, spitzen, weit auseinanderstehenden Zähne des Piraten wieder, mit dem ich bei dem Angriffe auf die Goëlette Mann gegen Mann gekämpft hatte.

Mein Staunen war so groß, daß ich rasch zwei Schritte vorwärts that, indem ich meine Augen, weit aufgerissen, auf den Piloten richtete. Dieser aber ertrug meinen Blick mit der größten Gelassenheit, und ich gestehe, daß ich gezwungen war, vor seinem ruhigen und gleichgültigen Blicke den Kopf zu senken.

Williams, den das Schweigen des Piloten ungeduldig machte, sagte, ohne mein Sinnen zu bemerken, zu ihm: „Aber was schlagen Sie denn vor?"

„Wenn das Wetter zu heftig wird, wie ich nicht bezweifle, so ist meine Meinung, die Spitze von Harrach zu umsegeln und an der südlichen Küste zu landen, statt an der nördlichen und uns dabei der Gefahr auszusetzen, durch den Sturm und die Strömung an die Küste geworfen zu werden, ehe wir die Einfahrt des Hafens von Malta zu erreichen vermögen. Wir können bei dem kleinen Hafen Marsa-Siroco einlaufen, wo Sie einen guten Ankerplatz finden. Wenn Ihre Goëlette, wie Sie sagen, sich im Winde gut hebt, so wird ihr Manöver durch nichts gehindert werden, sobald wir einmal unter dem Winde der Insel sind. Auf den Fall eines Sturmes läuft sie wenigstens nicht mehr Gefahr, an die Küste geworfen zu werden, denn sie hat, um dem Wetter zu entrinnen, hinter sich die hundert Stunden, welche die Insel Malta von der nördlichen Küste Afrikas trennen."

„Dieser Vorschlag schmeckt zu sehr nach Aengstlichkeit, Pilot," sagte Williams; „eine flamländische Ourke hätte mehr Kühnheit. Uebrigens will Mylord durchaus noch diesen Abend in dem Hafen von Malta vor Anker gehen und ich halte das für möglich."

„So müssen Sie es selbst vollführen, mein Herr," entgegnete der Pilot sehr gelassen. Dann ging er nach dem Hintertheile und rief auf Englisch den Matrosen, die in seiner Schaluppe geblieben waren, zu:

„Hallo! haltet Euch bereit, das Schlepptau zu vieren; wir kehren nach Harrach zurück!"

Als ich die helle, schneidende Stimme des Piloten hörte, schien es mir, mit dem Unterschiede der Sprache, abermals, als erkenne ich die Stimme des Menschen in der schwarzen Capuze, der einen Augenblick vor der Enterung der Yacht seinen Piraten zugerufen: Schießt nicht! Zur Enterung!

Als Williams sah, daß der Pilot in allem Ernste zur Entfernung schreite, bat er ihn, einen Augenblick zu warten, um die letzten Befehle des Lords zu vernehmen; bald darauf verschwand er in dem Raume.

Ich blieb in immer wachsender Verwirrung auf dem Decke zurück.

Es ist wahr, daß ich mich überzeugte, die Stimme und die auffallenden Zähne dieses Menschen wieder zu erkennen, aber konnte das nicht ein Spiel des Zufalls sein? Welche Wahrscheinlichkeit war dafür, daß ein vor acht Tagen verwundeter und ins Wasser geworfener Mensch derselbe Malteser Pilot sei, den ich hier kräftig und gesund vor mir sah?

Ich sah den Piloten fortwährend starr an, doch er wendete den Blick nicht ab. Ohne Zweifel ermüdet durch diese stumme Beobachtung, trat er auf mich zu und sagte entschlossen:

„Was wollen Sie denn von mir, mein Herr?"

„Sind Sie seit langer Zeit Pilot in Malta?" fragte ich ihn.

„Seit sieben Jahren, mein Herr." — Und zu gleicher Zeit zeigte er mir eine große silberne Platte, die an einer langen Kette von demselben Metall auf seiner Brust hing.

Diese Platte trug auf der einen Seite das englische Wappen und auf der andern den Namen: Joseph Belmonte, Nr. 18.

„Aber Sie sind Franzose," fragte ich ihn auf Französisch.

„Ja, mein Herr," antwortete er mir.

Mein Staunen hatte den höchsten Gipfel erreicht.

Williams kam wieder auf das Deck und sagte zu dem Piloten:

„Handeln Sie, wie Sie wollen, Mylord willigt ein."

„Das Meer fängt an, so hoch zu gehen," sagte der Pilot zu Williams, „daß ich meinen Matrosen den Befehl geben will, das Schlepptau schießen zu lassen und uns in geringer Entfernung zu folgen."

In der That gab das Boot das Tau, an dem es hing, auf, und steuerte in Uebereinstimmung mit der Yacht.

Die Nacht brach an.

Dem Gebrauch zu Folge übergab Williams dem Piloten das Sprachrohr, das Zeichen des Commandos.

Die Vorhersagungen dieses Menschen in Bezug auf das Wetter verwirklichten sich bald, denn obgleich unsere neue Richtung uns bald unter den Wind der Insel brachte, und wir folglich ziemlich geschützt waren, wuchs die Heftigkeit des Sturmes bedeutend.

An dem Steuerruder stehend, gab der Pilot seine Befehle mit der größten Ruhe, und nach der Aeußerung Williams' manövrirte er mit seltner Umsicht und Geschicklichkeit.

Den Aufgang des Mondes erwartend, der unsere Ankerung erleichtern sollte, lavirten wir in gleicher Richtung mit der östlichen Küste von Malta.

Die Nacht war finster.

Die Bussolen-Lampen, in ihre kupfernen Behälter eingeschlossen, bildeten einen falben Schein um den Fuß des großen Mastes. Dieses Licht beleuchtete nur den Steuermann und den Piloten, während der übrige Theil der Yacht und der Equipage in eine Dunkelheit versetzt blieben, welche der Contrast des Lichtes nur um so dichter erscheinen ließ.

Von der Beleuchtung hervorgehoben, ungefähr wie die Züge eines Schauspielers auf dem Proscenium des Theaters, schien mir das Gesicht des Piloten einen auffallenden Charakter der Kühnheit, List und Bosheit zu tragen.

Obgleich das Wetter abscheulich war und der Kiel der Yacht jeden Augenblick von den wüthenden Wogen überströmt wurde, sah ich, wie sich der Pilot von Zeit zu Zeit mit einer Art wilder Zufriedenheit die Hände rieb und dabei auf eine eigenthümliche Weise lachte, so daß er seine weißen, spitzen und weit von einander stehenden Zähne zeigte.

War das die Freude, uns einer gewissen Gefahr zu entreißen, oder war es ein ganz entgegengesetztes Gefühl? Ich weiß es nicht, aber in diesem Augenblicke schien ich den Piraten, gegen den ich gekämpft hatte, vollkommen wieder zu erkennen. Dieser Gedanke wurde ungeachtet meines Entschlusses, über diesen Punkt zu schweigen, so laut in mir, daß ich mich

nicht enthalten konnte, Williams zu fragen, ob er dieses Menschen auch gewiß sei.

„So gewiß als man sein kann! Unser Marine-Conseil des Hafens von Malta gewährt die Anstellung als Pilot nur ganz geprüften Leuten. Dieser hat mir sein Patent gezeigt; es ist ganz in der Ordnung, und überdies verräth Alles an ihm einen ausgezeichneten Seemann, so daß ich zu glauben anfange, er hat wirklich Recht. Obgleich wir durch das Land geschützt sind, fühlen wir, wie Sie sehen, die Stöße des Windes so heftig, daß der Sturm, durch die sehr schnellen Strömungen nach der Küste zu verstärkt, unsere Yacht leicht hätte scheitern machen können.“

„Sie werden meinen Gedanken sehr sonderbar finden,“ sagte ich zögernd zu Williams, „aber zuweilen scheint es mir, als erkenne ich in diesem Piloten —“

„Und wen, gnädiger Herr?“

„Den Capitain der Piraten, gegen den ich gekämpft und von dem ich geglaubt habe, er sei in das Meer gestürzt.“

„Es ist so dunkel, daß ich den Ausdruck Ihrer Züge nicht sehen kann, gnädiger Herr,“ erwiederte Williams, „aber ich bin überzeugt, Sie lachen, indem Sie sprechen.“

„Ich spreche sehr ernsthaft, das schwöre ich Ihnen.“

„Aber bedenken Sie doch, gnädiger Herr, daß das ganz unmöglich ist; noch einmal, die Functionen eines Piloten werden nur zuverlässigen Leuten anvertraut; sie dürfen ihren Posten nur verlassen, um die Fahrzeuge zu führen, die bei der Insel vor Anker gehen. Und bedenken Sie doch, daß dieser Piraten-Mistic bei der Ankunft von der Yacht Mylords schon über einen Monat bei Porquerolles vor Anker lag; — bedenken Sie doch, daß — Aber,“ sagte Williams, indem er sich unterbrach und mich verließ, „da geht der Mond auf; sein Licht wird uns dazu beistehen, den Ankerplatz zu erreichen. Entschuldigen Sie mich, aber ich muß die Anker in Stand setzen lassen.“

Die Gründe, welche Williams mir angab, waren zwar scheinbar triftig, aber sie konnten mich doch nicht ganz überzeugen.

Da ich indeß sah, daß der Augenblick zur Landung nahte und daß in der That nach der Aeußerung erfahrner Leute das

Manöver des Piloten eben so klug als gewandt gewesen war, sah ich mich gezwungen, mein Urtheil wenigstens noch zu verzögern, denn bisher konnte man dem Menschen, den ich in Verdacht hatte, nichts vorwerfen.

Der Doctor kam auf das Deck, gab mir Nachricht von Falmouth und erkundigte sich nach mir.

„Die frische Luft thut mir wohl," sagte ich ihm; „meine Wunde scheint weniger zu schmerzen."

„Gott sei Dank," sagte er; „Mylord befindet sich auch besser; die Contusion war zwar heftig, aber die Folgen nur von geringer Dauer. Eben ging er ganz allein. — Der Pilot hatte Recht," fügte der Doctor hinzu, indem er auf die Wogen deutete; „sehen Sie, wie das Meer sich zu beruhigen scheint, indem wir uns der Insel nähern."

Gegen die Heftigkeit des Windes durch die Höhe des Gürtels steiler Felsen geschützt, welche die südliche Küste Maltas bilden, glätteten die Wellen sich in der That immer mehr und mehr.

Bald trat der Mond ganz aus den Wolken hervor, die ihn bisher verdunkelt hatten, und beleuchtete vollkommen eine ungeheure Felsmauer, die sich vor uns ausdehnte und deren Fuß vom Meere umspült wurde.

Die Goëlette war jetzt ungefähr einen Kanonenschuß vom Ufer entfernt, längs dem sie hinfuhr; in geringer Entfernung von uns hielt sich das Piloten-Fahrzeug.

„Haben wir den Hafen von Marsa-Siroco bald erreicht?" fragte Williams, welcher die verschiedenen Ankerplätze der Insel kannte.

„Bald; aber da wir zwischen den schwarzen Steinen und der Spitze von Wardi durchmüssen, und dieser Kanal wegen der Klippen sehr gefährlich ist, werde ich, wenn Sie erlauben, mich an das Steuer stellen."

Auf ein Zeichen des Letztern verließ der Steuermann das Ruder.

Ich erinnere mich dieses Auftrittes noch so genau, als hätte er sich gestern zugetragen.

Ich saß auf dem Couronnement.

Vor mir, sehr nahe dem Piloten, der das Steuer ergriff,

befragte Williams wechselsweise den Compaß, die Küste und das Segelwerk der Yacht.

Der Doctor sah, über die Brüstung gebeugt, in das Kiel-Wasser des Schiffes. In geringer Entfernung von uns erblickte man das Piloten-Boot, welches aber nicht mehr die gleiche Richtung mit der Yacht zu verfolgen schien, was mir sehr sonderbar vorkam.

Vor uns, in großer Nähe, erhob sich eine ungeheure Masse perpendikulärer Felsen.

Obgleich das Meer ruhiger geworden war, ging es doch noch ziemlich hohl, und mit ungeheurem Getöse brachen sich die Wellen an der nahen Küste.

Der Pilot hatte eben ein neues Segel aufsetzen lassen, ohne Zweifel, um die Schnelligkeit der Yacht zu vergrößern, als am Vordertheil ein Schrei des Schreckens ausgestoßen wurde und ich die Worte hörte: „Das ganze Steuer Bakbord! — Wir sind auf Klippen!“

Ich weiß nicht, wie der Pilot diesen Befehl befolgte und wie er die Goëlette lenkte, aber in dem Augenblicke, wo der Schrei ausgestoßen wurde, hemmte ein entsetzlicher Stoß, dem ein langes Krachen folgte, plötzlich den Gang der Yacht.

Der Stoß war so heftig, daß Williams, ich und zwei Matrosen auf das Deck stürzten.

„Die Yacht ist aufgelaufen!“ rief Williams, indem er aufsprang; „verflucht sei der Pilot!“

Meine Wunde hinderte mich, eben so schnell aufzustehen; ich lag noch am Boden, als Jemand schnell an mir vorüber eilte. Ein schwerer Körper fiel in das Meer, und ich sah den Piloten nicht mehr, weder am Steuer noch auf dem Deck.

An meine Ahnungen denkend, und die Gefahr, die wir liefen, vergessend, richtete ich mich auf und erblickte einen Flintenschuß weit von der Yacht das Piloten-Boot; seine Matrosen ruderten kräftig auf einen schaumumgebenen schwarzen Punkt zu, den ich zuweilen bei dem Scheine des Mondes entdeckte.

Es war der Pilot, welcher nach seinem Boote schwamm.

„Ein Gewehr, ein Gewehr!“ rief ich aus. Ich war fest überzeugt, daß er es sei.

In diesem Augenblicke wurde durch einen zweiten Stoß

der Yacht gegen die Klippen der Hauptmast mit einem fürchterlichen Geprassel gebrochen.

Während des Augenblicks starren Entsetzens und tiefen Schweigens, der diesem Sturze folgte, hörte ich auf Französisch die Worte ausrufen: Erinnert Euch an den Mistic von Porquerolles!

Es war der Pirat, und die Yacht war verloren!

Der letzte Auftritt dieses fürchterlichen Dramas war so schnell, so verworren, daß meine Erinnerungen kaum hinreichten, in mir das Chaos fürchterlicher Erschütterungen zurückzurufen, die auf einander folgten, wie die Blitze eines Gewitters.

Nach einem dritten und letzten Stoße fiel die Yacht, durch eine ungeheure Welle gehoben, mit ihrem ganzen Gewichte auf eine Felsspitze herab.

Schon gesprungen, ging ihr Raum fast ganz auseinander, und ich hörte, wie sich das Wasser in das Innere des Fahrzeuges tosend und schäumend stürzte, wie in einen Schlund.

Das Meer hatte das Schiff beinahe ganz verschlungen!

Ungeachtet meiner Wunde, die mir einen Arm gegen die Brust gedrückt hielt, wollte ich mich in das Meer werfen, als ich Falmouth auf dem Deck erscheinen sah; er stützte sich auf Williams.

In diesem Augenblicke faßte eine andere ungeheure Welle die Yacht von der Seite und zerschmetterte sie vollends.

Ich fühlte, wie ich an den Bord des Fahrzeuges rollte, dann fortgeführt, betäubt, vernichtet wurde durch eine ungeheure Masse von Wasser, die mit Donnergeprassel über mich fortrollte.

Von diesem Augenblicke an habe ich fast keine Erinnerung mehr an die Ereignisse.

Alles, worauf ich mich besinne, ist, daß ich lange einen fürchterlichen Druck fühlte; ich erstickte, wenn ich den Mund öffnete, um zu athmen; ich verschlang ganze Wogen von bitterm, lauwarmem Wasser; meine Ohren dröhnten schmerzhaft; ein ungeheures Gewicht drückte auf meine Augen und ich fühlte meine Besinnung schwinden.

Gleichwohl machte ich verzweifelte Anstrengungen, um zu schwimmen.

Endlich schien es mir, als athme ich plötzlich freier, als

sähe ich gegen den Himmel, und näher bei mir, eine Masse röthlicher Felsen.

Dann glaubte ich zu fühlen, wie eine kräftige Hand mich bei den Haaren emporhob, und zu hören, wie die Stimme Falmouth's mir zurief: Wir sind quitt! Adieu!

Weiter erinnere ich mich nichts mehr, denn gleich darauf fiel ich in eine schmerzliche Betäubung, welcher bald die gänzlichste Fühllosigkeit folgte.

Daphne. — Noëmi. — Anastasia.

Dreizehntes Kapitel.

Die Insel Chios.

Ich finde dieses Fragment eines Tagebuchs wieder und schreibe ein Jahr nach dem Schiffbruche Lord Falmouth's an der Küste von Malta.

Machte ich den geringsten literarischen Anspruch, so würde ich nicht zu behaupten wagen, daß diese Blätter, unter dem Eindrucke des Augenblickes geschrieben, sehr naiv die bezaubernde Natur schildern, in deren Mitte sich ein Jahr lang in dem süßesten far niente des Herzens lebte.

Das Paradies, welches ich mir geschaffen hatte, ersteht in der That so zu sagen neu vor meinen Augen in seinem ganzen Luxus antiker Schönheit, mit einem Palast von weißem Marmor, von der Sonne vergoldet, mit seinem azurblauen Himmel, mit seinen Orangenhainen von berauschendem Dufte, mit seinem goldnen Horizonte, welcher die blauen Gewässer der Küste Asiens und Europa's so prachtvoll umgab.

Dieses Jahr wird vielleicht das glücklichste meines Lebens gewesen sein, denn seine flüchtigen und blumenreichen Tage haben mir nicht den geringsten moralischen Schmerz verursacht.

Ich habe, wenn man so sagen darf, nicht ein einziges Mal mein Herz gefühlt.

Aber ach, weshalb haben die Sinne in diesem Kampfe die Seele nicht getödtet! Weshalb hat das Vergnügen nicht den Gedanken erstickt?

Der Gedanke, dieses Königthum des Menschen und ein wahres Königthum in der That, denn es ist verderblich, wie jedes!

Der Gedanke, diese glühende Krone, welche die Stirn, auf der sie glänzt, verzehrt!

— — — — — — — — — — — —

Nach meiner Gewohnheit, meine glücklichen Erinnerungen zu classificiren, hatte ich dies Fragment „Sonnentage" benannt.

Der sorglose, leichte und spöttische Ton, der zuweilen in dieser Schrift herrscht, scheint mir einen sonderbaren Contrast zu dem finstern und verzweiflungsvollen Charakter der Ereignisse zu bieten, an welche ich die Erinnerung erweckt habe.

Sonnentage.

Insel Chios, 20. Juni 18**.

Ich weiß nicht, was die Zukunft mir vorbehält, aber wie ich ehemals in meinen Tagen des Trübsinns und der Verzweiflung sagte, muß man mehr sich selbst mißtrauen, als seinem Geschicke. Und wenn ich diese Blätter wieder überlese, will ich wenigstens die lachenden Bilder noch einmal erblicken, in deren Mitte ich jetzt so glücklich lebe.

Ich schreibe dies am 20. Juni 18** in dem Palast Carina auf der Küste der Insel Chios und ungefähr ein Jahr nach dem Verlust der Yacht.

Bei jener großen Gefahr hat der arme Henry mir das Leben gerettet. Seiner Wunde ungeachtet schwamm er kräftig dem Ufer zu. Als er mich auf dem Punkte sah, zu ertrinken, denn ich konnte mich meines linken Armes gar nicht bedienen, ergriff er mich mit der einen Hand, kämpfte mit der andern gegen die Brandung und legte mich sterbend auf dem Ufer nieder.

Meine Kräfte waren ohne Zweifel erschöpft durch die Aufregung des Kampfes, durch meine Wunde, durch meine verzweifelte Anstrengung bei dem Schiffbruche, denn ich war lange Zeit die Beute eines hitzigen Fiebers, von dem ich durch die treffliche Pflege des Arztes genas, welchen Falmouth mir zurückgelassen hatte.

Ich war so krank, daß man mich nach Marsa-Siroco bringen mußte, einem kleinen maltesischen Flecken in der Nähe der Küste, an welcher die Goëlette scheiterte. Hier blieb ich bis zu meiner gänzlichen Genesung. Als die Fieberphantasien wi-

chen und ich sprechen konnte, unterrichtete mich der Doctor von den Umständen, die ich hier erzählte, und übergab mir einen Brief Falmouth's, den ich diesem Tagebuche beifüge:

„Nach Allem ist es mir doch noch lieber, mein theurer „Graf, Sie vor dem Ertrinken gerettet, als Ihnen eine Kugel „in den Kopf gejagt, oder von Ihnen ein ähnliches Andenken „der Freundschaft empfangen zu haben.

„Ich hoffe, daß die tüchtige Douche, welche Sie während „des Schiffbruchs bekommen haben, Ihnen für die Zukunft „heilsam sein wird und Sie von Ihren Anfällen des Wahn„sinns rettet.

„Meine Pläne haben sich geändert, oder werden vielmehr „wieder, was sie früher waren; mehr als je denke ich daran, „mir die Laune mit Canaris Brandern zu gewähren; da aber „die teuflische Bosheit dieses Piraten-Piloten, den der Galgen „in Anspruch nimmt, meine arme Yacht vernichtete, habe ich „in Malta ein Fahrzeug gekauft und segle nach Hydra.

„Auf Wiedersehen! Wenn wir uns einst wiederfinden, „werden wir hoffentlich über alles Dieses recht herzlich lachen.

„Henry Falmouth.

Postscriptum.

„Ich lasse Ihnen den Doctor, denn die Malteser Aerzte „sollen recht herzlich schlecht sein. Er wird Ihnen einen Em„pfehlungsbrief an den Lord Gouverneur der Insel überreichen.

„Schicken Sie mir den Doctor, wenn Sie seiner nicht „mehr bedürfen, nach Hydra nach."

Ich bin jetzt durch das Glück so betäubt, daß ich mich kaum der stechenden Reue erinnere, welche dieser so kalt-spöttische Brief in mir erweckte.

— — — — — — — — — — — —

In Malta sah ich Lord Ponsonby, der sich äußerst gefällig gegen mich zeigte. Er ließ die eifrigsten Nachforschungen nach dem vorgeblichen Piloten anstellen. Der Elende hatte in der That der englischen Marine angehört, seit zwei Jahren aber seine Function als Pilot aufgegeben.

Sein Signalement wurde in dem ganzen Archipel vertheilt, wo er, wie man vermuthete, Seeräuberei trieb.

Ich sah bei Lord Ponsonby einen gewissen Marquis

Justiniani, den Abkömmling des berühmten Hauses der Justiniani in Genua, welches Venedig und einigen Inseln Griechenlands Herrscher gegeben hatte.

Der Marquis besaß ziemlich große Güter auf der Insel Chios, welche kürzlich von den Türken verheert worden war.

Er sagte mir von einem Schlosse, der Palast Carina genannt, das gegen das Ende des 16. Jahrhunderts von dem Cardinal Angelo Justiniani erbaut worden war. Der Marquis hatte dieses Schloß lange an einen Aga vermiethet gehabt. Die Beschreibung, die er mir von diesem Gebäude und dem Klima der köstlichen Insel machte, verführte mich. Ich schlug ihm vor, daß ich nach Chios gehen, die Besitzung in Augenschein nehmen und ihm dann das Ganze, wenn es mir gefiele, abmiethen oder abkaufen wollte.

Wir reisten zusammen ab.

Nach dreitägiger Ueberfahrt landeten wir hier.

Ueberall hatten die Türken blutige Spuren ihres Durchzuges hinterlassen; sie hielten noch eine Garnison in dem Schlosse von Chios.

Meine Eigenschaft als Franzose und die feste und würdevolle Haltung unserer Marine und unserer Consuln in der Levante versprachen mir eine vollkommene Sicherheit, im Fall ich mich entschließen sollte, auf Chios zu wohnen.

Ich besah das Schloß, es sagte mir zu, und bald war der Handel abgemacht.

Am nächsten Morgen stellte mein Dolmetscher mir einen Renegaten-Juden vor, der mir den Vorschlag machte, ein Dutzend schöner Griechensclavinnen zu kaufen, welche aus der letzten Landung der Türken von den Inseln Samos und Lesbos herrührten; von diesen 12 Mädchen, deren ältestes nicht über 20 Jahre alt war, eigneten sich, wie er sagte, nur 3 durch ihre zartere Natur zur besondern Annehmlichkeit.

Die 9 andern, groß und stark, obgleich sehr schön, konnten arbeiten, entweder im Garten, oder im Innern des Hauses. Er forderte nicht mehr als 2000 Piaster für den Kopf, ungefähr 500 Francs nach unserm Gelde.

Ohne Zweifel, um mich zu dem Kaufe zu bestimmen, vertraute mir der Renegat an, daß er im Handel mit einem Rais in Tunis stehe, einem Lieferanten für das Serail; er wünsche aber diese Sclavinnen gut behandelt zu wissen, und gäbe mir

deshalb den Vorzug vor dem Rais, da er wisse, daß die armen Geschöpfe während der Ueberfahrt auf der Barbareskenschebecke, die sie nach Tunis bringen sollte, sehr zu leiden haben würden.

Ich wollte diese Sclavinnen sehen.

Der wunderbare Typus der griechischen Schönheit hat sich seit dem Alterthume in diesen bevorzugten Ländern so rein erhalten, daß von diesen 12 Mädchen aus so verschiedenen Ständen und von so verschiedenartiger Natur nicht nur keine einzige nicht angenehm und hübsch war, sondern daß sogar 3 als ein Muster der seltensten und vollkommensten Schönheit gelten konnten.

Der Handel wurde geschlossen und ich kaufte die 12 Sclavinnen; der Renegat trat mir des Contrastes wegen auch 2 Negerzwerge von auffallender Häßlichkeit ab, und ich sendete Alle zusammen unter Aufsicht meines Dolmetschers und einer alten Cypriotin, die der Jude mir als eine vortreffliche Aufseherin empfahl, nach dem Schlosse Carina.

— — — — — — — — — — — —

Dieser plötzliche Entschluß, die Insel Chios zu bewohnen und hier träge in der Vergessenheit von Allen und Allem zu leben, wurde in mir vor einem Jahre durch die stechende Erinnerung an den empfundenen Kummer erweckt.

Nach meinem Bruche mit Falmouth, den ich auf so unwürdige Weise herbeigeführt hatte, erkannte ich mich jeder großmüthigen Neigung unwerth, weil ich dabei stets die erbärmlichsten Nebengedanken suchte, und glaubte, daß das materielle Leben mir nicht dieselben Besorgnisse, dieselben Zweifel bieten würde.

Was hatte mich bisher so unglücklich gemacht? War es nicht die Furcht, durch die Gefühle, die ich hegte, betrogen zu werden, die Furcht, ohne Gegenliebe zu lieben? Wenn ich also in der Zukunft mein Leben auf die Anbetung der Wirklichkeiten beschränkte, was konnte ich dann wagen?

Die Natur ist so reich, so fruchtbar, so unerschöpflich, daß meine Anbetung noch hinter den Wundern zurückbleiben mußte, mit denen die Schöpfung so unerschöpflich ist.

Woran konnte mein Mißtrauen sich in Zukunft üben?

Der Duft einer schönen Blume betrügt nicht; die Pracht einer herrlichen Landschaft täuscht nicht; die ausgezeichnete Schönheit der Formen hintergeht nicht; und welch' ein Interesse,

welche Nebengedanken kann man der Blume zutrauen, welche die Luft würzt, dem Vogel, welcher singt, dem Winde, der in dem Laubwerk flüstert, dem Meere, welches das Ufer badet, der Natur endlich, welche so viele Schätze, so viele Farben, so viele Melodien, so viele Wohlgerüche entfaltet?

Ohne Zweifel werde ich allein bleiben, diese Wunder zu genießen, sagte ich zu mir selbst, aber ich gestehe es, die Einsamkeit gefällt mir. Ich habe in mir ein tiefes Gefühl der materiellen Schönheit, welches den Glauben an die moralische Schönheit vielleicht ersetzen kann, für welche mir aller Sinn abgeht.

Der Anblick einer reichen Natur, eines schönen Pferdes, eines schönen Hundes, einer schönen Blume, eines schönen Weibes, eines schönen Himmels hat mich stets in eine Art von Ekstase versetzt, und obgleich der religiöse Glaube mir leider mangelt, habe ich bei dem Anschauen der herrlichen Schöpfung doch stets ein Gefühl unendlicher und inniger Dankbarkeit für die unbegrenzte Macht empfunden, welche uns so mit ihren Schätzen überschüttet.

Indem ich die Eigenschaften beklage, deren ich beraubt bin, will ich wenigstens derer genießen, die mir bleiben, und da ich durch die Seele nicht glücklich sein kann, will ich es wenigstens durch die Augen und die Sinne sein.

Und ich täuschte mich nicht, denn nie habe ich eine so vollkommene Glückseligkeit genossen.

Falmouth war der beste und edelste der Menschen, ich weiß es. Ueber mein Benehmen gegen ihn werde ich stets verzweifeln. Wenn ich aber mein jetzt so ganz glückliches Leben mit der arbeitsvollen und politischen Zukunft vergleiche, welche Henry mir unter so glänzenden Farben schilderte, kann ich dann etwas Anderes beklagen, als die Freundschaft, die ich durch meinen Argwohn so thöricht verloren habe? —

Und überdies hatte Henry Recht! Die Unthätigkeit ist mir verderblich! Ich habe mich daher auch köstlich damit beschäftigt, hier lebende Bilder aufzustellen, auf denen ich meine Blicke sehr häufig ruhen lasse. Ich bedurfte Zeit, Mühe, Studien selbst, um mich so, wie es geschah, mit allen Wundern der Schöpfung zu umgeben, um alle einzelnen Reichthümer zusammen zu bringen, welche ich in diesem Eden fand.

Die Weisen werden sagen, daß mein Glück in Kindereien besteht, aber deshalb eben ist es Glück.

Das ernste immaterielle Glück, wie sie es nennen, hat stets einen folgenden Tag und ist vergänglich! Aber die tausend kleinen Freuden, welche ein immer junger Charakter in den Träumereien zu finden weiß, sind zwar flüchtig, leicht und beweglich, indeß sie erstehen immer neu, denn die Einbildungskraft, die sie hervorbringt, ist unerschöpflich.

Und jetzt, da ich mir herrliche Gewohnheiten der Unabhängigkeit gebildet habe, erscheint mir das Weltleben mit seinen harten Anforderungen als eine Art von Brüderschaft, deren Regeln mir eben so drückend vorkommen, als die der Trappisten.

Denn ich weiß nicht, ob ich mich nicht lieber in einem Kleide von groben Stoffen frei bewegen, als in elegante Kleider eingezwängt sein möchte! Ob ich nicht lieber die reine frische Luft in dem Garten athmen möchte, den ich bearbeitete, als die erstickende Luft der Assembleen! Ob ich nicht lieber zum Morgengebet auf den Knieen liegen, als während einer Festnacht auf den Beinen stehen möchte! Ich weiß endlich nicht, ob ich nicht die meditative Stille des Klosters dem Geschnatter der Salons vorziehen, und mit derselben Theilnahmlosigkeit das: Bruder du mußt sterben! des geistlichen Ordens, als das: Bruder du mußt dich amüsiren! — des Weltordens aussprechen würde.

Nur eines wundert mich, daß ich nämlich so lange damit unbekannt bleiben konnte, worin das wahre Glück besteht.

Es besteht darin, es auf dieser Zauberinsel allein zu genießen.

Wenn ich an das mühselige und dennoch dunkle und erbärmliche Leben denke, welches die Mehrzahl der Menschen sich auferlegt, in ungesunden Städten und regnerischem Klima, das beinahe ohne Sonne, ohne Blumen, ohne Wohlgerüche ist, mitten unter einem entarteten, häßlichen und kleinen Geschlechte, während sie, so wie ich, ohne Zwang und als unumschränkter Gebieter, in einem herrlichen Klima, unter den üppigsten Genüssen leben könnten; — dann fürchte ich zuweilen, mein Paradies plötzlich zerstört zu sehen.

Deshalb freue ich mich auch täglich über meinen Entschluß; das volle Maaß des Glückes überströmt mich; meine

grausamsten Erinnerungen verschwinden und meine Seele versinkt in eine so berauschende Glückseligkeit, daß selbst die sonst so verzweiflungsvolle Vergangenheit mir gleichgültig wird.

Helene, Margarethe, Falmouth — die Erinnerung an Euch erscheint mir nur noch bleich, entfernt, verschleiert! Ich frage Euch, wie ich so viel für Euch und durch Euch leiden konnte?

Aber was höre ich unter meinem Fenster? Es sind die Töne von Daphne's albanesischer Leier, welche Noëmi und Anastasia einladen, die Romaïka zu tanzen.

Die Beschreibung alles Dessen, was mich umgiebt, das lachende Bild, welches ich vor Augen habe, während ich diese Zeilen hier auf Chios in dem Palast Carina, schreibe, bleibe auf diesen unbekannten Blättern stehen, wie das treue Bild einer reizenden Wirklichkeit.

Diese Details werden ohne Zweifel jedem Andern kindisch erscheinen, aber es ist ein Portrait, das ich verlange, und wo möglich ein Portrait von Holbein, bei der Loupe mit der gewissenhaftesten Treue aufgenommen und gezeichnet! Denn wenn ich je dahin kommen sollte, diese glückliche Zeit meines Lebens zu beklagen, so wird jeder Zug, jede Andeutung dieses Bildes für mich von unschätzbarem Preise werden!

Vierzehntes Kapitel.

Sonnentage. — Der Palast.

Chios, Palast Carina, 18**

Wie fast alle Paläste des neuern Italiens, war der Palast Carina, durch die Genuesen erbaut, als die Insel Chios zu ihren Besitzungen gehörte, von ungeheurem Umfange und öde; die Zimmer waren prachtvoll, aber leer. Der Muselmann, der ihn vor mir bewohnte, hatte einen Flügel dieses umfangreichen Gebäudes auf orientalische Weise einrichten lassen.

Diesen Theil bewohne ich.

Dann ziehe ich mich während der glühenden Hitze des Tages zurück, denn dessen Fenster öffnen sich nach Norden und es herrscht dort eine köstliche Frische.

Halb niedergelassene Jalousien von wohlriechendem Holze erlauben, zugleich der Aussicht nach außen zu genießen und dabei in einem sanften Halbdunkel zu bleiben.

Die Mauern, welche mit silberfunkelndem Stuck bekleidet sind, der einer Tapete von weißem Atlas gleicht, haben breite Streifen, wechselsweise lila und grün, auf denen in goldenen Buchstaben Verse aus dem Koran zu lesen sind.

Die reich gemalte Decke ist in lila und grüne Felder getheilt, die mit vergoldeten Arabesken verziert sind. Ein schöner persischer Teppich bedeckt den Fußboden.

Am äußersten Ende dieses Gemaches springt eine Wassergarbe aus einem Bassin, das mit orientalischem Jaspis ausgelegt ist, und fällt mit sanftem Gemurmel als Cascade wieder in dasselbe herab; große blaue und goldene Vasen von Chinesischem Porzellan, mit Blumen angefüllt, auf denen schön gefärbte Tauben sich wiegen, umgeben diesen Springbrunnen, und die aromatischen Düfte, die von diesen ungeheuren Bouquets ausgehaucht werden, schweben gemildert zu mir herüber.

Und dann — soll ich das Ungeheure eingestehen — die Sinnlichkeiten des Geschmacks sind mir theuer, und ich beschäftige mich stets damit, sie zu befriedigen oder ihnen zuvorzukommen.

So stehen neben mir auf einem Tische, welcher mit einem türkischen Teppich bedeckt ist, von hellgelbem Grunde mit blau gestickten erhabenen Blumen und mit Silberfäden verziert, Sorbet von Orangen und schwarzen Waldkirschen, in den durchlöcherten Vasen, die mit Schnee gefüllt sind; goldfarbige Ananasscheiben, Wassermelonen mit rothem Fleisch und grüner Schale, unter dem funkelnden Krystall und den schönen Porzellangefäßen beinahe verschwindend; auf einer Schüssel von Japanischem Porzellan erhebt sich eine Pyramide von andern auserlesenen Früchten, welche Daphne, die Braune, mit Blumen untermischt hat.

So eben goß mir die ausgelassene Noëmi in einen Krystallbecher die edlen Weine von Cypern, von Schiros oder

Madeira, die in ihren Caraffen von venetianischem Krystall mit langen emaillirten Hälsen wohlbedächtig einer lauen Temperatur ausgesetzt worden sind.

Wenn ich eine süße Aufregung zur Träumerei suchen, oder meiner Trägheit oder meinem far niente Nahrung geben will, bietet mir Anastasia, die Blonde, lächelnd meinen Narguileg mit Jasminwasser gefüllt, oder meine lange Pfeife mit der Bernsteinspitze, deren Kopf ihre zarten Hände mit dem wohlriechenden Tabak von Latakié füllten.

Wenn ich mich endlich, meine wachen Träume aufgebend, mit Geist und Seele den Gedanken Anderer überlasse, habe ich zur Hand die Werke meiner Lieblingsdichter: Shakespeare, Göthe, Schiller, Scott, des großen, göttlichen Scott! — Den modernen Homer, Byron — dessen schwarzes Schiff ich gestern am Horizonte vorübersegeln sah.

Obgleich etwas frisch, ist die Luft doch mit Wohlgerüchen geschwängert. Der Duft der Aloes, der Myrrhen und des Serail-Balsams, der in metallnen Gefäßen brennt, vermischt sich mit den süßen Aushauchungen der Blumen; denn, für die Sinne lebend, habe ich auch den des Geruches nicht vergessen.

Ich habe mich mit Vergötterung meiner Vorliebe für den Geruch hingegeben, ein Geschmack, der unglücklicherweise so sehr verachtet, so sehr mißverstanden oder so heftig angegriffen wird. Ich habe meinen Traum, eine Art von Stufenleiter der Gerüche, von dem schwächsten bis zum kräftigsten, verwirklicht, und deren Einathmung verursacht eine Art von Trunkenheit, von Ekstase, die jeder andern eine neue und bezaubernde hinzufügt.

Und wie vermöchte man auch übrigens so zu sagen von Wohlgerüchen zu leben, wenn man auf Chios lebt, der Insel der Wohlgerüche, der privilegirten Insel der Sultane, welche für das Serail allein die Rosen-, Tuberosen-, Jasmin- und andere Essenzen liefert?

Chios, welches allein den köstlichen Mastixbaum hervorbringt, dessen wohlriechendes Harz die träumende und gelangweilte Odaliske maschinenmäßig zwischen ihren Elfenbeinzähnen zermalmt! Chios, dessen Handel selbst einen reizenden Charakter der Eleganz trägt, denn es handelt mit Seidengeweben, mit glänzenden Teppichen, mit Blumen, Früchten, Vögeln und

Honig. Und junge Frauen und junge Mädchen, fast immer mit einer antiken und reinen Schönheit geschmückt, sammeln die Schätze dieser glücklichsten aller Inseln des süßen und fruchtbaren Joniens.

Aus den Fenstern des Zimmers, welches ich bewohne, und welches in einem Flügel dieses ungeheuren Gebäudes liegt, überblicke ich ein herrliches Gemälde.

Diese Erinnerung wäre mir ein ewiges Gefühl der Reue, wenn ich diese reizende Zurückgezogenheit gegen irgend eine lärmende und finstere Stadt, mit mauerbegrenztem Horizont, mit schmutzigem Pflaster und dicker Luft vertauschen sollte!

Links erblicke ich die Façade des Palastes, deren offene Säulenhallen, Bogengänge und Treppen von weißem Marmor, sich bis in weite Ferne verlieren.

Von dem Fundamente, das mit Porphyr bekleidet ist, bis zu dem Simse, geziert mit Bildsäulen und großen Vasen, in denen Myrthen und Rosen-Lorbeer prangen, wird das ganze Gebäude von der Sonne umfluthet, und zeichnet sich goldig auf einem Himmel ab, der jenes Saphirblau trägt, welches dem Oriente eigen ist.

In der Ferne würde sich der Azur des Meeres mit dem Azur des Himmels vereinigen, wäre nicht eine bergige Linie von bläulichem Purpur dazwischen. Das sind die Berge Romaniens, deren kühne Spitzen sich in flammendem Dunst baden.

Zu meiner Rechten, im herrlichen Gegensatze zu dieser Masse von blendendem Marmor und Licht, sehe ich, von der Façade durch einen üppigen Kleeplatz getrennt, auf welchem einige syrische Fetthämmel mit nachschleppendem Schwanze und einige Gazellen mit silberfarbigem Haar grasen, gleichlaufend mit dem Palaste ein dichtes, schattiges und feuchtes Gebüsch sich erstrecken.

Die Riesenhäupter der hundertjährigen Eichen, Cedern und Platanen bilden einen Ocean von dunklem Laubwerk; die Sonne beginnt zu sinken und vergoldet diese Laubwogen durch ihren glänzenden Widerschein.

Auf diesem beweglichen Vorhange von dunklem Grün zeigen sich tausend andere Schattirungen, die immer zarter und durchsichtiger werden, je mehr sie sich den frischen Ufern des Flusses Balophano nähern, welcher, sich dem Palaste gegenüber erweiternd, hier eine Art von großem Kanal bildet.

Seine Ufer sind mit Blasenbäumen, Fächerfichten mit röthlichem Stamme, Silberpappeln, Erdbeerbäumen, Alaternbäumen bepflanzt, auf denen zuweilen ein funkelnder Strahl der Sonne ruht, um flüchtig unter diese grünen Dome zu schlüpfen, wenn der Meerwind ihre Zweige in Bewegung setzt.

Ganz nahe dem Ufer erblicke ich noch Fächerpalmen, deren Stamm unter dem dichten Laubwerk der Sadebäume mit orangefarbigen Blüthenglocken, unter Ipomeen verschwindet, deren rosenrothe Doldentrauben inwendig mit dem lebhaftesten Purpur gefärbt sind.

Ungeheure Alleen, deren Hallen dem Tage undurchdringlich sind, mit weichem Rasen gepolstert, münden sich auf einem grünen Halbkreise, welcher dem Schlosse ziemlich nahe liegt.

Diese Alleen sind so buschig, so lang, so dunkel, daß man durch den bläulichen Dunst, in den sich ihre Perspektive verliert, das Ende nicht erkennen kann.

An dem äußersten Rande dieses Gemäldes, und unmittelbar unter meinem Fenster, liegt eine Terrasse von weißem Marmor mit schwerer Brüstung; sie ist ebenfalls mit Vasen und Bildsäulen geschmückt und man gelangt von ihr auf einer runden Treppe bis an die Ufer des Kanals.

Durch den Palast beschützt, liegt die eine Hälfte dieser Treppe im Schatten, während die andere von der Sonne beschienen wird.

Auf einer der ersten Stufen liegt ein schwarzer Zwerg, den ich mit komischem Geschmack in einen purpurnen Ueberwurf von venetianischem Schnitte gekleidet hatte, neben zwei Windhunden von der größten Art und von den schönsten Formen.

Durch eine Laune des Lichts liegt der Zwerg, von blendender Helle erleuchtet, auf der Seite, auf welcher jede Stufe mit einem Goldstaube bedeckt zu sein scheint, während die Windhunde im Schatten liegen, der sich ungleich über die Stufen vertheilt und einen bläulichgrauen und durchsichtigen Schein auf das weiße Fell der schönen Thiere wirft. Etwas weiter hin, in der vollen Sonne, läßt ein Pfau, welcher auf der Brüstung der Treppe sitzt, sein glänzendes Gefieder spiegeln. Man glaubt, eine Menge von Rubinen, Topasen und Smaragden auf einen dunkeln Sammtgrund niederfallen zu sehen.

Schwäne gleiten sanft auf dem Wasser des Kanales dahin und scheinen tausend Silberfäden sich nachzuziehen; große

Flamingos schreiten gravitätisch an dem grünen Ufer hin und spiegeln ihr Gefieder, während sich etwas ferner zwei Arras mit karmoisinrothem Körper, dessen Federn goldgespitzt sind, die Früchte der Fächerpalme streitig machen, ihre türkblauen Flügel öffnen und darunter ihr purpur- und goldgeflecktes Gefieder blicken lassen.

Englich wiegt sich noch auf einem Amarillis-Busche ein schöner schwefelgelber Papagei, dessen Hals die prismatischen Farben des Opals spiegelt, und entfaltet seinen weißen Schweif, während Schwalben und Eisvögel mit leichtem Flügel das Wasser des Kanales streifen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe diese Blätter wieder überlesen, welche so zu sagen Wort für Wort das wunderbare Schauspiel übersetzen, welches ich vor Augen habe. Es ist Alles und es ist auch nichts, denn es ist im Vergleich zu der Wirklichkeit nur, was die trockne Nomenclatur des Naturalisten im Vergleich zu den Herrlichkeiten der Schöpfung sein kann.

Funfzehntes Kapitel.

Sonnentage. — Die Romaïka.

Ich höre süßes, silberhelles Gelächter und sehe unter den letzten Stufen der Treppe, deren Vorsprung sie mir bis zur Schulter verbirgt, die Gestalten einiger der Sclavinnen erscheinen, welche ich kaufte.

Sie baden sich in dem Flusse.

Die einen erheben ihre schönen Arme über den Kopf, drücken ihr langes braunes Haar aus, und es fällt daraus ein Thau flüssiger Perlen herunter auf ihren Busen, auf ihren entblößten festen glatten Nacken.

Andere, die sich umschlungen halten, scheinen mit schüchternem Fuße auf dem Sande des Flusses vorwärts zu schreiten, denn sie halten mit dem Ausdrucke der Angst den Kopf gesenkt.

Es giebt nichts Köstlicheres, als ihr reines und feines

Profil, welches dem schönsten Alabaster gleicht und aus dem lichten Hintergrunde des Horizontes hervortritt, wie die matte Weiße einer Camee aus der durchsichtigen Unterlage.

Ihre rundgeflochtenen Haare hängen am Hinterkopfe tief herab und lassen ein kleines Ohr erblicken, einen schön gerundeten Hals, an welchem die sanftesten griechischen Schlangenlinien zu beginnen scheinen. Nicht weit von dieser reizenden Gruppe, auf dem feinen glatten Rasen, der sich von dem Saume des Gehölzes bis zu den Ufern des Kanals erstreckt, tanzen, in die liebliche Tracht der Insel Chios gekleidet, Noëmi und Anastasia die Romaïka zu den Tönen der albanesischen Leier Daphne's.

Der grüne Halbkreis, von dem ich gesprochen habe, schützt sie gegen die immer schräger fallenden Strahlen der Sonne; große Massen von Rosen, Levkojen, persischem Flieder und Tuberosen fassen diesen Saal von Laubwerk ein.

Diese Blüthenmassen werden jeden Augenblick von Myriaden Schmetterlingen mit glänzenden Farben heimgesucht; von dem Ulysses mit amethystblau angehauchten Flügeln von glänzendem Grün, von dem Marsias mit kupfergefärbtem Blau, oder von der Danae mit perlemutterfarben gestreiftem Sammtblau.

Wie die heiteren Mädchen nach Daphne's Leier tanzen, Daphne's, einer meiner A n n e h m l i c h k e i t s s c l a v i n n e n, wie der Renegat sagte!

Daphne ist in Lesbos durch die Türken entführt worden. Die edlen Verhältnisse dieser Lesbierin und ihr Gesicht von strenger Schönheit erinnern an den grandiosen Typus der Venus von Milo.

Sie sitzt auf einer Moosbank; ihr Teint ist rosig und weiß; ihre Augen, ihre Augenwimpern sind schwarz wie Ebenholz; eine Binde von schmalen Goldlitzen zusammengesetzt, schmiegt sich um ihre kühne Stirn und verliert sich in das dichte Netz, welches ihre Haare am Hinterkopfe vereinigt.

Daphne, die etwas vorgebeugt ist, trägt eine strohgelbe Tunik und einen weißen Rock; sie rundet mit Anmuth ihre bis zur Schulter entblößten Arme und spielt die albanesische Leier, die sie auf ihre Kniee stützt. Eines ihrer Beine, mehr ausgestreckt als das andere, läßt einen zarten Knöchel erblicken, anmuthig bekleidet mit einem rosenrothen Seidenstrumpfe, auf der Insel gewebt, so wie mit einem feinen Schuh von schwarzem Maroquin, mit Silber gestickt.

Nach der Gewohnheit der neuern Griechen sang Daphne, indem sie sich begleitete, während die andern beiden jungen Mädchen, die nach ihrer Lyra tanzten, die Endstrophen wiederholten.

Hier die Uebersetzung der Worte; sie haben nichts sehr Bemerkenswerthes, und dennoch erbebe ich bei dem schmachtend leidenschaftlichen Tone, mit welchem Daphne sie singt; es ist, glaube ich, ein junger Bräutigam, der mit seiner Braut spricht:

„Ich bin durch Deine Liebe verwundet; ach! junges Mädchen, junges Mädchen, Deine Liebe verzehrt mich; Du hast mein Herz getroffen. Laß mich Deine Reize besitzen und die Flammen mögen Deine Mitgift verschlingen. O junges Mädchen, ich habe Dich von ganzer Seele geliebt, und Du hast mich aufgegeben, wie einen verwelkten Baum."

Noëmi und Anastasia schienen durch ihre ausdrucksvolle Pantomime die Worte dieses Gesanges zu verwirklichen.

Der Tanz Noëmi's der Braunen, welche die Rolle des Liebenden darstellte, ist männlich und entschlossen, während die Stellungen Anastasia's, der blonden Verlobten, schüchtern bittend und keusch sind, wie die eines jungen Mädchens, das die Liebkosungen ihres Anbeters flieht oder fürchtet.

Noëmi ist groß und schlank, ihre Haare sind hell kastanienbraun, mit goldenem Schnitt, ihre Augenbrauen und Augenwimpern sehr stark und schwarz wie Schmelz; sie hat Irisgraue Augen.

Es giebt nichts Wollüstigeres, als der Ausdruck dieser unmäßig großen Augen, die, wenn man dies sagen kann, fast immer in einer feuchten Flamme schwimmen; ihr etwas brauner Teint ist vielleicht zu lebhaft; ihre spöttischen und üppigen Lippen sind vielleicht etwas zu roth, so grell und lebhaft sticht ihr Purpur gegen das Email ihrer Zähne ab; ihr Lächeln, welches ihre Mundwinkel empor zieht, die von einem braunen Flaum stark beschattet sind, hat zuweilen etwas zu Leidenschaftliches, etwas zu Ungestümes, und in einer seltsamen Uebereinstimmung scheinen ihre rosigen weitgeschlitzten Nasenlöcher sich bei jeder Bewegung mehr zu öffnen, welche ihren Busen unter dem engen Yellek oder Leibchen von kirschrother Seide, welches ihn halb bedeckt, höher hebt. Starke und lange Flechten von ihren mit kirschrothem Bande durchflochtenen Haaren, welche dem Atlasfez von derselben Farbe entgleiten, der den Wirbel

ihres Kopfes bedeckt, fallen bis über ihre schlanke Taille herunter, welche durch die Breite ihrer Hüften noch feiner erscheint. Nichts Beweglicheres endlich, nichts Kräftigeres zugleich, als ihre kleinen Füße, mit rothen goldgestickten Maroquinpantoffeln bekleidet.

Anastasia dagegen ist klein von Wuchs; ihre reizenden blonden Haare, die ich ihr so flechten lasse, daß sie an ihren Wangen, welche so frisch und rosig sind, wie die eines Kindes, herabfallen, umgeben ihre schneeweiße Stirn zum Entzücken; ihr Teint von blendendem Glanze und ihre sanften blauen Augen scheinen unter ihren Augenwimpern den ganzen Azur des Jonischen Himmels wiederzuspiegeln.

Wenn die glühende Noëmi, die Rolle des Bräutigams mit der verliebten Verzweiflung singend, sich ihr mit bittendem und leidenschaftlichem Wesen nähert, wird der kleine Mund Anastasia's, purpurroth wie eine Kirsche, plötzlich ernst, und nimmt einen bewunderungswürdigen Ausdruck der unruhigen Schaamhaftigkeit an; fast mit Schrecken, und langsam zurückweichend, faltet sie ihre reizenden Hände, die von dem reinsten Alabaster gebildet zu sein scheinen.

Anastasia ist ganz weiß gekleidet.

Ich habe mir zuweilen eine Sylphide geträumt, welche den Rasen, über den sie schwebt, kaum mit der zarten Spitze ihrer Füße berührt. So ist Anastasia, deren niedliche Formen von dem größten Ebenmaße sind. — — — — — —

Nie hat die Natur unter meinen Augen so wechselvolle Reichthümer vereinigt. Meine Phantasie hat bei der vollkommenen Anordnung, die so zu sagen alle Schätze der Schöpfung vereint, den Vorsitz geführt.

Ich war jung und das Alles gehörte mir; mein Leben war zwischen den Genüssen der Sinne und denen des Geistes getheilt.

Welch' ein anderes Glück konnte ich träumen, als stets in diesem bezaubernden Lande zu leben, in dem Vergessen der Vergangenheit und in der Hoffnung auf eine Zukunft, welche für mich stets so sein wird; denn während meines ganzen Lebens muß das Gold mir den Besitz der herrlichen Güter sichern, die ich vor Augen habe.

Ich fühle mich so unendlich glücklich, daß ich ein unaussprechliches Bedürfniß empfinde, der Vorsehung zu danken, die mir so viele Glückseligkeiten gewährt.

Sechzehntes Kapitel.

Glaube.

Insel Chios, October 18**.

Ich nehme dies Tagebuch wieder vor, das ich seit drei Monaten unterbrochen habe.

Ich bin bei der Beschreibung des Palastes Carina und seiner Bewohner stehen geblieben, einer Beschreibung, die so genau ist, daß sie so ziemlich dem Inventarium eines Architecten oder eines Sclavenhändlers gleicht.

Ich ziehe meinen moralischen Thermometer zu Rathe. Ich fühle mich sehr wohl, den Geist frei und leicht.

Ich glaube zu träumen, wenn ich einige Blätter meines Tagebuches von ehemals, das ich aus Frankreich mitbrachte, überlese und daraus sehe, daß ich einst traurig, träumerisch und melancholisch war.

Der September ist zu Ende; die Regengüsse, welche hier stets dem Aequinoctium vorangehen, fangen an, die Atmosphäre abzukühlen. Der Westwind pfeift durch die langen Gallerien des Palastes. Ich habe das Erdgeschoß mit einer dichteren und wärmeren Wohnung vertauscht.

Ich bin betäubt.

Eben haben die Arras, die Pfauen und Papageien, den ganzen Scharfsinn ihres Instinkts entfaltend, ohne Zweifel die nahe Veränderung der Temperatur vorausgesehen, denn sie sind im Chor in ein entsetzliches Geschmetter ausgebrochen. Dieser Beweis ihres Instinkts hat mir die Nerven gewaltig angegriffen.

Weshalb ist auch die Natur so ungleich in ihren Gaben? Glänzendes Gefieder, mißtönende Stimme!

Das ist noch nicht Alles: Erschreckt durch diesen Lärmen,

haben die Windhunde mit wüthendem Geheul eingestimmt. Dann vermehrten die Zwerge den Höllenlärmen, indem sie ihm ein Ende machen wollten und mit Peitschenhieben und Geschrei dazwischen fuhren. Ich habe mich hierher geflüchtet, aber das verdammte Geschrei der Papageien verfolgte mich. Diese reizenden Nebendinge der Gemälde, die mich umgeben, sind ohne Zweifel wunderherrlich durch Farbe und Glanz — wenn sie an ihrem Platze bleiben, aber ich liebe ganz gewiß die heulenden und schreienden Gemälde nicht.

Von den Thieren gehen wir zu den Menschen über; der Uebergang wird nicht schwierig sein, denn meine schönen Sclavinnen haben keinen viel ausgebildeteren Geist, als die Arras und Papageien, und wenn sie zuweilen eben so lärmend sind als diese, so hat ihr Geschrei doch nicht einmal den Vortheil, mir Regen oder schönes Wetter zu verkünden.

Was das Geschrei betrifft, so ärgere ich mich über die Streitigkeiten zwischen Noëmi und Daphne, aber die übermäßige Heftigkeit dieser guten Geschöpfe hängt mit ihrer etwas wilden Erziehung zusammen; ungeachtet meiner Nachsicht scheint es mir aber doch, als sei es eine etwas tadelnswerthe Heftigkeit, seiner Gefährtin einen Messerstich in den Arm zu versetzen; ich habe daher auch Noëmi ernsthaft ausgezankt.

Ich habe die blonde Anastasia mit ihrem kindlichen und offenen Wesen stark in Verdacht, die Veranlassung dieser Eifersucht zu sein und verstohlen diese beiden braven Mädchen wie ein paar Kampfhähne an einander gehetzt zu haben. Es ist wahr, daß die alte Cypriotin diesen boshaften Rapport machte und daß sie Alles verabscheut, was jung und schön ist.

Noëmi wird übrigens von Tage zu Tage reizbarer. Neulich hat sie Chloë, meine Gärtnerin mit den weißen Zähnen und den schwarzen Augen, tüchtig geohrfeigt, weil sie das Obst zu spät brachte und mein Dessert dadurch verzögert wurde.

Im Ganzen ist Noëmi gut, aber verteufelt wild und übelnehmerisch.

Eine Sache wundert mich: daß diese Mädchen so ganz fühllos gegen die Schönheiten der Natur sind.

Mit Hülfe meines Schulgriechisch ist es mir gelungen, das Neugriechische ganz leidlich zu verstehen und zu sprechen. Zwanzigmal habe ich versucht, in ihnen irgend eine poetische Saite anzuschlagen, aber Alles blieb stumm.

Nichts ist übrigens uncultivirter und roher, als ihr Verstand.

Mit Ausnahme einiger Volksgesänge sind sie von entsetzlicher Unwissenheit und können weder lesen noch schreiben. Ihre Nebenbuhlereien, ihre Eifersüchteleien, ihre Zänkereien und einige übertriebene Schilderungen von den Grausamkeiten der Türken bilden den gewöhnlichen Text ihrer Unterhaltung.

Im Ganzen aber sind es die besten Mädchen von der Welt.

Ich erinnere mich eines Auftrittes, welcher die verschiedenen Nüancirungen in dem Charakter meiner Annehmlichkeits-Griechinnen vortrefflich schildert.

Eines Tages bestieg ich zum ersten Male ein syrisches Pferd, das ich gekauft hatte.

Es widersetzte sich, stieg und überschlug sich mit mir.

Noëmi nahm eine Peitsche, lief auf das Pferd zu, ergriff es bei dem Zaume und prügelte es.

Daphne stürzte sich auf mich, um mir Beistand zu leisten.

Anastasia blieb regungslos stehen, brach in Thränen aus und wurde ohnmächtig. —

Vor einiger Zeit wollte ich in der Seele dieser jungen Mädchen die Erinnerung an das verlorene Vaterland erwecken, eine Erinnerung, die den etwas wilden Naturen so süß und werth zu sein pflegt!

Nicht ohne Zögern wagte ich diese Probe, denn ich fühlte eine Art von Reue darüber, solche Erinnerungen zu erwecken, solche Schmerzen neu zu beleben.

Arme Mädchen! Sie lebten in der Sclaverei, und ihre umherirrenden melancholischen Gedanken mußten gewiß oft unter dem Schatten der schönen Gebüsche ausruhen, von denen ihre Jugend beschützt worden war! Die armen Schwalben warteten ohne Zweifel mit Sehnsucht auf den Augenblick, mit schnellem Flügelschlage nach ihrem Neste zurückzukehren.

Ich fühlte daher, daß es ein grausames Spiel sei, eine eitle Hoffnung in ihnen zu erwecken; dennoch versammelte ich meinen weiblichen Hausstand und verkündete den zwölf Sclavinnen, daß ich die Insel verlassen und sie zu ihren Familien nach Samos, Lesbos und Schiros zurückschicken würde.

Ich schreibe mit einem gewissen Stolze nieder, daß bei die-

ser Nachricht Alle in Thränen, Geschrei und Schluchzen ausbrachen, welches bei dem Leichenbegängnisse des Achill oder irgend eines albanesischen Häuptlings nicht unpassend gewesen sein würde.

Daphne hüllte ihr Haupt schweigend in den Schleier, setzte sich an den Boden und blieb regungslos sitzen; man hätte glauben können, eine antike Statue des Schmerzes zu sehen.

Noëmi äußerte ihre Verzweiflung dadurch, daß sie einen der schwarzen Zwerge, der in einer Ecke boshaft lachte, wüthend durchprügelte, während die blonde Anastasia mir zu Füßen sank, diese schüchtern ergriff und küßte, indem sie ihre schönen blauen Augen, die in Thränen schwammen, zu mir emporrichtete und mit ihrer süßen Stimme in dem lieblichen Dialekte Joniens sagte:

„Ach, Herr, Herr, sag' an, was soll nach Dir aus Deinen armen griechischen Mädchen werden?"

„Und Eure alten Väter, Eure zärtlichen Mütter; Eure braven Brüder, Eure schönen Verlobten?" rief ich aus. „Denkt Ihr denn an die nicht mehr, Ihr Vergeßlichen?"

Ich zählte auf die Wirkung dieser magischen Worte und drappirte mich erwartungsvoll mit meinem Pelze.

Aber das Geschrei und die Thränen verdoppelten sich, und Alle riefen mit einer Entschlossenheit, die sehr drohend zu werden schien:

„Wir wollen das Dach des guten Franken nicht verlassen! Wir befinden uns wohl in Chios! Wir bleiben in Chios bei dem guten Franken!"

So sehr ich auch der gute Franke war, konnte ich mich doch nicht enthalten, einen sehr traurigen Begriff von den natürlichen Gefühlen dieser Lesbischen, Samischen und Schirotischen Damen zu bekommen; innerlich aber fühlte ich mich, wie ich gestehe, ziemlich geschmeichelt durch den Vorzug, welchen sie mir vor ihrem Geburtslande mit dessen Nebendingen gewährten. Ich wollte noch einen letzten Versuch machen; ich verkündete ihnen, daß ich einer Jeden zweitausend Piaster geben und die Kleider lassen wollte, die sie trugen, und daß sie dann gehen könnten, wohin es ihnen gut dünkte, denn ich würde nicht auf der Insel bleiben.

Nach den Verwünschungen, welche mein unschuldiger An-

trag hervorrief, fürchtete ich einen Augenblick, das Schicksal des Orpheus erdulden zu müssen.

Den Zwerg, zur großen Zufriedenheit desselben verlassend, stürzte Noëmi wie eine Tigerin auf mich zu, ergriff mich bei meinem Yellek — denn ich trug sehr bequeme albanesische Kleidung — und rief mit zornfunkelnden Blicken:

„Wenn Du gehen und uns von hier verjagen willst, so stecken wir Deinen Palast in Brand, umschlingen Dich mit unsern Armen und stürzen uns mitten in die Flammen!"

Die Mehrzahl der Aufrührerischen schien an diesem Plane ein sonderbares Gefallen zu finden, denn Alle riefen mit wachsender Wuth:

„Ja, ja, laßt uns den guten Franken mit unsern Armen umschlingen und uns mit ihm in seinem Palast verbrennen!"

Ich bemerkte als einen Zug, der Beachtung la Bruyère's würdig, daß die sanfte Anastasia eine der wüthendsten Anhängerinnen des Brandes war.

Obgleich das Ende, mit dem diese Damen mich bedrohten, sehr nach dem Sardanapal schmeckte und nicht gegen den guten Ton verstieß, hielt ich es doch für besser, davon abzustehen; überdies von der Anhänglichkeit überzeugt, die ich hier einflößte, und gewiß, in meinem Häuschen angebetet zu werden, verkündete ich, daß ich meine Pläne der Entfernung aufgebe.

Meine Bescheidenheit hindert mich, zu sagen, mit welchem Jubel, mit welchen rasenden Freudenäußerungen diese Nachricht von den guten Mädchen aufgenommen wurde.

Alle zwölf ergriffen sich bei der Hand und bildeten eine Runde.

Noëmi improvisirte die folgenden mehr als naiven Worte, welche ihre Gefährtinnen nach der Nationalmelodie des Liedes von den Schwalben im Chore wiederholten:

Wir bleiben in Chios;
Tanzet, Schwestern, tanzt,
Wir bleiben in Chios,
Wir bleiben bei dem guten Franken!

Er schlägt uns nie, er behält uns,
Tanzet Schwestern, tanzt.
Wir haben stets einen schönen Fez,
Schöne gestickte Yelleks,
Schöne Gürtel von Seide;

Wir haben zarten Ziegenbraten,
Fette Rebhühner und Wachteln,
Honig von Hymete und guten Wein von Schiros
Tanzet, Schwestern, tanzt;
Der gute Franke behält uns!

Tanzet, Schwestern, tanzt,
Wir bearbeiten nicht die Erde,
Wir klopfen keine Steine,
Tanzet, Schwestern, tanzt.

Wir baden uns unter den Feigenbäumen,
Wir thun nichts, als pflücken
Früchte und Blumen für ihn.
Tanzet, Schwestern, tanzt,
Der gute Franke behält uns.

Wenn ich durch eine lächerliche Eigenliebe geblendet worden wäre, so würde ich mich ohne Zweifel dadurch verletzt gefühlt haben, daß der Ziegenbraten, die fetten Rebhühner, der Wein von Schiros, die schönen Kleider und der Müssiggang bei der Summe der Zuneigung, welche die unbefangenen jungen Mädchen für mich äußerten, sehr mit zählten.

Aber Gott sei Dank, ich bin jetzt verständiger und betrachte die Dinge aus einem wahrhaft vernünftigen Gesichtspunkte.

Ehedem zweifelte ich an meinen Eigenschaften und hatte wahrscheinlich Recht, jetzt aber, wie könnte ich nicht unbedingt an die Reize glauben, mit denen ich begabt bin, und welche meine Sclavinnen so unwiderstehlich zu mir hinziehen?

Sind diese Reize nicht unverkennbar? Sie bestehen in gebratenen Ziegen, in fetten Rebhühnern, seidenen Gürteln und gestickten Yelleks.

O bezaubernde Zukunft! So lange es noch Fleischer, Stickerinnen und Seidenwirker auf der Insel Chios giebt, kann ich gewiß und überzeugt sein, zu gefallen.

Ich, der ich bisher nie an irgend ein Gefühl glaubte, ohne eine Nebenabsicht dabei zu suchen, bin jetzt gezwungen, blindlings an die Zuneigung zu glauben, die ich einflöße.

Welch' ein Interesse hätten in der That diese wahrheitsliebenden Geschöpfe gehabt, mir zu sagen, daß sie gern elegant gekleidet seien? daß sie gern gut essen? Ist es mir denn so schwer, daran zu glauben, daß sie es angenehm finden, nichts zu thun, als für mich Blumen und Früchte zu pflücken oder sich im Schatten der Platanen in Marmorbecken zu baden?

Haben sie mir deshalb, damit ich an ihnen zweifeln könnte, gesagt, sie würden lieber das Leben aufgeben, als die sinnliche und träge Existenz, die sie hier führen, mit der groben Sorge für die Hauswirthschaft vertauschen? Haben sie mir gesagt, daß sie mit Trunkenheit zurückkehren würden, die Erde zu bebauen oder Straßensteine zu klopfen? Männliche Beschäftigungen, mit denen die Frauen von Epiros und Albanien sich abgeben, und, wie man gestehen muß, mit dem günstigsten Erfolge.

Nein, sie haben mir das naive Anerbieten gemacht, sich mit mir in meinem Palaste zu verbrennen, als ich ihnen den bloßen Antrag stellte, die Seide mit groben Kleidern, das far niente mit Arbeit, die ausgelassene Lust mit den Familien-Pflichten zu vertauschen.

Sie haben die energische Erklärung gegeben, daß sie bei dem guten Franken bleiben wollten, und ich glaube ihnen.

Wer sollte ihnen nach den Gründen, die sie zum Bleiben haben, nicht glauben?

Diesmal ist der Egoismus so offenbar und so unbefangen, daß ich die Marter, ihn zu argwöhnen, nicht erdulden mußte. —

— — — — — — — — — — — — —

Aber was höre ich! Kanonenschüsse! Was ist das?

Siebzehntes Kapitel.

Das Wiedererkennen.

Es liegt nichts sehr Merkwürdiges in dem Ereignisse, von dem ich sprechen will, und doch sind meine Neugier und meine Theilnahme dadurch sehr erregt worden.

Was ist gleichwohl einfacher? Eine russische Fregatte kömmt von Constantinopel; für diese Nacht einen heftigen Wind fürchtend, legt sie bei dem Hafen von Chios bei, statt bei Smyrna oder den Inseln von Urlach vor Anker zu gehen.

Diese Fregatte hat die Kanonenschüsse abgefeuert, um

einen Piloten zu fordern; das erklärt mir die Salve von diesem Morgen.

Wer ist die Dame, die, gleich nachdem die Fregatte die Anker geworfen hatte, ungeachtet der Heftigkeit des Windes an das Land gekommen ist, um einen Spaziergang zu machen?

Der Anblick dieser einfachen Capote von blauem Moiré, dieses großen schwarzen Kaschemir-Shawls, der sich dicht an die Schulter schmiegte, dieses kleinen, wohlbekleideten Fußes, der niedlichen, so schön behandschuhten Hand, bringt eine retrograde Revolution in meinen Ideen von der Schönheit hervor.

Von dem antiken und griechischen Typus kehre ich zu dem pariser zurück.

Ich würde jetzt alle Noëmi's, alle Anastasia's, alle Daphnen der Welt dafür geben und mit ihnen alle ihre Fez's, alle ihre Yellek's, alle ihre gestickten Gürtel, könnte ich dieser hübschen Fremden meinen Arm bieten; denn hübsch ist sie nach dem, was ich durch das Gitterwerk meines Kiosk sehen konnte; überdies ist sie groß, schlank, und hat besonders schöne Augen, was für eine Brünette mit weißem Teint sehr reizend ist.

Der Mann, der ihr den Arm gab, ist von reifem Alter; sein Gesicht ist fein und geistreich.

Wer sind diese Fremden?

Chios, October 18**

Sonderbares Zusammentreffen! Die Ereignisse werden in der That so bizarr, daß es wohl der Mühe lohnt, dies Tagebuch fortzusetzen.

Gestern hatte ich meine alte Cypriotin zu einem calabresischen Renegaten gesendet, welcher die Function eines Hafen-Capitains versieht, und die Geschäfte des Marquis Justiniani besorgt. Ich wollte von ihm erfahren, wer die Passagiere dieser Fregatte wären.

Das Fahrzeug ist zur Disposition des Fürsten Fersen gestellt, Ergesandten Rußlands bei der hohen Pforte. Er begiebt sich mit der Fürstin, seiner Gemahlin, und mehreren ausgezeichneten Passagieren nach Toulon. Der Fürst und die Fürstin Fersen sind es, die ich gestern an der Küste spazieren gehen sah.

Diesen Mittag gegen ein Uhr lag ich nachlässig auf meinem Divan ausgestreckt neben einem großen Kohlenbecken von Aloeholz und rauchte meinen Narguihlek, dessen Feuer Noëmi unterhielt, während Anastasia in ein silbernes Becken Wohlgerüche warf.

Plötzlich rauschten die Vorhänge der Eingangsthür, und Daphne führte triumphirend eine Gruppe von Fremden herein, unter denen sich die Fürstin Fersen befand.

Ich hätte Daphne erwürgen mögen, so wüthend war ich darüber, in meiner orientalischen Kleidung überrascht zu werden.

Mein Bart und mein Haar waren lang gewachsen, mein Hals entblößt.

Ich trug den langen, weißen Rock der Albanesen, ein carmoisinrothes Unterwamms mit oranger Seide gestickt, rothe Maroquinstiefel, mit Silber gestickt, und einen orangen Kaschemir-Shawl als Gürtel.

Das konnte recht malerisch anzusehen sein, aber es schien mir so fürchterlich lächerlich und so sehr einer Maskerade ähnlich, daß ich vor Schaam darüber erröthete, wie ein junges Mädchen, das man beim Spiel mit der Puppe überrascht. — Der Vergleich ist vielleicht zu dem Zustande nicht sehr passend, aber ich finde keinen andern.

Ich hoffte indeß, für einen wirklichen Albanesen gehalten zu werden, und fügte mich daher in mein Schicksal, indem ich auf meine ernsthafte Haltung rechnete, um die Täuschung vollkommen zu machen.

Der Fürst trat, von seinem griechischen Dolmetscher begleitet, näher, und bat durch diesen Letzteren um Verzeihung für seine Unbescheidenheit; er stützte sich dabei auf die Neugier seiner Frau, denn diese hatte den Palast so schön, die Gärten so bezaubernd gefunden, daß sie glaubte, die Erlaubniß zum Besuche derselben erbitten zu müssen, während die Fregatte auf der Rhede einen günstigen Wind erwartete, um wieder unter Segel zu gehen.

Ich antwortete durch einen sehr ernsten Gruß nach Art der albanesischen Muselmänner, indem ich die linke Hand auf das Herz und die rechte auf die Stirn legte; dann verneigte ich mich ehrfurchtsvoll gegen die Fürstin, ohne aber meinen Divan zu verlassen. Ich wollte dem Dolmetscher einige Worte der Artigkeit sagen, als ich eine kreischende Stimme, die Häßlichkeit

meiner Zwerge berufen hörte, und zu gleicher Zeit — wer? — in das Zimmer trat — Du Pluvier!

Ich war ganz verdutzt.

Er war es wirklich, noch immer lächerlich, noch immer mit goldenen Ketten und gestickten Westen behangen, lärmend, schwatzend, beängstigend durch seine fortwährende Beweglichkeit.

Der kleine Mensch war röther, dicker als je. Er gehörte ohne Zweifel zu der französischen Gesandtschaft in Constantinopel, denn auf seinem blauen Rocke trug er blanke Knöpfe mit dem Namenszuge des Königs.

Dieser Teufelsmensch zog einen meiner Zwerge am Ohre herbei und rief, indem er ihn der Fürstin Fersen zeigte:

„Sehen Sie, Fürstin, das ist, wie ich hoffe, ein Ungeheuer, welches ganz allerliebst an das Mittelalter erinnert.“

Auf ein Zeichen des Fürsten, welches ihm zu verstehen gab, daß der Herr des Hauses zugegen sei, wendete du Pluvier sich dann zu mir um.

Ich erbebte, denn ich war erkannt.

Es ist unmöglich, das Staunen du Pluvier's zu beschreiben: seine Augen vergrößerten sich, traten starr hervor, seine Arme öffneten sich, er erhob ein Bein und rief aus:

„Wie? Sie hier, mein lieber Arthur? Sie, verkleidet als Mamamuschi! — Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen für mich, der ich Sie seit der ersten Vorstellung des Grafen Ory, wo Sie mit der Frau von Penâfiël waren, nicht sah.“

Der Fürst, seine Gemahlin, einige russische Offiziere, welche den Exgesandten begleiteten und das Französische vollkommen verstanden, waren nicht minder überrascht; indem Frau von Fersen mich mit einer unverkennbaren Neugier betrachtete, konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken, welches mir auffallend, boshaft und spöttisch vorkam.

Ich biß mich auf die Lippen, indem ich auf's Neue die albanesische Tracht verwünschte, Daphne und besonders den unerträglichen du Pluvier, den ich zum Teufel schickte, und der seine herzlichsten Freundschaftsbetheuerungen verdoppelte, während die Blicke Aller auf uns gerichtet waren.

Ich mußte entweder hartnäckig leugnen, daß ich ich selbst sei, und den kleinen Menschen für einen Narren ausgeben, oder die lächerliche Maskerade eingestehen.

Ich faßte Muth zu diesem letztern Entschlusse.

Ich stand auf, näherte mich achtungsvoll der Fürstin Fersen, bat tausendmal um Verzeihung, sie einen Augenblick getäuscht zu haben, und gestand ihr offen, daß ich, durch ihren Besuch im Orientalismus und Harem bei der That ertappt, es vorgezogen hätte, in ihren Augen ein roher Albanese zu bleiben, statt ein lächerlicher Franzose zu werden.

Sie nahm diese Entschuldigung mit reizender Anmuth auf, welche jedoch mit etwas Bosheit gepaart war, als sie ihr Staunen darüber aussprach, einen Mann von Welt so travestirt zu erblicken.

Es ist überflüssig, zu erwähnen, daß die Fürstin Fersen Französisch spricht wie eine Russin, d. h. ohne den geringsten Accent.

Achtzehntes Kapitel.

Vergleich.

Chios, October 18**.

Ich habe die europäische Kleidung wieder angelegt, von der ich mich so träg entwöhnt hatte, und bin an Bord der Fregatte Alexina gegangen, um der Fürstin von Fersen und ihrem Gemahle einen Besuch zu machen.

Die Fürstin Fersen ist minder jung, als ich sie anfangs hielt; sie muß 30 bis 33 Jahre alt sein.

Ihre Haare sind sehr schwarz, ihre Augen sehr blau, ihre Haut sehr weiß, ihre Hand und ihr Fuß sehr nett, ihr Gesicht sehr ausdrucksvoll und lebhaft. Sie scheint viel Lebendigkeit des Geistes zu besitzen und gern zu spotten, ohne boshaft zu sein.

Was mir in ihr besonders vorzuherrschen schien, ist die Prätension, die Politik vollkommen zu kennen.

Es ist mir unmöglich gewesen, zu beurtheilen, ob dieser Anspruch begründet ist, denn im Punkte dieser Frage bin ich von der größten Unwissenheit; ich habe das der Fürstin Fersen ganz unbefangen gestanden und sie hat viel darüber gelacht, ohne es gerade ganz glauben zu wollen.

Der Fürst Fersen ist ein Mann von feinem, angenehmem und gebildetem Geiste. Ohne Zweifel als Zerstreuung bei seinen hohen diplomatischen Functionen hat er sich dem Studium der kleinen französischen Literatur ganz besonders gewidmet, ein sonderbarer Geschmack, den er übrigens mit dem Senior der europäischen Diplomaten, dem Fürsten Metternich, theilt.

Ich war starr vor Staunen über das Gedächtniß des Herrn von Fersen, als ich ihn mit der Treue eines Catalogs die Titel der unbekanntesten Vaudevilles nennen und daraus ganze Stellen citiren hörte; denn er war auch von der Wuth besessen, Comödie zu spielen.

Ich bin unglücklicherweise eben so unbekannt mit den Vaudevilles wie mit der Politik; ich habe daher das Wissen des Fürsten Fersen in diesem Genre auch nicht zu würdigen vermocht.

Der Fürst sprach nur einen Wunsch aus, den, nach Paris zu kommen, um die großen Schauspieler der kleinen Theater, zugleich seine Helden und seine Nebenbuhler, bewundern zu können.

Der Fürst und die Fürstin Fersen hatten das feinste Benehmen und schienen in Allem für den hohen Stand geboren zu sein, welchen sie in der Welt einnahmen.

Mit einer großen, natürlichen Würde vereinigten sie jene liebenswürdige Leutseligkeit, jene herzliche und geistreiche Heiterkeit, die man so oft bei den ausgezeichneten Personen der höhern russischen Aristokratie findet; denn dort vielleicht allein findet man jetzt die Traditionen von der eleganten Lebhaftigkeit des französischen Geistes im 18. Jahrhundert verwirklicht. — —

Ich bin heute an Bord der Fregatte gewesen und habe dort einen herrlichen Abend zugebracht.

Wir waren unserer nur wenige: die Fürstin Fersen, ihr Gemahl, der Capitain der Alexina, ein ausgezeichneter junger Offizier, du Pluvier und ich.

Du Pluvier hatte sich bei der französischen Gesandtschaft in Constantinopel attachiren lassen, allein bald wurde ihm seine Beschäftigung zur Last, er hatte um die Erlaubniß gebeten, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und benutzte jetzt die Gelegenheit der russischen Fregatte, die nach Toulon ging.

Ich habe mich so lange nicht in der vornehmen Welt befunden, daß dieser Abend für mich den ganzen Reiz und all das Anziehende der Neuheit hatte.

Ich habe die Fürstin Fersen genau beobachtet. Sie entwarf fünf oder sechs Portraits und unter andern das des englischen Gesandten in Constantinopel, mit einer Kraft, einer Bosheit, einer Sicherheit der Züge, die wahrhaft unglaublich waren.

Ich habe den ehrenwerthen Sir *** durchaus nie gekannt, aber seine Physiognomie bleibt von jetzt an unvertilgbar in mein Gedächtniß eingegraben.

Ich glaubte, daß nichts unerträglicher sei, als eine Frau, die von Politik spricht, aber ich bin von meinem Vorurtheile ziemlich zurückgekommen, indem ich die Fürstin Fersen sprechen hörte. Ihre Politik ist nicht dunkel und abstract; zuweilen erklärt sie die ernstesten Ereignisse durch das Spiel der menschlichen Leidenschaften, durch die Springkraft der Privatinteressen; und indem sie von den Wirkungen zu den Ursachen zurückgeht, gelangt sie von dem unendlich Großen zu dem unendlich Kleinen, und aus diesem Contraste entspringen oft sehr pikante und sehr unerwartete Resultate.

Diese Theorien sind zu sehr nach meinem Geschmacke, als daß ich sie nicht mit einer großen Partheilichkeit beurtheilen sollte; indeß glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich der Fürstin Fersen ausgezeichnete Geistesgaben zutraue.

Der Fürst ist mit zahlreichen Sendungen an die verschiedenen Höfe Europas beauftragt gewesen, und seine Gemahlin kam dadurch in Verbindung mit den ausgezeichnetesten Leuten jeder Nation, so daß nichts interessanter ist, als ihre Unterhaltung, wenn sie die wechselnden Gestalten mit anmuthiger Feinheit die Revue passiren läßt.

Ihre Toilette war köstlich, und, was mich besonders entzückte, von ganz französischer Eleganz, denn sie ließ ihre Moden aus Paris kommen.

Mit unendlichem Vergnügen sah ich daher die langen glänzenden Flechten ihres schönen Haares, halb verdeckt durch die Barben eines allerliebsten Blondenhäubchens, geschmückt mit einem Zweige von rothem Geranium. Sie trug ein weißes Kleid von indischem Mousselin von der bewundernswerthesten Frische, und ihr kleiner Fuß war mit schwarzen Atlas-Hackenschuhen bekleidet.

Das Alles war beinahe neu für mich und machte, daß ich die Yelleks von greller Farbe und die gestickten Fez's der

griechischen Mädchen, die mich ganz gewaltig an die Seiltänzer erinnerten, abscheulich fand. — — — — — —

Ich weiß nicht, ob ich mich über das, was ich empfinde, freuen oder darüber erschrecken soll.

Es ist zunächst ein plötzlicher Widerwille gegen das Leben, welches ich seit länger als einem Jahre hier führe.

Wenn ich meine groben Vergnügungen oder meine einsamen Träumereien mit der Unterhaltung vergleiche, welche ich mit der schönen, geistreichen jungen Frau gehabt habe, mit dem Bedürfniß, geschickt Alles zu verbergen, was das Ehrgefühl verletzen könnte —

Wenn ich mein träges Satrapenleben, welcher gebietet und dem man gehorcht, mit der reizenden Nothwendigkeit vergleiche, zu gefallen, mit der Koketterie, der Gesuchtheit der Sprache und des Wesens, welches eine Frau, wie die Fürstin Fersen, stets auferlegt, selbst wenn man nicht daran denkt, sich mit ihr zu beschäftigen —

Wenn ich endlich die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleiche, wundere ich mich darüber, daß ich so lange das Leben führen konnte, welches ich geführt habe.

Und doch habe ich 18 Monate lang in Chios sehr glücklich gelebt. Wenn die Zukunft sich mir unter einer Aussicht bietet, die ich für verführerischer halte, so darf ich deshalb die Tage nicht herabwürdigen, die ich vielleicht beklagen werde.

Kurz, ich befinde mich in einer seltsamen Stimmung.

Was soll ich thun?

Wenn ich mit Widerstreben hier bleiben soll, wenn das Leben, das ich von jetzt an in Chios führe, mir lästig würde, so ist es eben so gut, mich zu entschließen, die Insel den Augenblick zu verlassen. —

Der Fürst hat mir sehr zuvorkommend den Vorschlag gemacht, mich zurück nach Frankreich an Bord seines Schiffes zu nehmen.

Ich weiß nicht, was ich thun soll. — Ich werde sehen. —

Uebrigens wird du Pluvier morgen bei mir frühstücken; ich denke, ihn über die Fürstin Fersen zu befragen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Abreise.

Am Bord der Fregatte Alexina, October 18**.

Es ist geschehen, ich habe die Insel verlassen.

Gestern Morgen kam du Pluvier zum Frühstück zu mir. Er schien sonderbar nachdenkend.

„Hören Sie, mein Lieber," sagte er, „Sie leben hier ganz als Pascha, als Sybarit, als wahrer Odaliske. — Das ist allerliebst, auf Ehre! und ich kann mich von meinem Staunen noch gar nicht erholen, eben so wenig, wie die Fürstin."

„Wie das?"

„Parbleu! Sie und der Fürst stellen vielfache Vermuthungen über die Gründe auf, welche Sie bewegen konnten, hier das Leben zu führen, das Sie führten. Die Fürstin besonders scheint das sehr zu interessiren, aber da ich davon nichts weiß, konnte ich ihnen auch nichts darüber sagen."

„Mein lieber du Pluvier," fragte ich ihn, „haben Sie den Fürsten und die Fürstin Fersen während Ihres Aufenthaltes in Constantinopel viel gesehen?"

„Sehr oft, fast alle Tage, denn die russische Gesandtschaft war eines der angesehensten Häuser in dem ganzen Quartier der Franken; man spielte zweimal wöchentlich dort Comödie, und mein Amt verhinderte mich, bei der geringsten Probe zu fehlen."

„Ihr Amt?"

„Ich war zweiter Souffleur, denn unser erster Gesandtschaftssecretair war natürlich der erste."

„Die Hierarchie wollte es ohne Zweifel so, aber was sagte man in Constantinopel von der Fürstin?"

„O, das ist eine stolze Frau, eine Jungfrau von Orleans. Sie führte die Gesandtschaft am Stäbchen. Man sagt selbst, sie correspondire unmittelbar mit dem Czaaren, und während der Zeit spielte der vortreffliche Fürst die Rollen Potier's. Er ist vortrefflich in den Rollen Potier's! Ich habe ihn die wilden Brüder spielen sehen, und es war, um vor Lachen zu platzen."

„Und spielte die Fürstin auch Comödie?"

„Keineswegs, keineswegs; sie hatte meiner Treu ganz andere Dinge zu thun. Sie mögen mir nun glauben oder nicht, aber man hat nicht ein Wort, nicht ein einziges verrätherisches Wort über sie gesagt."

„Die Politik nahm sie ohne Zweifel ganz in Anspruch?"

„Sie dachte nur daran; was sie übrigens nicht hinderte, heiter zu sein, wie Sie sahen. Was aber das Herz betrifft — das ist ein Protokoll ohne Unterschrift."

„Sie sind immer äußerst geistreich," sagte ich zu du Pluvier, welcher über seinen Witz lachte. „Aber was läßt Sie denn an die Fühllosigkeit der Frau von Fersen glauben?"

„Parbleu! die Klagen der Leute, die sie abgewiesen hat. Zunächst unsern ersten Secretair, den Obersouffleur Villeblanche. Sie kennen doch Villeblanche? Nun, der hat seine Zeit eben so gut verloren, wie die Andern. Und wenn gleichwohl irgend Jemand reüssiren mußte, so war es ganz gewiß Villeblanche."

„Wer ist dieser Villeblanche?"

„Nun, das ist Villeblanche — der schöne Villeblanche. — Parbleu! Sie kennen doch wohl Villeblanche?"

„Nein doch, sage ich Ihnen."

„Wie, Sie kennen den schönen Villeblanche nicht? eine der Hoffnungen unsrer Diplomatie! einen jungen Mann voller Mittel, dem die auswärtigen Angelegenheiten die Erfindung der fliegenden Siegel, Wachs auf Wachs, à la Villeblanche, verdanken. Wie kommt es, daß Sie den nicht kennen?"

„Ja, was wollen Sie, es giebt dergleichen Unwissenheiten."

„Besonders auf dem Congresse in Verona hat das diplomatische Genie Villeblanche's sich entwickelt, denn da hat er der Regierung den ausgezeichneten Dienst geleistet, den vielleicht nur er allein ihr erweisen konnte."

„Aber ich glaubte, der große Mann, den Frankreich so glücklich war auf jenem großen Congresse als Gesandten zu besitzen, könnte allein die Ehre der Unterhandlungen in Anspruch nehmen."

„Wer das? Chateaubriand?"

„Ja, Chateaubriand."

„Ich will wahrlich Chateaubriand's Ruhm nicht herabsetzen, aber wenn er dachte, so handelte Villeblanche, und Chateaubriand hätte mit allem seinem Genie das nicht vermocht, was Villeblanche gethan hat; und Alles wohl erwogen, muß man die Menschen nach den Handlungen und nicht nach den Worten beurtheilen."

„Und weiter?"

„In Wahrheit, ich begreife das nicht, und es ist doch Europäisch. Erfahren Sie also, daß Villeblanche von dem Congresse mit den wichtigsten Depeschen erst von Verona nach Paris und von da nach Madrid geschickt wurde, wo er eine Stunde blieb; von Madrid kehrte er dann nach Paris zurück, um sogleich nach St. Petersburg abzureisen. Sie glauben, das ist Alles! Keineswegs! Von St. Petersburg kehrte er nach Verona zurück, von wo er augenblicklich wieder aufbrach, um über Paris nach Madrid zu gehen. — Das ist noch nichts: Von Madrid kehrte er zum zweiten Male über Paris nach Verona zurück und von hier wieder über Wien und Berlin nach Paris; und das immer wie der Blitz! — Sehen Sie, mein Lieber, das ist der schöne Villeblanche!"

„Ei, die Dienstleistungen dieses Diplomaten müssen ja ein wahres Postbuch sein!" erwiederte ich lachend.

„Und dabei," fuhr du Pluvier mit Bewunderung fort, „muß man bedenken, daß Villeblanche in jeder Hauptstadt nur so lange blieb, als nöthig war, seine Depeschen zu übergeben und neue zu empfangen, und daß er gleichwohl, aus dem Wagen steigend, immer so schön, so frisch gekleidet war, als käme er aus einem Kästchen. — Das ist es, was keiner unsrer Collegen zu begreifen vermocht hat," fügte du Pluvier mit geheimnißvollem Wesen hinzu, „denn beinahe 2 Monate im Wagen zu bleiben, das ist für alle Welt entsetzlich echauffirend, anstrengend, während der verteufelte Villeblanche das Mittel gefunden hatte, stets frisch und munter zu sein. Das ist wirklich, um vor Staunen starr zu werden! — Uebrigens hat ihm das entsetzlich viel Feinde gemacht, nämlich Eifersüchtige; denn man spricht jetzt davon, ihn zum Gesandten an einem deutschen Hofe zu erennen."

„Ich bin Ihrer Meinung; unser Chateaubriand hätte bei allem seinem Genie eine solche Strecke nicht ungestraft zurückgelegt, aber zum Glück für unsere Diplomatie sind die Ville-

blanche's in derselben sehr häufig. Allein sagen Sie mir doch, wie die Fürstin Fersen gegen so viel Verdienst fühllos bleiben konnte? Sie fürchtete ohne Zweifel, daß der schöne Diplomat sie aus Gewohnheit zu viel Weg zurücklegen lassen würde."

Ich erkläre, daß ich mir diesen albernen Witz nur aus einem übertriebenen Gefühle der Gastfreundschaft erlaubte, aus Rücksicht für das Fassungsvermögen meines Gastes.

Ich wurde für das Opfer, das ich den Hausgöttern brachte, reichlich belohnt, denn du Pluvier bewies mir seine Dankbarkeit dafür durch so lautes Gelächter, daß die Hunde danach bellten und die Papageien schrieen. Als er sich etwas beruhigt hatte, nahm er wieder das Wort:

„Ja, mein lieber Arthur, die Fürstin Fersen hat Villeblanche und der ganzen Blüthe der Diplomatie in Constantinopel widerstanden. Das heißt, Ihnen hinreichend sagen, daß ihre Tugend über jeden Angriff erhaben ist," fügte du Pluvier mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Weshalb seufzen Sie so?"

„Weil die Tugend der Fürstin Fersen mich an alle die colossalen Tugenden erinnert, an denen ich scheiterte, seit ich auf der Welt bin, denn es ist entsetzlich, wie tugendhaft die Frauen sind!" sagte du Pluvier mit dem Wesen der tiefsten Entmuthigung. — „Und dennoch," fuhr er fort, „dürfte man nur wollen, um zu können! wenn man gewissen Spöttern glaubte."

„Geben wir zu," sagte ich zu du Pluvier, um ihn in etwas zu trösten, „geben wir zu, daß diese Leute nicht Spötter, sondern Schwätzer sind, ist es dann nicht besser, wie Sie, während Sie sich mit einer Frau beschäftigen, ihr die exaltirteste Liebe zu ihren Pflichten einzuflößen und sie wahnsinnig in ihren Mann verliebt zu machen, so unangenehm er auch sein mag, als ihr das strafbare Verlangen einzuflößen, die Ruhe der Familie zu trüben? Denn, mein Lieber, Ihre Rolle ist hundertmal schöner und schmeichelhafter als die eines Verführers, da das Gute viel schwieriger zu vollbringen ist, als das Böse."

„Sie haben Recht, und das sage ich mir auch oft," erwiederte du Pluvier; „es ist viel moralischer, aber auf die Länge zum Sterben langweilig, das schwöre ich Ihnen. Ich bin in die Diplomatie eingetreten, weil ich glaubte, daß diese Stellung meine Erfolge in der Welt befördern würde; aber keineswegs."

„Das habe ich gleich Ihnen gefühlt. Da ich mit Ent-

setzen sah, daß die Grundsätze immer strenger und strenger wurden, und da ich überdies die geselligen Gesetze ehren wollte, suchte ich eine ursprüngliche Natur und ließ mich hier nieder, wo man von gewissen Grundsätzen und den geselligen Vorschriften eben so wenig spricht, wie auf Otahaiti."

„Daran dachte ich eben," sagte du Pluvier mit sinnendem Wesen. „Seitdem ich Sie hier so wohl eingerichtet gefunden habe, kam mir ein Gedanke. Ich sagte zu mir selbst: Was für eine Zukunft steht mir bevor? Wenn ich nach Paris zurückkehre, so werde ich mich dort gewiß nicht mehr amüsiren, als ich mich schon amüsirt habe. Ich bin frei, wie die Luft. Der theure Graf ist auf seiner Insel ganz allein, wie ein Robinson. Ein Gefährte ist stets angenehm, ja sogar nothwendig, denn man kann ja krank werden. Nun, da ich den theuren Arthur sehr liebe, will ich ihm meine Freundschaft beweisen. An dem Werke erkennt man den Meister. — Ist er Robinson, so will ich sein Freitag sein. Ich bleibe daher 6 Monat bei ihm, 1 Jahr, 10 Jahr; kurz, so lange er auf seiner Insel weilen will; und leben wir hier zusammen wie ein Paar Sultane. — Das, mein Lieber, ist die Frucht meines Nachdenkens in dieser Nacht. — Nun, was sagen Sie dazu? Sie sehen, guter Rath kömmt über Nacht. — Ich erkläre mich zu Ihrem Freitag!!!" —

Ich war entsetzt, denn ich hatte nie an einen solchen Fall gedacht. Ich machte indeß gute Miene zum bösen Spiel, und um das Verlangen des höllischen Menschen durch Widerspruch nicht noch mehr zu reizen, schien ich Anfangs von seinem Plane ganz entzückt zu sein, machte aber nach und nach tausend Schwierigkeiten.

Aber du Pluvier vernichtete alle meine Einwürfe mit der verzweiflungsvollsten Selbstverläugnung.

Wenn ich ihm vorstellte, daß der Palast ungeheuer groß, aber nur in dem Theile bewohnbar sei, den ich inne hätte, sagte er, daß ihm das gleichgültig sei und er sich mit einem Zimmer begnügen würde.

Sprach ich von den Landungen, welche die Türken machen könnten, so fürchtete er nichts, wenn er bei mir war, denn er wußte, daß ich brav sei, wie ein Löwe.

Uebertrieb ich die Ausgaben des Haushaltes, den er theilen wollte, so sagte er, daß er eben von seinem Oheim, dem Herrn von Saintonge, ein bedeutendes Vermögen geerbt hätte.

Wenn ich ihm, auf das Aeußerste gebracht, vorstellte, daß meine Vorliebe für die Einsamkeit eine Art von Monomanie geworden wäre, welche machte, daß ich Tage und ganze Monate sogar keinen Menschen sehen möchte, sagte er, daß er verschwinden wolle wie ein Sylphe (was für ein Sylphe!), um das Ende meiner menschenscheuen Stimmung abzuwarten.

Wenn ich ihm, als letztes Argument, beinahe grob sagte, daß es mir aus besondern Gründen unmöglich wäre, ihn im Palast von Carina aufzunehmen, entgegnete er mir, daß es ihm leicht sein würde, in der Nähe eine Villa zu finden, da er fest entschlossen sei, als Türke zu leben und besonders mich nicht zu verlassen.

Das fing an, einen sehr beunruhigenden Charakter zu gewinnen.

Du Pluvier, der starrköpfig und eigensinnig war, wie alle beschränkten Köpfe, konnte bei seinem Plane verharren, und dann wurde mir die Insel unerträglich.

Dieser Gedanke, vereint mit der sonderbaren Revolution, welche der Anblick der Fürstin Fersen in meinem Sinne hervorgerufen hatte, machten, daß ich ernstlich daran dachte, Chios zu verlassen.

Ohne die sonderbare Laune du Pluvier's würde ich vielleicht gezögert haben, diesen Entschluß zu fassen; vielleicht hätte ich die Neigung bekämpft, zu dem Weltleben zurückzukehren.

Aber zwischen die Alternative gestellt, die ich sehr reizend fand, mit ihr nach Frankreich zu gehen, oder in Chios mit meinen Sclavinnen zu bleiben, die mir verhaßt worden waren, und die ihres ersten Zaubers beraubte Einsamkeit mit du Pluvier zu theilen, zögerte ich nicht, die Insel zu verlassen.

Ich habe die wichtigsten Entschlüsse stets sehr schnell gefaßt.

Da du Pluvier seine Vorstellungen erneuerte, sagte ich ihm, daß ich ihm bisher den wahren Grund meiner Weigerung nicht hätte anvertrauen wollen, da er mich aber dazu zwänge, müßte ich gestehen, daß ich entschlossen sei, nach Frankreich zurückzugehen.

„Diesen herrlichen Palast verlassen! Diese anbetungswürdigen Weiber! die Ihre Pfeife anzünden, Ihnen zu trinken einschenken und Ihnen Opernpa's vortanzen, kurz, wahre Houri's! — Das ist ja unmöglich!"

„Unglücklicherweise, mein lieber du Pluvier, giebt es Ge-

ständnisse, welche selbst gegen Freunde schwer werden, aber eine vorübergehende Verlegenheit in meinen Angelegenheiten zwingt mich, nach Frankreich zurückzugehen, um dort etwas weniger als Sultan zu leben."

„Wahrlich, mein lieber Graf," sagte du Pluvier mit aufrichtiger Rührung, „Sie können nicht glauben, wie mich das ergreift, was Sie mir da sagen. — Aber was wollen Sie denn mit dem Allen hier anfangen?"

„Ich werde den Weibern, den Vögeln, den Hunden und den Zwergen die Freiheit geben, dem Marquis Justiniani Entschädigung zahlen und die Meubles in Chios verkaufen."

„Sind Sie dazu entschlossen?" fragte du Pluvier.

„Sehr entschlossen."

„Vollkommen fest entschlossen?"

„Ja, ja, und hundertmal ja!"

„Dann, mein lieber Arthur, werden Sie mir wohl keinen Vorwurf machen, wenn ich daraus Nutzen ziehe?"

„Wie das? Was wollen Sie damit sagen?"

„Hier mein Plan. Das Leben, welches Sie in diesem irdischen Paradiese führen, hat mir den Kopf verdreht. Wollen Sie mir das Alles verkaufen, Palast, Weiber, Hunde, Zwerge und Papageien?"

Ich glaubte, du Pluvier scherze, und sah ihn ungläubig an.

„Ist der Handel abgemacht? Sie werden bei mir weniger verlieren, als bei jedem Andern," setzte er entschlossen hinzu. „Welchen Preis verlangen Sie für die Sclavinnen und die Meubles?"

„Es ist nicht nöthig, daß Sie die Sclavinnen bezahlen, denn ich übertrage sie Ihnen nur unter der Bedingung, daß Sie mir versprechen, ihnen die Freiheit zu geben, wenn Sie die Insel verlassen."

„Aber auf welche Weise wollen Sie reisen?"

„Ich glaube, auf Empfehlung des Fürsten Fersen leicht Ihren Platz auf der Fregatte einzunehmen."

„Aber die Fregatte segelt noch diesen Morgen."

„Was thut das? Wenn Sie wirklich entschlossen sind, reise ich noch diesen Morgen!"

„Ich bin so sehr als möglich entschlossen, schlagen Sie ein, mein lieber Arthur; ich verlange nur so viel Zeit, um an Bord zu gehen und meine Bagage zu holen."

„Abgemacht also."

Damit verließ mich du Pluvier.

Der plötzliche Entschluß des kleinen Mannes, an meiner Stelle die Insel zu bewohnen, wunderte mich nur wenig. Du Pluvier war eine jener wesentlich nachahmenden Naturen, welche durchaus keine eigenen Ideen haben und sich unbesonnen der Ideen Anderer bemächtigen und sich darin kleiden, ohne darauf zu achten, ob sie für ihren Geist passen oder nicht. Aehnlich jenen Menschen, welche eine Kleidung anlegen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie ihnen sitzt oder nicht, war du Pluvier ohne Zweifel von der Excentricität meines Lebens ergriffen worden, und er glaubte durch dessen Fortsetzung sehr originell zu erscheinen.

Ohne Zweifel hatten die Passagiere der Fregatte, indem sie über die auffallende Erscheinung plauderten, die sonderbare Neigung des Charakters gelobt, getadelt, übertrieben, welche einen Menschen von Welt dahin bringt, so zu leben; da sie aber wahrscheinlich, abgesehen von ihrem Lobe oder Tadel, diesen Entschluß als nicht sehr gewöhnlich betrachtet hatten, glaubte du Pluvier sich auch als außergewöhnlich zu zeigen, indem er meinen Platz einnahm. Vielleicht war er auch durch die Wirklichkeiten dieses sinnlichen Lebens verführt worden.

Ich traf also Anstalten, die Insel zu verlassen.

Einen Augenblick, ich gestehe es, empfand ich eine unbestimmte Traurigkeit: Ich gab das Gewisse für das Ungewisse auf. Ohne Zweifel hatte das materielle Leben, das ich verschmähte, seine Entzauberungen, aber giebt es je etwas Vollkommenes in der Welt? Hat nicht auch das ätherischeste Leben seine Enttäuschungen?

Aber konnte ich zögern, da ich du Pluvier entschlossen sah, bei mir zu bleiben?

— — — — — — — — — — — —

Ehe ich schied, wollte ich das Loos der Sclavinnen sichern; ich ließ sie daher kommen, und ohne von meinem Plane und der Verabredung über ihre Personen zu sprechen, übergab ich jeder von ihnen 500 Francs, eine für sie beträchtliche Summe, die sie jedoch mit ziemlicher Gleichgültigkeit hinnahmen.

Nachdem ich dann den Renegaten von Chios hatte kommen lassen, der die Geschäfte des Marquis Justiniani besorgte, sagte ich ihm, daß ich du Pluvier an meiner Stelle als Miether des Palastes und als Herrn der Sclavinnen einsetze, indem ich ihm ausdrücklich empfahl, diese Letzteren von ihrer Ver-

änderung erst dann in Kenntniß zu setzen, wenn die Fregatte unter Segel sein würde.

— — — — — — — — — — — —

Du Pluvier kehrte ganz entzückt zurück.

Er bat mich, ihm meine albanesischen Kleider zu lassen, da er, wie er sagte, sogleich in Genuß treten wollte und nicht Zeit hätte, sich neue Kleider machen zu lassen.

Ich willigte ein und half ihm sogar zur Maskerade; er sah so ganz unbezahlbar aus.

Dann bat er mich, ihn den Sclavinnen als ihren zukünftigen Herrn vorzustellen.

Ich hütete mich davor wohl, denn ich war albern genug, eine Art von Aufstand unter den Damen zu befürchten, wenn sie sich von mir verlassen sähen.

Ich sagte ihnen nur, ich ginge an Bord des Schiffes, wie dies seit einigen Tagen häufig geschah, und ermahnte sie, während meiner Abwesenheit meinem Freunde Gesellschaft zu leisten.

Noëmi sah du Pluvier mit spöttischem Wesen an; Daphne lächelte verächtlich und Anastasia schmollte.

Ziemlich besorgt über die zukünftige Stimmung der Frauen du Pluvier's drückte ich diesem die Hand und verließ wahrhaft gerührt den Palast.

— — — — — — — — — — — —

Die Schaluppe der Fregatte wartete meiner und ich war bald an Bord.

Der Fürst Fersen zeigte eine sehr zuvorkommende Gefälligkeit gegen mich, und meine Ueberfahrt auf dem russischen Fahrzeuge wurde mir von dem Capitain mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit gewährt.

Zwei Stunden nach meiner Entfernung aus dem Palast gingen wir unter Segel.

— — — — — — — — — — — —

Der Entschluß du Pluvier's war ziemlich lange der Text zu unsern Scherzen.

Nach einer kurzen Strecke gelangten wir in das Angesicht des Schlosses Carina, welches auf einer Anhöhe an der Küste lag. Ein Theil des Parkes zog sich bis zu derselben herab.

Durch ein Fernrohr betrachtete ich in trüber Stimmung das bewundernswerthe Land, das ich für immer verließ; da zog ein sonderbares Schauspiel meine Aufmerksamkeit auf sich.

Ohne Zweifel durch den Renegaten und durch die Abfahrt der Fregatte von meiner Entfernung in Kenntniß gesetzt, sah ich die Sclavinnen eilig und in Unordnung die Wiese entlang laufen, sich an dem Meere versammeln und mit verzweiflungsvollem Wesen die Arme nach dem Schiffe ausstrecken.

Als sie sahen, daß dies sich immer mehr entfernte, riß Noëmi in einem Anfalle der Wuth ihren Fez ab, und trat ihn unter die Füße, so daß ihr schönes braunes Haar wild im Winde flatterte: sie war schön wie eine Eumenide.

Daphne hegte vielleicht noch einige Hoffnung; sie schwang ihre seidene Schärpe wie ein Signal; Anastasia, die Blonde, war am Ufer niedergekniet.

Bald darauf sah ich du Pluvier, dem meine albanesische Kleidung mehr als bequem saß, ebenfalls dem Ufer zueilen; ihm folgten die alte Cypriotin und die beiden Zwerge, welche tausend possirliche Sprünge machten.

Ohne Zweifel forderte der neue Sultan seine Odalisken auf, in das Serail zurückzukehren.

Aber unglücklicherweise waren die Odalisken von ziemlich widerspenstigem Charakter, und der Sultan besaß keine große Ueberredungsgabe, denn nach einigen Worten, welche durch Vermittelung der alten Cypriotin gewechselt wurden, stürmten alle die Weiber auf du Pluvier ein, der unter ihren aufgehobenen und drohenden Armen gänzlich verschwand.

Das Ende dieser unterhaltenden Scene konnte ich nicht sehen, denn der Vorsprung eines Vorgebirges, das wir umschifften, verdeckte diesen Theil der Küste.

Eine halbe Stunde darauf sagte der russische Capitain zu mir:

„Ich möchte wohl wissen, was der dicke Rauch zu bedeuten hat, der über Chios aufsteigt, gerade in der Richtung des Schlosses, das Sie bewohnten?"

Der Gedanke Noëmi's, den Palast niederzubrennen, wenn ich sie verließe, fiel mir sogleich ein.

War dieser Plan von der Wahnsinnigen ausgeführt worden? Was war aus du Pluvier geworden? Hatten seine Sclavinnen ihn verbrannt, von ihren Armen umschlungen, oder nicht? Das wußte ich nicht! Und sehr besorgt um das Schicksal des unglücklichen du Pluvier, verloren wir die Küste der Insel bald ganz aus den Augen.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

In meinem Verlage erscheinen:

Französische Classiker.

Neue, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

(à Theil 4 Neugroschen.)

Nachstehende Werke sind bereits erschienen:

Montesquieu, Geist der Gesetze. Nebst Destutt de Tracy's Kommentar und Noten von Helvetius und Voltaire. Deutsch und mit Anmerkungen von Dr. A. Ellissen. 12 Theile. 1 Thlr. 18 Ngr.

Voltaire's Werke in zeitgemäßer Auswahl. 1r. u. 2r. Theil: Kandid oder die beste Welt. Deutsch mit Einleitung u. Anmerkungen von A. Ellissen. 2 Theile. 8 Ngr.

Rousseau, Bekenntnisse. Deutsch von G. Julius. 9 Theile. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — **über den Gesellschaftsvertrag,** oder Grundzüge des Staatsrechts. Deutsch von Dr. A. Marx. 4 Ngr.

Gallois, Geschichte der spanischen Inquisition. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.

Sand's sämmtliche Werke. Mit einer kritischen Einleitung von Arnold Ruge.

1. Der Handwerker. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.
2. Simon. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.
3. Consuelo. Deutsch von G. Julius. 9 Theile. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Horace. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
5. André. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.
6. Pauline. Deutsch von Dr. L. Meyer. 1 Theil. 4 Ngr.
7. Leone Leoni. Deutsch von Dr. L. Eichler. 1 Theil. 4 Ngr.
8. Die letzte Aldini. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.
9. Indiana. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
10. Spiridion. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
11. Der Corsar. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.
12. Die Gräfin von Rudolstadt. Deutsch von Dr. L. Meyer. 8 Theile. 1 Thlr. 2 Ngr.
13. Mauprat. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.
14. Briefe eines Reisenden. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.

Otto Wigand.

Bei mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die wichtigsten Momente
der Diätetik
für
das mittlere und höhere Lebensalter.

Mit

besonderer Rücksicht auf die betreffenden Tagesfragen

kritisch erörtert

von

A. H. Röbbelen,
der Arzneiwissenschaft Doctor.

Erster Theil:

Speise und Trank.

---

8. 1844. broschirt. 24 Neugroschen.

Otto Wigand.

Eugen Sue's sämmtliche Werke.

Arthur.

Vierter Band.

Zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

Arthur.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

L. v. Alvensleben.

Vierter Band.

Zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

Die Fürstin Fersen.

Erstes Kapitel.

Die Alexina.

Das waren die Eindrücke, welche mein Aufenthalt auf der Insel Chios bei mir hinterlassen hatte; das waren die Beweggründe meiner plötzlichen Abreise nach Frankreich an Bord der russischen Fregatte: Alexina.

Dieses Fragment meines Tagebuchs von ehedem ist an seine Stelle eingeschoben, und ich fahre in meinen Schilderungen fort.

Ich befinde mich in einer Gemüthsstimmung, die vollkommen geeignet ist, diese Erzählung niederzuschreiben und allen Umständen derselben zu folgen, mögen sie nun traurig, heiter, zärtlich oder dramatisch sein.

Die letzten und heftigsten Aufregungen, die ich seit meiner Reise nach dem Orient bis zu dem Augenblick empfunden habe, wo ich diese Zeilen schreibe, haben mein Herz so abgenutzt, daß ich diese neue Episode meines Lebens mit der größten Theilnahmlosigkeit schildern kann, und als ob nicht von mir die Rede wäre.

Dadurch, daß ich die Blätter, welche, von der Insel Chios datirt, vor drei Jahren im Orient geschrieben wurden, wieder überlas, ist meine Gleichgültigkeit für das, was mich betrifft, gleichwohl noch gesteigert worden.

Wenn Ruhe und Besinnung in mir zurückkehren, fühle ich mich so beweglich, so unruhig, so thöricht, so wenig für das Glück geschaffen, mit dem das Geschick mich stets überhäufte (ohne Zweifel, weil es wußte, daß ich es nie benutzen würde), daß ich mich mit der größten und vielleicht mit einer etwas ungerechten Strenge beurtheile.

Aus dem Gesichtspunkte, auf den ich mich gestellt habe, mich wenig achtend, gegen mich eingenommen, jedes Stolzes, jeder Eigenliebe entledigt, übertreibe ich meine Fehler, und mein nicht sehr eitler Charakter hindert mich häufig, einige wahrhaft edle Handlungen, auf die ich stolz sein dürfte, ihrem eigentlichen Werthe nach zu schätzen.

Ich glaube daher auch, wenn diese Blätter jemals bekannt würden (was nicht geschehen kann, indem ich es schon zu verhindern wissen werde), so würden sie vielleicht eine sehr traurige Meinung von meinem Charakter erwecken.

Und doch würden Viele so gehandelt haben, wie ich handelte.

Denn wenn ich ehedem Helenen die abscheulichsten Nebengedanken zutraute, that ich da nicht in meiner Verzweiflung Alles, meinen Fehler wieder gut zu machen? Ueberließ ich ihr nicht, wenn sie meine Hand angenommen hätte, mein ganzes Vermögen? Und später, als ich erfuhr, daß Frank arm sei, habe ich ihn da nicht auf so zarte Weise, als ich nur konnte, unterstützt?

Wenn ich ungerecht, grausam gegen Margarethe war, so habe ich sie doch wenigstens lange und muthig gegen die Verläumdungen der Welt vertheidigt, und das, noch ehe ich von ihr gekannt wurde.

Und das Duell? Das erbitterte Duell, von dem sie nie etwas erfahren hat? — — — — — — — —[1])

Wenn ich, durch einen Anfall unheilbaren Wahnsinnes verirrt, Falmouth auf unwürdige Weise beleidigte, hatte ich ihm nicht dafür das Leben gerettet, indem ich das meinige wagte? —

Ohne Zweifel hindert das Gute, welches ich that, das Böse nicht, welches man mir zum Vorwurf machen kann; aber ist es nicht abscheulich, zu denken, daß das, was Edles und Gutes in meinem Benehmen liegt, stets unter dem Strome der Bitterkeit und des Hasses verschwinden soll, den mein Mißtrauen aufregt? — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

---

1) Hier waren in dem Tagebuche eines Unbekannten einige Zeilen ausradirt. Die Schilderung dieses Duells findet sich auch in der Episode der Frau von Pênâfiel nicht, und da Arthur auch bei dem Angriffe der Piraten darauf anspielt, ist es wahrscheinlich, daß diese Auslassung absichtlich und berechnet war.

Aber was kümmert mich jetzt nach Allem die Vergangenheit? Um das Bild meines Lebens vor meinen Augen sich wieder entrollen zu sehen, schreibe ich diese Zeilen, so wie um die langen Stunden der Einsamkeit abzukürzen, in denen ich jetzt in Serval lebe, in dem traurigen und alten väterlichen Schlosse, das ich so lange verlassen hatte. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

In gänzlicher Unwissenheit über das Geschick du Pluvier's verließen wir die Insel Chios.

Obwohl wir in die Tag- und Nachtgleiche traten, war die Ueberfahrt, der widrigen Winde wegen oft verzögert, ziemlich schön.

Der Anblick der russischen Matrosen erschien mir ganz anders, als der der englischen.

Obgleich diese der härtesten, der despotischesten Militär-Disciplin unterworfen sind, obgleich sie sich aus Gewohnheit und Natur voll Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen die Officiere zeigen, welche der hohen Aristokratie angehören, und auf die sie besonders stolz sind, wie die Neger sich stolzer über einen weißen Herrn als über einen Mulatten zeigen, enthüllt doch Alles in ihnen jenen unbeugsamen Nationalstolz, jenen unverschämten brittischen Uebermuth, welche den englischen Matrosen zu einem der besten von der Welt machen, weil er stets durch das übertriebene Gefühl seines eigenen Werthes, durch seinen innigen Glauben an die Ueberlegenheit seines Landes über die andern seefahrenden Nationen angetrieben oder aufrecht gehalten wird.

So unsinnig aber Fanatismus oder Glaube sein mögen, bewirken sie doch stets Wunder.

Die russischen Matrosen zeigen dagegen einen passiven, beinahe religiösen Gehorsam, eine blinde Resignation, eine maschinenmäßige Unterwerfung in den Willen der Vorgesetzten, denen sie beinahe eine über sie erhabene Natur zuerkennen. Man fühlte daher auch, daß ein Wort, ein Zeichen dieser Officiere die Resignation und unerschrockene Ergebenheit der russischen Matrosen bis zum Heroismus der persönlichen Selbstverläugnung erheben könnte.

Sonderbarer Unterschied zwischen dem Geist dieser beiden Völker und dem der Franzosen! Der Franzosen, welche zuweilen streng unterwürfig, aber nie ehrfurchtsvoll werden; welche

heitern Muths Vorgesetzten gehorchen, über die sie sich lustig machen, oder sich bewunderungswürdig für eine Sache tödten lassen, die sie schmähen.

Ich wurde zur Aufstellung dieser verschiedenen Vergleiche gebracht, indem ich die ruhigen, beinahe klösterlichen Gewohnheiten bemerkte, die an Bord der russischen Fregatte herrschten und die nach einigen Tagen der Fahrt auf uns Passagiere eine auffallende Rückwirkung äußerten.

Nichts war in der That merkwürdiger, als der Anblick dieses Fahrzeuges: es war das Schweigen in der Mitte der Einsamkeit des Meeres.

Außer dem Commando der Officiere hörte man nie ein Wort.

Stumm und aufmerksam antwortete die Equipage auf die Befehle ihrer Vorgesetzten nur durch das Geräusch der Manövers, die sie mit einer mechanischen Genauigkeit ausführte.

Mit untergehender Sonne las der Almosenier das Gebet; alle Matrosen knieten andächtig nieder und gingen dann in die Batterie hinunter.

Immer und überall herrschte aber das tiefste Schweigen. Bekamen sie wegen eines Vergehens das Tau, so ertönte kein Geschrei; ruheten sie von ihren Anstrengungen aus, so erschallte nie ein Gesang.

Der Capitain der Fregatte und sein Lieutenant, mit denen der Fürst, die Fürstin und ich zusammen lebten, waren Männer von vortrefflicher Erziehung, und sehr gute Seeleute, aber ihr Geist hatte durchaus nichts Hervorstechendes.

Der Fürst las fortwährend in einer Sammlung französischer dramatischer Werke.

Die Fürstin und ich blieben deshalb sehr oft allein mitten in dieser kleinen Colonie; und weder die Dinge, noch die Menschen, noch die Ereignisse zogen uns von unsern individuellen Gedanken ab.

Mitten in dieser tiefen Ruhe, dieser Isolirung, diesem Schweigen mußten daher die geringsten Launen bei der Einförmigkeit eines so einfachen Lebens hervorstechen; mit einem Worte, wenn man so sagen darf, war nie eine Leinwand besser dazu bereitet, die Eingebungen des Malers aufzunehmen, wie wechselnd, wie bizarr sie auch sein mochten.

Um zwölf Uhr versammelten wir uns zum Frühstück, dann

folgte ein Spaziergang auf dem Deck; dann kehrte der Fürst zu der Lectüre seiner theuren Vaudevilles und die Officiere zu ihren nautischen Beobachtungen zurück.

Die Fürstin hielt sich gewöhnlich in der Gallerie der Fregatte auf; ich sprach daher täglich mit ihr, beinahe ohne je unterbrochen zu werden, von zwei Uhr bis zu dem Augenblicke, wo sie zum Diner eine immer frische, eine immer reizende Toilette machte.

Nach dem Essen, wenn das Wetter es erlaubte, wurde der Caffee auf dem Deck servirt. Dann machte man abermals einen Spaziergang und gegen neun Uhr versammelten wir uns abermals in der Gallerie.

Die Fürstin, welche äußerst musikalisch ist, setzte sich häufig an das Piano, zur großen Freude des Fürsten, welcher sie bat, ihm einige Vaudeville-Arien zu accompagniren, die er wirklich vortrefflich trällerte.

Zu andern Zeiten wieder sang einer von den Officieren der Fregatte, der eine sehr hübsche Stimme hatte, uns einige Nationallieder vor.

Die Musik und die Unterhaltung, an denen der Fürst dann Theil nahm, und die er durch eine Heiterkeit von feinem Geschmack belebte, führte uns bis zu elf Uhr; man servirte den Thee und Jeder zog sich zur Ruhe zurück, wann es ihm gut schien.

Wie man sieht, führten wir, abgesehen von der Ausdehnung der Promenaden, das vertraulichste, innigste Landleben.

Am dritten Tage nach unserer Abreise von Chios trug sich ein Ereigniß zu, welches scheinbar sehr kindisch war, aber auf mein Geschick einen merkwürdigen Einfluß äußern sollte.

Die Fürstin hatte ein Kind, ein Mädchen von sechs Jahren, Namens Irene, und für das sie eine Liebe zeigte, welche zuweilen zur Vergötterung zu gehen schien.

Es war unmöglich, etwas Vollkommneres, etwas Erhabneres zu träumen, als dieses Kind war.

Es war von ernster, strenger Schönheit; viele Mütter hätten für ihre Tochter ein lachenderes, kindlicheres Gesicht vorgezogen, denn ich gestehe, daß ich selbst zuweilen einem Gefühle des Trübsinnes nicht entgehen konnte, indem ich das anbetungswürdige Gesicht betrachtete, welches für ein so zartes Alter eine unerklärliche und unbegreifliche Melancholie aussprach.

Irenens Stirne war groß und vorspringend; ihre Gesichtsfarbe blaß, obgleich ihre vollen runden Wangen eine blühende Gesundheit verriethen. Ihre dunkelbraunen, sehr starken, feinen und glänzenden Haare ringelten sich in natürlichen Locken um ihren Hals; ihre sehr großen Augen von feuchtem Schwarz hatten einen Blick auffallender Tiefe, besonders wenn Irene mit jener Fähigkeit, die den Kindern eigen ist, Jemanden lange und fest betrachtete, ohne ihre langen Augenwimper zu senken.

Ihre Nase war zart und niedlich. Ihr Mund war klein und roth, und ich würde sagen, daß ihre Unterlippe etwas geringschätzend hervorsprang, wenn die Geringschätzung nicht mit diesem Alter unverträglich schiene. Ihre Taille, ihre Hand, ihr Fuß waren von seltener Vollkommenheit.

In Folge eines rührenden Aberglaubens ihrer Mutter war Irene nach der Genesung von einer langen Krankheit der weißen Farbe gelobt worden, und die beinahe religiöse Einfachheit ihrer Kleidung verlieh ihrer Physiognomie einen neuen Charakter.

Wie erwähnt, war es der dritte Tag nach unserer Abreise von Chios.

Irene, welche mich bisher mit einer Art besorgten Mißtrauens beobachtet zu haben schien, und sich mir dann allmählig näherte, kam entschlossen auf mich zu und sagte mit kindischer Feierlichkeit:

„Sehen Sie mich an, damit ich weiß, ob ich Sie werde lieben können.“

Nachdem sie dann einen jener festen, durchbohrenden Blicke, von denen ich gesprochen, auf mich gerichtet hatte, und vor dem ich, wie ich gestehe, die Augen senken mußte, sagte sie:

„Ja, ich werde Sie recht lieb haben.“

Nach einer kurzen Pause wendete sie sich dann zu ihrer Mutter und sagte:

„Ja Mutter, ich werde ihn recht lieb haben, so lieb, wie Iwan.“

Ihr kleines Gesichtchen nahm bei diesen Worten einen so reizenden Ausdruck überlegenden Ernstes an, daß ich mich nicht enthalten konnte, darüber zu lächeln.

Wie groß aber war mein Staunen, als ich die Fürstin beinahe entsetzte Blicke wechselsweise auf mich und ihren Engel werfen sah, als hätte sie eine große Wichtigkeit auf das gelegt, was ihre Tochter so eben gesagt hatte.

„Obgleich ich jetzt dem glücklichen Iwan nichts zu beneiden habe, ist das doch ein Geständniß, welches nach zehn Jahren vergessen sein wird," sagte ich scherzend zu der Fürstin.

„Vergessen, mein Herr? Irene vergißt nichts. — Sehen Sie ihre Thränen bei der Erinnerung an Iwan!"

In der That rollten zwei große Perlen über die Wangen des Kindes, welches fortfuhr, seinen zugleich trüben, sanften und fragenden Blick auf mich zu heften.

„Aber wer war denn dieser Iwan, gnädigste Frau?" fragte ich die Fürstin.

Ihre Züge verfinsterten sich und sie antwortete nur mit einem Seufzer: „Iwan war einer unserer Verwandten, der sehr jung starb" — sie hielt einen Augenblick inne — „eines gewaltsamen und fürchterlichen Todes, vor jetzt zwei Jahren. — Irene hatte ihn so lieb gewonnen, daß ich darauf beinahe eifersüchtig war. Ich kann Ihnen den unglaublichen Schmerz nicht beschreiben, den das Kind empfand, als es Iwan nicht mehr sah, nach dem es beständig fragte; sie zählte damals erst vier Jahr, aber ihr Kummer war so tief, daß sie sehr krank wurde und beinahe starb. Um diese Zeit habe ich sie der weißen Farbe gewidmet, indem ich Gott bat, sie mir wieder zu schenken, aber was mich außerordentlich wundert, mein Herr, ist, daß Sie seit zwei Jahren der einzige Mensch sind, dem Irene gesagt hat, daß sie ihn lieben würde."

Irene, welche ihrer Mutter aufmerksam zugehört hatte, nahm meine Hand und sagte mit einem beinahe begeisterten Ausdruck, indem sie ihre großen noch thränenfeuchten Augen zum Himmel erhob: „Ja, ich werde ihn lieben, wie Iwan, weil er bald dort oben sein wird, wie Iwan."

„Irene, mein Kind, was sprichst Du! — Verzeihen Sie, mein Herr," rief die Fürstin beinahe entsetzt, indem sie mich bittend anblickte.

„Lassen Sie mich einer so reizenden Zuneigung genießen, gnädigste Frau," sagte ich lächelnd, „und sollte ich sie selbst durch das Ende des armen Iwan erkaufen." — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ich bin weder schwach, noch abergläubisch, und dennoch kann ich den sonderbaren Eindruck nicht beschreiben, den diese Kinderei auf mich machte; ich werde sogleich erklären, weshalb.

Ein Drittes giebt es nicht: entweder solche Ereignisse sind

im höchsten Grade lächerlich oder sie wirken sehr mächtig auf gewisse Gemüther. — — — — — — — — —

Zum Glück kam der Fürst, um seine Gemahlin zu bitten, ihm eine gewisse Melodie anzugeben, und machte so dem sonderbaren Auftritte ein Ende.

Ich bemerkte, daß die Fürstin mit ihrem Gemahl von dem auffallenden Geständniß nicht sprach, welches Irene mir gemacht hatte.

Nach dem Mittagsessen beklagte sie sich über Migräne und zog sich für diesen Tag in ihre Cajüte zurück.

Zweites Kapitel.

Die Fürstin Fersen.

Am nächsten Tage erschien die Fürstin nicht beim Frühstück; sie war leidend, sagte mir der Fürst, und hatte eine sehr unruhige Nacht gehabt.

Beinahe ohne allen Uebergang und zu meinem großen Staunen, machte er mir dann die vertrautesten Mittheilungen über den Charakter, den Geist, über die Gewohnheiten und das vergangene Leben seiner Gemahlin, vielleicht, um mich auf die Vergeblichkeit meiner Versuche aufmerksam zu machen, im Fall ich daran gedacht haben sollte, mich mit der Fürstin zu beschäftigen; denn anders kann ich mir seine unbegreifliche Laune nicht erklären, sich mit mir in solche Details einzulassen.

Das ist ungefähr der Inhalt dessen, was der Fürst mir über seine Gemahlin sagte:

Fräulein Catharina Metriska, Tochter des Grafen Metriski, Gouverneur einer der asiatischen Provinzen des russischen Reiches, war 17 Jahr alt, als sie mit dem Fürsten Fersen vermählt wurde. Mit vielem natürlichen Verstande vereinte sie eine sehr sorgfältige Erziehung und ein frühreifes Urtheil. Bei seiner Vermählung war der Fürst Gesandter in Wien.

Er hatte anfangs die Unerfahrenheit seiner Frau gefürchtet, welche so jung schon mit der ganzen Verantwortlichkeit

belastet wurde, die auf der Gesandtin einer großen Macht bei einem in seiner Etiquette so strengen, so ernsten, so würdigen Hofe, wie der östreichische, ruht. Aber die Fürstin Fersen genügte mit bewunderungswürdigem Scharfsinn den geringsten Anforderungen ihrer Stellung, Dank dem ausgesuchten Tact, den zarten Nüancirungen und dem vollkommenen Maaß und Ziel, welche sie in ihre so schwierigen Verbindungen zu bringen wußte.

„Jung, voll Anmuth und Geist,“ sagte der Fürst, „können Sie sich wohl denken, daß meine Frau sogleich von der feinsten Blüthe aller Ausländer, die nach Wien kommen, umringt und umflattert wurde.

„Obgleich ein Mann eben so wenig von der Tugend seiner Frau sprechen sollte, als ein Edelmann von seinem Geschlechte,“ fügte der Fürst lächelnd hinzu, „so weiß ich doch, daß die Gattin Cäsar's nie in Verdacht gezogen wurde — und gleichwohl war Cäsar 50 Jahre alt. — Und dennoch hatte ich mich vielleicht weniger aus Liebe verheirathet, obgleich Catharina sehr reizend war, als weil es gewisse Gesandtschaften giebt, die man Hagestolzen nicht anvertraut, und weil ich in meiner Stellung, in meiner Nähe ein aufrichtiges und uneigennütziges Wesen haben wollte, durch dessen Geist ich die Wirkung gewisser Combinationen prüfen könnte, ungefähr, die Rohheit des Vergleiches ausgenommen,“ fügte der Fürst lachend hinzu, „wie einige römische Patricier die Gifte an ihren Sclaven versuchten. Die Erfahrung hat mir bewiesen, daß die übermäßige Reinheit oft viel schwieriger zu täuschen ist, als die übermäßige Falschheit, denn die Kinder errathen fast immer die Schlingen, die man ihnen legt. Wenn ich daher Catharinen gewisse Pläne, gewisse so geschickt verborgene Ideen annehmen sehe, um ihre gefühlvolle, zarte und großmüthige Natur nicht zu verletzen, fürchte ich später nicht mehr, durch Ausführung dieser Idee die Reizbarkeit meiner theuren Collegen zu verletzen, deren Gewissen in der Regel sehr zähe ist.

„Allmählig“, fuhr der Fürst fort, „fand meine Frau Geschmack an der Politik, denn, um meine Forschungen fortzusetzen, vertraute ich ihr unter verschiedenen Gesichtspunkten viele der Fragen an, die ich zu lösen hatte. Glauben Sie aber nicht etwa, daß ihre Politik trocken oder egoistisch war; nein, die höchste Menschenliebe war der einzige Hebel der ihrigen. Hört

man sie von den europäischen Nationen sprechen, sollte man glauben, sie spräche von den theuren Schwestern und nicht von den Nebenbuhlerinnen ihres Vaterlandes. — Ich gleiche einem alten Kinde, indem ich so ernsthaft mit Ihnen von Dingen spreche, die Sie ohne Zweifel für Träumereien einer jungen romanhaften Frau halten; und dennoch können Sie nicht glauben, welchen Vortheil ich aus ihrer Gemüthsstimmung ziehe, die so auffallend enthusiastisch für das Glück und für den Frieden eines Jeden ist. Die Weisheit besteht stets darin, sich auf der Mittelstraße zu halten, gleich weit von jedem Extreme entfernt. Wenn ich daher einen wichtigen Entschluß fassen soll, bezeichnet die großmüthige und versöhnende Politik meiner Frau mir die eine Grenze, unsere traditionelle Politik des Betruges und des Egoismus die andere. Es ist mir dann sehr leicht, zwischen diesen beiden Uebertreibungen eine weise und verständige Mitte zu wählen.

„Dieser Geistesrichtung der Fürstin danke ich auch noch einen andern Vortheil, den, Ihnen versichern zu können, daß die Gattin Cäsar's nie in Verdacht gezogen wurde, denn, sehen Sie, wenn der wesentlich liebende und ergebene Theil des Herzens einer Frau eine glänzende Beschäftigung seiner Fähigkeiten findet, so sucht die Frau nicht, diese anderwärts zu verwenden, besonders wenn ihrem weiblichen Stolze durch den Einfluß geschmeichelt wird, den sie durch die Befriedigung derselben erwirbt.

„Fügen Sie diesen Umständen noch das hinzu, wovon ich sogleich hätte sprechen sollen; aber wie eine Ihrer berühmten Frauen, die Frau von Sevigne, glaube ich, gesagt hat, ist der Gegenstand eines Briefes oft in dem Postscriptum enthalten.

„Ohne von meiner Neigung für meine Frau und ihrer Neigung für mich zu sprechen, ohne von der wahrhaft puritanischen Größe ihrer Grundsätze zu reden, ist es besonders die unbedingte und leidenschaftliche Liebe für ihre Tochter, die sie vor allen Leichtfertigkeiten der Jugend bewahrt hat. Sie können das Uebermaaß, die Exaltation dieser Liebe nicht fassen. Ohne Zweifel verdient unsere Irene diese Zärtlichkeit, zuweilen bebe ich aber dennoch darüber, wenn ich daran denke, daß irgend ein unvorhergesehenes Unglück, wie das, mit dem wir schon einmal bedroht wurden, uns das Kind nähme. Gewiß wäre der Tod der Mutter, oder sie würde wahnsinnig.“ — — —

Der Fürst Fersen stand in der Reife des Mannesalters; sein diplomatischer Ruf war fest begründet und beinahe europäisch; Alles an ihm verkündete den ausgezeichneten Mann, durch seltene Eigenschaften berufen zu den hohen Posten, die er stets bekleidet hatte. Ich konnte mich daher auch nicht genug über die vertrauten Mittheilungen wundern, die er mir machte, mir, der ich so jung und ihm so ganz fremd war.

Da ich nicht vermuthen konnte, daß ein Mann, der seit langer Zeit daran gewöhnt war, die schwierigsten und ernstesten Angelegenheiten zu betreiben, leichtsinnig handeln könnte, wo von dem die Rede war, was ihn persönlich betraf, dachte ich, daß alles Das, was mir der Fürst gesagt hatte, tief berechnet sein müßte, daß er nicht ohne Absicht die Zurückhaltung vergessen hätte, welche ihm unsere gegenseitige Stellung und unser Alter gebot.

Ich konnte daher, ich wiederhole es, in seinen wenigstens auffallenden Vertraulichkeiten keinen andern Zweck sehen, als den, mir die Unmöglichkeit zu beweisen, bei der Fürstin mein Glück zu machen.

Auf der andern Seite war es mir aber unangenehm aufgefallen, den Fürsten von seiner Gemahlin wie von einem zu seiner Diplomatie nothwendigen Werkzeuge sprechen zu hören. Es schien mir, als sähe ich die größte Herzlosigkeit aus der Art und Weise hervorblicken, mit der er von ihr sprach; überdies zeigte er sich in seinem gewöhnlichen Umgange mit der Fürstin nicht nur nicht eifersüchtig (er war zu sehr Mann von Welt, um sich so lächerlich zu machen), sondern er schien sogar gleichgültig zu sein.

Dann fragte ich mich, in welcher Absicht sonst er mir die Mittheilungen gemacht haben könnte.

Ich versank darüber in die widersprechendsten Vermuthungen.

— — — — — — — — — — — —

Drittes Kapitel.

Die Tradition.

Ich habe die Fürstin Fersen seit dem Tage nicht gesehen, an welchem Irene mir die sonderbare Prophezeihung gemacht hatte, über welche ihre Mutter so sehr erschrak.

Die auffallende Zuneigung, welche das Kind mir bewies, wunderte mich sehr.

Sobald sie allein war, näherte Irene sich mir. Las ich in der Gallerie, so fürchtete sie ohne Zweifel, mir lästig zu werden; sie setzte sich dann auf ein Kissen, stützte das Kinn in ihre beiden kleinen Händchen, und ich konnte die Augen nicht erheben, ohne auf ihren tiefen und stets ernsten Blick zu treffen.

Zuweilen versuchte ich es, sie durch Kinderspiele zu unterhalten, aber sie gab sich denselben nur widerstrebend hin und sagte mit ihrer kindlichen Stimme sehr ernst: „Ich bleibe lieber hier bei Ihnen und sehe Sie an, wie ich Iwan ansah."

Ich bin viel abergläubischer gewesen, als ich es jetzt bin, aber indem ich an die auffallende Anziehungskraft dachte, die ich auf das Kind äußerte, erinnerte ich mich nicht ohne ein gewisses Herzdrücken (ich gestehe diese Erbärmlichkeit) an eine Sanskrit-Tradition, die mein Vater mir oft vorgelesen hatte, weil er, wie er sagte, Zeuge von zwei Thatsachen gewesen war, welche dieselbe bestätigten.

Nach dieser Tradition hatten die Menschen, welche zu einem frühzeitigen und gewaltsamen Tode bestimmt sind, die Macht, einen Zauber auf die Kinder und die Narren zu üben.

Iwan aber hatte in der That Irene bezaubert, und war eines frühzeitigen und gewaltsamen Todes gestorben.

Ich bezauberte Irenen auch, und sie hatte mir in gänzlicher Unwissenheit der Tradition einen gewaltsamen Tod vorausgesagt.

Diese sonderbare Uebereinstimmung war wenigstens auffallend und beschäftigte mich zuweilen fast wider Willen.

Jetzt selbst, da die Zeit über diese Ereignisse hinweggeeilt ist, fällt mir diese Prophezeihung Irenens zuweilen ein.

Diese Tradition, von meinem Vater übersetzt, befand sich nebst einigen andern Notizen in einem Hefte, welches die Beschreibung einer seiner Reisen nach England und Indien enthielt. Ich hatte dieses Manuscript nebst einigen andern Papieren, die aus dem Schiffe gerettet wurden, mit nach Frankreich zurückgebracht.

Am Tage nach dem, an welchem die Fürstin leidend gewesen war, kam sie gegen 2 Uhr in die Gallerie; ich war hier allein mit ihrer Tochter.

Das Gesicht der Fürstin war blaß und niedergeschlagen.

Sie grüßte mich sehr anmuthig; ihr Lächeln schien mir theilnahmvoller als gewöhnlich.

„Ich fürchte sehr, mein Herr," sagte sie, „daß meine Tochter Ihnen lästig ist;" dabei setzte sie sich und nahm Irene auf ihre Kniee.

„Ich bin es vielmehr, gnädigste Frau, der ihr lästig wird; denn sie hat mir durch den Ernst ihres Wesens und ihrer Worte mehrmals gezeigt, daß sie mich viel zu sehr von ihrem Alter und zu wenig von dem meinigen fände."

„Armes Kind!" sagte die Fürstin, indem sie ihre Tochter umarmte. „Sie zürnen ihr doch nicht wegen ihrer sonderbaren, wegen ihrer thörichten Prophezeihung?"

„Nein, gnädige Frau, denn ich will ihr dafür eine andere machen, und dann sind wir quitt. — Fräulein Irene," sagte ich sehr ernst, indem ich ihre kleinen Hände in die meinigen nahm, „ich prophezeihe Ihnen nicht, daß Sie nach dort oben gehen werden, aber ich verspreche Ihnen, daß in 10 bis 12 Jahren, von jetzt an gerechnet, ganz besonders von dort oben hier herab ein schöner Engel kommen wird, schön wie Sie, gut wie Sie, reizend wie Sie; der wird Sie in ein prächtiges Schloß führen, das ganz von Gold und Marmor erbaut ist. Darin werden Sie lange, sehr lange und glücklich mit dem schönen Engel leben, denn er wird Sie lieben, wie Sie Ihre Mutter lieben; und eines Tages werden Sie dann, da das Schloß für Sie noch nicht schön genug ist, Beide davon fliegen, um ein noch weit prachtvolleres zu bewohnen."

„Und Sie werden mit meiner Mutter dort in dem Palast sein?" fragte das Kind, indem es wechselsweise die großen, fragenden Augen auf die Fürstin und auf mich richtete.

Es war eine Thorheit, aber ich war entzückt über die An-

näherung, welche Irene bewirkte, indem sie von ihrer Mutter und mir zugleich sprach.

Ich weiß nicht, ob die Fürstin dieses Gefühl bemerkte, aber sie erröthete und sagte zu ihrer Tochter, ohne Zweifel um die Antwort auf die Frage zu umgehen:

„Ja, mein Kind, ich werde da sein, wenigstens hoffe ich es.“

„Mit ihm?“ wiederholte das Kind, indem es mit der Spitze seines kleinen Fingers nach mir deutete.

Sei es nun, daß diese sonderbare Hartnäckigkeit Irenens ihr lästig war, sei es, daß sie dadurch in Verlegenheit gerieth, genug, die Fürstin küßte das Kind zärtlich auf die Stirn, preßte es an ihr Herz, drückte es in ihre Arme und sagte: „Du bist eine kleine Närrin; schlafe, mein Kind.“

Dann fügte sie zerstreut hinzu, indem sie durch die Fenster der Gallerie blickte: „Es ist heute sehr schönes Wetter; wie ruhig das Meer ist!“

„Sehr ruhig,“ erwiederte ich, ziemlich mürrisch, als ich sah, welche Richtung das Gespräch nahm.

Irene schloß die Augen und schien schlafen zu wollen; mit unbeschreiblicher Anmuth ließ ihre Mutter einige große Ringeln ihres Haares über die Augen des Kindes fallen und sagte mit leiser Stimme die mütterliche Kinderei: „Schlafe, mein Kind, jetzt habe ich Deine hübschen Vorhänge zugezogen.“

In den ersten Fäden der entstehenden Liebe liegt manches anbetungswürdige Nichts, dessen zarte Seelen zu genießen wissen.

Ich fand es allerliebst, unter dem Vorwande, das Kind nicht zu erwecken, leise mit der Fürstin sprechen zu dürfen. Es lag in dieser scheinbar so gleichgültigen Nüance etwas Zärtliches, Geheimnißvolles, Verschleiertes, was mich entzückte.

Irene schloß bald ihre langen Wimpern.

„Wie schön sie so ist!“ sagte ich leise zu ihrer Mutter; „wie viel Glück auf ihrer schönen Stirn geschrieben steht!“

Soll ich gestehen, daß ich beinahe mit Angst die Antwort der Fürstin erwartete, um zu wissen, ob sie auch leise sprechen würde?

Soll ich gestehen, daß ich glücklich war, sehr glücklich, als ich sie denselben Ton beibehalten hörte?

„Möchten Sie die Wahrheit sprechen!“ erwiederte sie. „Möchte sie glücklich werden!“

„Ich konnte ihr nicht meine ganze Prophezeihung sagen, denn sie würde mich nicht verstanden haben. Soll ich aber Ihnen meinen Traum mittheilen?“

„Ohne Zweifel.“

„Nun wohl, so lassen Sie uns nicht von dem Glücke sprechen, welches ihr bestimmt ist; das wäre eine zu leichte Prophezeihung; sprechen wir von dem für eine Mutter zu grausamen Augenblicke, von dem Augenblicke, in welchem sie ihr angebetetes Kind der Sorge einer fremden Familie, der Sorge eines fremden Mannes anvertrauen muß. Die arme Mutter, sie kann es nicht glauben! Ihre Tochter, die so schüchtern, so ängstlich, so zartfühlend ist, daß sie nur mit ihrer Mutter ohne Erröthen und mit heiterer Zuversicht sprach; ihre Tochter, die sie nie verließ, über die sie Tag und Nacht wachte; ihre Tochter, ihr Stolz, ihr Ruhm; ihre Tochter, dieser Engel der Aufrichtigkeit und Anmuth, dessen Freuden, Besorgnisse, Gedanken und Gefühle sie allein begreifen und verstehen konnte, sie ist jetzt in der Gewalt eines fremden Mannes, der sich ihr theuer zu machen wußte, indem er sie zwei Monate lang täglich unter den Augen ihrer Eltern von kindischen Gemeinplätzen unterhielt, oder von den Pflichten einer Frau gegen ihren Mann. Sie sind also vereinigt; und hier erlasse ich Ihnen diese entsetzlich groben und bedeutungsvollen Vorbereitungen, mit denen man das junge Mädchen zum Altare führt, im Angesicht einer schaamlosen Menge, unter großem Pomp, bei hellem Tageslicht, bei lauter Musik und unter schimmerndem Glanze. In Otahaiti verfährt man mit mehr Schaamhaftigkeit oder doch mit mehr Heimlichkeit. Endlich nach der Messe führt der Mann seine Beute in sein Haus, indem er spricht: „Komm, meine Frau!“ — Wenn aber meine Prophezeihung sich verwirklicht, wird der, welcher vor Gott und den Menschen das Recht hätte, so roh zu Ihrem Fräulein Tochter zu sagen: „Komm, meine Frau!“ — ihr mit sanfter, schüchterner und bittender Stimme sagen: „Kommen Sie, meine Braut!“

Die Fürstin sah mich verwundert an.

„Ja, gnädigste Frau,“ fuhr ich fort, „vor allem Andern wird er mit frommer Anbetung, mit religiösem Zartgefühle das so erhabene keusche Schrecken des jungen Mädchens ehren, wel-

ches sich aus den Armen der Mutter und dem jungfräulichen Bett plötzlich in ein fremdes Haus geworfen sieht. — Dieses tiefe unwillkürliche Entsetzen, diesen nagenden Schmerz seiner Frau wird er allmählig durch die zärtlichste Sorgfalt und das freundlichste Entgegenkommen mildern, ohne das arme Herz zu ängstigen, das sich noch nicht in dem heimischen Boden fühlt. — Kurz, er wird sich zuerst die Liebe als der beste der Brüder erwerben, in der Hoffnung, einst wie der glücklichste Gatte geliebt zu werden."

„Wie Schade, daß dieser Traum nur eine reizende Thorheit ist!" sagte die Fürstin seufzend.

„Nicht wahr, gnädigste Frau? Denn gestehen Sie nur, daß nichts anbetungswürdiger ist, als alle die geheimnißvollen Phasen dieser Liebe, exaltirt wie die Hoffnung, leidenschaftlich wie das Verlangen, und dennoch legitim und erlaubt! Nicht wahr, der Tag, an welchem nach eifrigen Bewerbungen die junge Frau, berauscht durch Zärtlichkeit, durch ein wiederberauschendes Erkenntniß die so glühend-ersehnten Rechte bestätigt, die ihr Gatte nur von ihr selbst erwarten wollte, nicht wahr, diese Erinnerung wird, so ungezwungen gewonnen, auch ihrem Herzen dauernd und köstlich sein? Nicht wahr, später werden die Galanterien, die Bewerbungen der Welt, im Vergleich zu diesen Tagen strahlenden, brennenden Glückes, die ihrer Erinnerung stets gegenwärtig sind, sehr blaß und farblos erscheinen? Nicht wahr, eine solche Erinnerung müßte eine Frau fast zuverlässig vor jeder strafbaren Verführung sichern, die in ihr nie jene unvergänglichen Entzückungen hervorrufen könnte, welche eine gesetzliche und heilige Verbindung sie auf so köstliche Weise empfinden lehrte?"

Indem ich sprach, sah die Fürstin mich mit wachsendem Staunen an; endlich sagte sie: „Wie, mein Herr, Sie hätten wirklich über die Ehe diese Begriffe von einem etwas übertriebenen Zartgefühle?"

„Ohne Zweifel, gnädigste Frau, oder wenigstens entlehne ich sie in meiner Prophezeihung dem, der einst beglückt genug sein wird, für das Glück Ihrer Tochter zu sorgen. Finden Sie nicht auch, daß ein Mann, wie der, welchen ich ihr prophezeihe, schön, jung, von vornehmer Geburt, geistreich und liebenswürdig, und der so denkt, ihr eine große Wahrscheinlichkeit dauernden Glückes bieten würde? Denn ich bin überzeugt, daß Fräu-

lein Irene mit all den kostbaren Eigenschaften begabt sein wird, welche eine solche Liebe einflößen und würdigen können!"

„Ach, ohne Zweifel wäre das ein schöner Traum, aber ich wiederhole Ihnen, was allein mich sehr wundert, ist: daß Sie solche Träume haben," sagte sie mit ziemlich spöttischem Tone.

„Aber weshalb?"

„Wie! Sie, der Sie im Orient die Idealität des materiellen Lebens suchten —!"

„Das ist wahr," sagte ich leise, indem ich sie fest ansah, „aber habe ich nicht augenblicklich dies Leben aufgegeben, als ich es dem Zufalle verdankte, eine ganz entgegengesetzte Idealität kennen, ja bewundern zu lernen, die des Geistes, der Anmuth und des Herzens?"

Die Fürstin warf mir einen strengen Blick zu.

Ich weiß nicht, was sie mir antworten wollte, da trat ihr Gemahl ein, um mich zu fragen, ob ich die Arie des Anakreon bei Polykrates kenne?

— — — — — — — — — — — —

Seit dem Tage, an welchem ich ihr ein Geständniß gemacht hatte, schien die Fürstin es absichtlich vermeiden zu wollen, mit mir allein zu sein, obgleich sie in Gegenwart unserer Reisegefährten ihr Benehmen nicht geändert hatte.

Dank aber der auffallenden Zuneigung, welche ich Irenen einflößte, konnte die Fürstin ihre Absicht nur schwer durchführen.

Sobald ich auf dem Deck oder in der Gallerie erschien, nahm die Kleine mich bei der Hand und führte mich zu der Fürstin, indem sie sagte: „Kommen Sie, ich sehe Sie so gern bei meiner Mutter."

Anfangs konnte ich mich nicht enthalten, über den Unwillen der Fürstin zu lächeln, wenn sie sich zuweilen zu einem tête-à-tête gezwungen sah, das sie vermeiden wollte.

Dann fürchtete ich, daß der Widerspruch, zu dem ich sie unwillkürlich zwang, Ursache sein möchte, mir ihre Abneigung zuzuziehen, und versuchte deshalb, die Bitten Irenens zu verweigern. Da ich sah, daß sie hartnäckig bei ihrem Willen beharrte, schickte ich sie ein- oder zweimal ziemlich hart fort.

Das arme Kind sagte kein Wort, aber zwei große Thränen rannen ihm über die Wangen, und es setzte sich schweigend fern von mir und fern von seiner Mutter in eine Ecke.

Die Fürstin wollte sich ihr nähern, um sie zu trösten, aber Irene wies ihre Liebkosungen sanft zurück.

Am Abend wollte sie nicht essen, und ihre Gouvernante, welche des Nachts bei ihr wachte, versicherte, sie hätte kaum geschlafen und mehrmals still geweint.

Der Fürst, welcher die Ursache von der vorübergehenden Unpäßlichkeit seiner Tochter nicht kannte, achtete nicht sehr darauf und schrieb sie der nervösen Reizbarkeit des Kindes zu.

Die Fürstin aber richtete einen besorgten Blick auf mich.

Ich verstand sie.

Mein Geständniß machte sie mißtrauisch und zwang sie, jede Gelegenheit, mit mir allein zu sein, zu vermeiden.

Irene fühlte einen ziemlich lebhaften Kummer über diese Art von Bruch; nothwendigerweise betrachtete die Fürstin mich als die erste Ursache von dem Trübsinn ihrer Tochter, welche sie mit thörichter Leidenschaft liebte.

Die Fürstin hatte also Grund, mich zu hassen. Ich beschloß, dem Schmerze Irenens ein Ende zu machen.

Ich benutzte einen Augenblick des Alleinseins mit der Fürstin, um ihr zu sagen: „Verzeihen Sie mir ein sehr unsinniges Geständniß. Ich bereue es um so mehr, da es dem Kummer und den Leiden Ihres armen Kindes nicht fremd ist. — Ich gebe Ihnen daher mein Ehrenwort, Ihnen nie mehr ein Wort zu sagen, welches die Freuden Ihres mütterlichen Herzens auch nur im mindesten stören und mich so der Gefahr aussetzen könnte, Ihre mir so werthe Gunst zu verlieren."

Die Fürstin reichte mir die Hand mit einer Bewegung reizender Dankbarkeit und sagte: „Ich glaube Ihnen und danke Ihnen von Grund meiner Seele, denn so trennen Sie mich nicht mehr von meiner Tochter!"

Viertes Kapitel.

Das Lebewohl.

Bald bereute ich es, daß ich der Fürstin Fersen das Versprechen gegeben hatte, ihr nie mehr ein Wort der Galanterie zu sagen; denn seitdem sie volles Vertrauen in mich setzte, schien sie mir immer reizender und reizender, und täglich verliebte ich mich mehr in sie.

Treu unserem Zusammentreffen in der Gallerie, wo wir fast immer mit Irene allein waren, gewann unser Umgang bald eine ganz freundschaftliche Vertraulichkeit.

Ich benutzte sehr gewandt meine gänzliche Unkenntniß in der Politik, um diese für immer aus unserer Unterhaltung zu verbannen. Auf diese Weise Herr des Gespräches, führte ich sie stets auf tausend Fragen über zärtliche Gefühle oder Leidenschaften.

Als fürchtete die Fürstin die Richtung dieser Unterhaltung, wollte sie zuweilen durchaus von Politik sprechen; aber dann schützte ich meine Unwissenheit vor, und die Fürstin machte mir geistreich den Vorwurf, wie die Liebhaber zu handeln, welche behaupten, die Jagd nicht zu lieben, um bei den Frauen bleiben zu können, während deren Männer auf dem Felde umherstreichen.

Als die Länge der Fahrt etwas vertrauteren Umgang zwischen den russischen Officieren und mir herbeigeführt hatte, staunte ich darüber, mit welcher tiefen Verehrung sie von der Fürstin sprachen, so oft die Rede auf dieselbe kam.

„Die böse Nachrede", sagten sie, „hatte sie stets verschont, sowohl in Rußland, als in Constantinopel und an den verschiedenen Höfen, an denen sie lebte."

Der Ruf vorwurfsfreier Reinheit ist, wie ich glaube, eine unwiderstehliche Verführung, besonders wenn man ihn bei einer jungen, schönen, geistreichen Frau findet, die auf einer höhern Stufe der menschlichen Gesellschaft steht; denn sie muß eine gewaltige moralische Autorität besitzen, um den Neid zu besiegen oder dessen Pfeile abzustumpfen, und, wie die Fürstin Fersen,

ein allgemeines Gefühl der Achtung und des Wohlwollens einzuflößen.

Indem ich die Liebe, welche ich für Frau von Pênâfiel gefühlt hatte, mit der verglich, die ich jetzt für die Fürstin empfand, lernte ich den gewaltigen und hinreißenden Reiz dieser Verführung kennen.

Ohne Zweifel war Margaretha unwürdig verläumdet worden und ich hatte dafür überzeugende Beweise, aber wie abgeschmackt auch die Gerüchte sein mögen, welche die Frau beleidigen, die wir lieben, erwecken sie doch in uns stets ein unangenehmes Gefühl.

Giebt man selbst zu, daß es uns gelingt, uns von ihrer Falschheit zu überzeugen, so machen wir der Frau, welche ein Opfer derselben ist, dennoch den Vorwurf, daß sie nicht den Geist ihrer Tugend hat.

Das Leben Helenens war sehr rein gewesen und doch hatte die Welt sie angegriffen. Meine Aufmerksamkeiten für sie hatten allein diese abscheulichen Gerüchte veranlaßt, und dennoch beschuldigte ich sie in meinen Anfällen der Ungerechtigkeit deshalb, daß sie es nicht vermocht hatte, sich über den Verdacht zu erheben.

Abgesehen von der Anmuth, dem Geist und der Schönheit der Fürstin Fersen, welche besonders dazu beitrugen, ihr meine Anbetung zu erwerben, war es, ich wiederhole es, besonders ihr Ruf hoher und strenger Tugend, der mich bestach.

Wenn die Männer mit Hartnäckigkeit den Widerstand einer Frau bekämpfen, welche ihren Pflichten wahrhaft zugethan ist, so werden die meisten dabei weit mehr von der Liebe zum Kampfe geleitet, als von der Hoffnung auf einen stolzen Triumph.

Es waren nicht diese Gefühle, welche machten, daß ich in meiner Liebe für die Fürstin Fersen ausdauerte, sondern eine Art von unbegrenztem Vertrauen auf die Reinheit ihres Herzens, auf den Adel ihres Charakters: die Gewißheit, sie mit der ganzen keuschen Wollust der Seele lieben zu können, ohne fürchten zu müssen, durch eine erheuchelte Strenge oder eine lügnerische Prüderie betrogen zu werden.

Ich hatte mich übrigens während meines Aufenthaltes in Chios so grob materialisirt, daß ich ein unaussprechliches Ver-

langen danach hegte, mich allen ausgesuchtesten Zartheiten eines reinen und erhabenen Gefühles hingeben zu können.

— — — — — — — — — — — —

Durch die Aequinoctialstürme verzögert, währte unsere Ueberfahrt, eine lange Quarantaine in dem Lazareth von Toulon mitgerechnet, sechs Wochen.

Ich glaubte nicht, in der Neigung der Fürstin Fersen Fortschritte gemacht zu haben, denn ihr Benehmen gegen mich war mehr und mehr offen und freundschaftlich geworden. Sie hatte mir unbefangen gestanden, daß mein Geist ihr sehr gefiele und daß sie hoffe, während ihres Aufenthaltes in Paris unsere Unterhaltungen in der Gallerie so viel als möglich fortgesetzt zu sehen.

Offenbar betrachtete mich die Fürstin als ganz ohne Belang. So schmerzlich diese Entdeckung auch für meinen Stolz war, liebte ich Catharina doch so sehr, daß ich nur an das Glück dachte, sie so oft als möglich zu sehen, und meine Hoffnung in die Aufrichtigkeit meiner Zuneigung für sie setzte.

Als unsere Quarantaine beendet war, landeten wir in Toulon, wo wir einige Tage blieben, um den Hafen zu besichtigen.

Der Fürst Fersen machte mir den Vorschlag, uns noch nicht zu trennen, sondern die Reise nach Paris auf gemeinschaftliche Kosten zu machen.

Ich nahm es an.

Ich ließ meinen Wagen kommen, den ich bei unserer Abreise von Porquerolles nach Marseille geschickt hatte, und wir machten uns Anfangs November auf den Weg nach Paris.

Der Fürst reiste mit seiner Frau in einer Diligence, seine Tochter mit ihrer Gouvernante in einer andern. Da mein Reisewagen eben so war und nur zwei Personen bequem darin sitzen konnten, bat mich der Fürst täglich, wenn wir nach dem Frühstück weiter fuhren, seiner Frau Gesellschaft zu leisten, während er in meinem Wagen seine gewöhnliche Sieste hielt.

Irene, welche der bloße Gedanke, sich von mir zu trennen, tief betrübt hatte, gab stets die dritte Person bei uns ab, und so währten unsere Unterhaltungen in der Gallerie bis Paris fort.

Den Tag vor unserer Ankunft wollte ich, meines der Fürstin gegebenen Versprechens ungeachtet, ein neues Geständniß wagen.

Ich hatte bisher gewissenhaft mein Wort gehalten, weil ich fürchtete, durch die Verletzung desselben die Vortheile eines tête-à-tête während der Reise zu verlieren.

Meine ganze Hoffnung war gewesen, wenigstens für Catharina eine Gewohnheit ihrer Gedanken zu werden und ihren Geist genug zu interessiren oder zu fesseln, um ihr allmählig meine Abwesenheit oder meine Gegenwart fühlbar zu machen.

Dieses Ziel glaubte ich erreicht zu haben; ich fühlte das unaussprechliche Verlangen, ihr zu gefallen, und abgesehen von dem Worte Liebe, das ich nie aussprach, legte ich in meine Aufmerksamkeiten für sie den ganzen Eifer, die ganze Zärtlichkeit des leidenschaftlichsten Geliebten.

Ohne in meine Unterhaltung viel Gesuchtes zu legen, trachtete ich doch danach, mit Catharina nur von Gegenständen zu sprechen, die für sie neu waren.

Sie kannte weder Paris, noch Frankreich, noch England, noch Spanien, mit denen ich vollkommen vertraut war. Ich trachtete daher, sie durch meine Schilderungen zu unterhalten, durch die Bilder, die ich ihr von den Sitten und Gebräuchen dieser Nationen entwarf.

Es gelang mir fast immer, und ich bemerkte den Erfolg durch die überlegende Aufmerksamkeit, die wohlwollenden Fragen, welche meine Worte hervorriefen; unwillkürlich verrieth ich dann mein Glück und meine Freude, daß es mir gelungen war, sie zu interessiren.

Die Fürstin Fersen besaß viel zu viel Tact, um nicht den Eindruck zu bemerken, den sie auf mich zu machen fortfuhr; sie schien mir daher auch meine Zurückhaltung Dank zu wissen.

So oft ich aber Gelegenheit fand, ohne Irene zu sehr zu betrüben, die Annäherungen zu vermeiden, welche die auffallende Zuneigung dieses Kindes für mich jeden Augenblick herbeiführte, dankte mir die Fürstin durch einen bezaubernden Blick.

So war es eine der größten Freuden Irenens, meine Hand zu nehmen, sie in die Hand ihrer Mutter zu legen und uns dann wechselsweise zu betrachten.

Diese kleine Gunst wäre mir sehr süß gewesen, hätte ich sie einer zärtlichen Regung der Fürstin verdankt, aber ich wollte sie nicht so überraschen, und so oft daher Irene diese Laune

hatte, zog ich ihre kleinen Finger an meine Lippen, ohne ihr die Zeit zu lassen, meine Hand in die ihrer Mutter zu legen.

— — — — — — — — — — — —

Den Tag vor unserer Ankunft in Paris war ich fest entschlossen, ein neues Geständniß zu wagen, als ein sonderbares Ereigniß, welches mich zu diesem Schritte zu ermuthigen schien, mir entgegengesetzte Gedanken einflößte.

Ich hatte noch nicht entdecken können, ob die Fürstin über die Zuneigung ihrer Tochter gegen mich eifersüchtig sei oder nicht; wenn sie zuweilen darüber auf eine sehr spöttische und sehr heitere Weise gesprochen hatte, so geschah dies zu anderen Zeiten dagegen wieder mit Traurigkeit und sogar beinahe mit Bitterkeit.

An diesem Tage fragte Irene, welche mit uns in dem Wagen saß, ihre Mutter, ob ich in Paris ein schönes Zimmer haben würde.

Ich beeilte mich, dem Kinde zu antworten, daß ich in meinem eignen Hause wohnen würde und nicht in dem ihrigen.

Bei diesen Worten fing Irene wie gewöhnlich stillschweigend zu weinen an.

Die Fürstin sah die Thränen und rief mit ärgerlicher Ungeduld: „Mein Gott, was hat denn das Kind? Weshalb liebt es Sie denn so? — das ist abscheulich!"

„Sie liebt mich vielleicht aus demselben Grunde, weshalb sie Iwan liebte," erwiederte ich.

Da die Fürstin mich nicht zu verstehen schien, erklärte ich ihr den Sinn, den ich in diese Worte legte, indem ich von der Sanskrit-Tradition sprach.

Die Fürstin glaubte, ich scherze.

Ich erwähnte bereits, daß diese Tradition in einem Hefte stand, welches von der Hand meines Vaters mehrere Notizen über eine seiner Reisen nach England enthielt.

Zum Glücke befand sich dies Manuscript in meinem Wagen, denn ich hatte es noch kürzlich zu Rathe gezogen, um der Fürstin die Fortdauer einiger Gebräuche in Schottland erklären zu können.

Bei dem Wechseln der Pferde holte ich das Manuscript und zeigte es der Fürstin.

Das Datum war so bestimmt, die Schrift so alt, daß Catharina an der Zuverlässigkeit derselben nicht zweifeln konnte.

Nie werde ich den durch Thränen verschleierten Blick vergessen, den sie auf mir ruhen ließ, indem das Buch auf ihre Kniee sank.

Ohne Zweifel empfand sie dieselbe sonderbare Aufregung, wie auch ich, als ich die Zuneigung Irenens für Iwan und den gewaltsamen Tod des Letztern mit dem Inhalte dieser Tradition verglich:

Die Personen, die zu einem frühzeitigen und gewaltsamen Tode bestimmt sind, bezaubern die Kinder und die Narren!

Irene zeigte für mich dieselbe Anhänglichkeit wie für Iwan, konnte also nicht auch mein Geschick dasselbe sein?

Um übrigens die ganze Theilnahme zu verstehen, welche diese Entdeckung der Fürstin Fersen einflößte, muß man wissen, daß ich ihr oft ganz unbefangen gestanden hatte, daß ich äußerst abergläubisch sei, was auch wahr ist; ja, was noch mehr ist, ich hatte sogar auch in ihr einige Keime dieser Gefühle geweckt, indem ich viele sonderbare Geschichten erzählte, die einen starken Eindruck auf sie machten.

Ich gestehe, es schien mir, als läge in dem Blicke der Fürstin, in ihrer Aufregung, in ihrer Unruhe mehr als Freundschaft, mehr als zärtliche Theilnahme.

Trunken von Hoffnung trat mir ein neues Geständniß auf die Lippen, aber zum Glück hielt ich es zurück, denn ich hatte dadurch einen nicht wieder gut zu machenden Fehler begangen.

Wenn die Gefühle der Fürstin wirklich zärtlich gewesen wären, war es dumm von mir, ihre wachsame Tugend aufmerksam zu machen, welche unter dem gebieterischen Willen der Pflicht den ersten Keim der Liebe in ihrem Herzen gewiß erstickt haben würde.

Wenn dagegen die Theilnahme, welche die Fürstin mir zeigte, nur freundschaftlich war, hätte meine übermüthige Vermuthung mich in ihren Augen lächerlich gemacht.

Die Wendung, welche unser Gespräch nahm, führte von selbst einen Vorschlag herbei, den ich der Fürstin machen wollte, sowohl im Interesse ihres Rufes, als in dem ihrer Zärtlichkeit.

Wir sprachen von Irenen.

„Das arme Kind," sagte ich zu seiner Mutter. „Wie wird es sich jetzt davon entwöhnen können, mich zu sehen?"

„Sie wird, wie ich für Sie und für mich hoffe, diese süße Gewohnheit beibehalten,“ erwiederte mir Catharina, „denn es ist fest abgemacht, daß in Paris unsere Unterhaltungen von der Gallerie, wie wir sie nennen, ununterbrochen fortwähren. — Die Stellung des Fürsten Fersen und die meinige sind an dem Hofe von Frankreich völlig unabhängig; ich werde nur den Pflichten unterworfen sein, die ich mir selbst auferlege, und ich versichere Ihnen, daß keine Zerstreuung, kein Vergnügen mich dem freundschaftlichen und hübschen täglichen Geplauder entziehen sollen, wenn nämlich,“ setzte sie lächelnd hinzu, „Ihre alten Freunde Ihnen die Muße lassen, an die neuen zu denken. — Aber ich rechne viel auf meine Eigenschaft als Fremde und auf Ihre echt französische Galanterie, um Sie zu zwingen, mein Cicerone zu sein und mir die Honneurs von Paris zu machen, denn ich will nichts sehen, nichts bewundern, als geführt von Ihnen.“

Ich gestehe, ich bedurfte eines großen Muthes, einer großen Liebe, einer großen Furcht vor den Verläumdungen der Welt, um die reizende Zukunft über den Haufen zu werfen, welche die Fürstin sich für uns Beide gedacht hatte.

Nach einigen Minuten des Schweigens sagte ich mit dem Tone der Traurigkeit und einer innigen Rührung: „Gnädigste Frau, Sie ziehen meine ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit für Sie gewiß nicht in Zweifel?“

„Welche Frage? Ich glaube im Gegentheil fest daran. Ja, ich glaube daran, und wäre unglücklich, könnte ich es nicht.“

„Nun, so erlauben Sie einem wahren, einem aufrichtigen Freunde, Ihnen zu sagen, was er einer Schwester sagen würde; und haben Sie mich gehört, so lassen Sie sich nicht von Ihrem ersten Eindrucke hinreißen, denn der wird mir nicht sehr günstig sein; aber die Ueberlegung wird Ihnen bald beweisen, daß das, was ich Ihnen sagte, nur von der ernstesten, reinsten Zuneigung dictirt wurde.“

„Aber sprechen Sie! Ich bitte, sprechen Sie; — Sie erschrecken mich!“

„Bisher haben Sie noch nie die Verläumdung kennen gelernt; sie durfte und konnte Sie nicht erreichen. Das erhabene Vertrauen auf Ihren Charakter, auf die Achtung, die er stets einflößte, hat Sie gehindert, böse Nachreden zu fürchten. Glau-

ben Sie mir aber, wenn ich die herrliche Zukunft des vertrauten Umgangs annähme, die Sie mir vorschlagen, so würde die vorwurfsfreie Reinheit Ihrer Grundsätze Sie nicht gegen die abscheulichsten Angriffe sichern können."

„Nie werde ich meine Freunde der Furcht opfern; mein Gewissen genügt mir," sagte die Fürstin mit der muthigen Sorglosigkeit einer Frau, die ihrer selbst gewiß ist.

„Und was wissen Sie davon?" rief ich aus. „Haben Sie gekämpft, um des Sieges so gewiß zu sein? Nie! — Bisher hat die strahlende Reinheit Ihres Lebens zu Ihrer Vertheidigung genügt. Worin hätten Sie der Verläumdung Stoff bieten können? Aber bedenken Sie, daß ich von Chios mit Ihnen gekommen bin, daß ich die Reise von Toulon nach Paris mit Ihnen machte! Ich bin durchaus ohne Wichtigkeit, das weiß ich wohl; Sie kennen mich jetzt gewiß genug, um zu glauben, daß ich meine Wichtigkeit nicht durch eine elende und alberne Großprahlerei übertreibe, aber was kümmert das die Welt, wenn sie nur verläumden kann? Weiß sie nicht überdies, daß die Verläumdung um so gehässiger ist, je weniger der Gegenstand der muthmaßlichen strafbaren Liebe derselben werth ist? Unsere Gesellschaften werden dieselben sein, täglich wird man mich bei Ihnen sehen, auf den Promenaden wird man mich an Ihrer Seite erblicken, in der vornehmen Welt werden wir fortwährend zusammentreffen, und Sie glauben, Sie verlangen, daß die Eifersucht, der Neid, der Haß, diese kostbare Gelegenheit nicht ergreifen werden, sich für Ihren Geist, Ihre Schönheit, Ihre hohe Stellung zu rächen? vor Allem an Ihrer strahlenden Tugend, der köstlichsten Perle Ihrer schönen Krone? — Bedenken Sie, daß der Typus unserer Richter-Henker gesagt hat: Man gebe mir vier Zeilen von der Hand des rechtschaffensten Mannes von der Welt, und ich mache mich anheischig, ihn an den Galgen zu bringen! — Die Welt, dieser zweite richtende Henker, kann mit gleichem Rechte sagen: Man gebe mir vier Tage aus dem Leben der tugendhaftesten Frau, und ich mache mich anheischig, sie zu entehren."

Seit längerer Zeit sah mich die Fürstin mit einem Staunen an, welches sie nicht verhehlen konnte; sie schien anfangs verletzt durch meine Weigerung und meine Bemerkungen.

Ich hatte das erwartet; indessen nahmen ihre Züge bald

wieder einen wohlwollenderen Ausdruck an, indem sie mit anscheinender Kälte sagte:

„Ich mache Ihnen Ihre Kenntniß der Welt gewiß nicht streitig, und besonders Ihre Kenntniß der Pariser Gesellschaft, von der ich weiß, daß sie eben so glänzend als gefährlich ist; aber ich glaube, daß Sie sich selbst die Gefahren übertreiben, denen man hier ausgesetzt sein kann, besonders aber den Einfluß, den die Verläumdung über mich zu üben vermöchte."

„Und weshalb sollte die Verläumdung keinen Einfluß auf Sie gewinnen? Was bin ich, daß Sie später nur eine Minute zögern sollten, mich den ungestümen Anforderungen Ihres Rufes zu opfern? Würden Sie gegen das Vergnügen unserer täglichen Gespräche die Sorge für Ihre Ehre, Ihre Verantwortlichkeit für die Zukunft Ihrer Tochter auf die Wagschaale legen? Nein, ohne Zweifel, und Sie hätten Recht; denn wenn Sie bei Ihrem Plane beharrten, wenn ich feig genug wäre, Sie darin zu ermuthigen, so würden Sie dann, wenn die Verläumdung Sie erreicht hätte, mit Verachtung zu mir sagen dürfen: Sie behaupteten, mein Freund zu sein? Sie haben gelogen, mein Herr! — Sie haben meine Unüberlegtheit mißbraucht, um mich zu einer Vertrautheit hinzureißen, deren Schein mir verderblich werden kann. — Gehen Sie; ich werde Sie nicht mehr sehen! — Und noch einmal, Sie thäten Recht daran. Wissen Sie denn aber, wie viel Muth ich dazu bedarf, Ihnen zu sagen, was ich sage; zurückzuweisen, was Sie mir anbieten? — Bedenken Sie, was Sie sind, Alles, was Sie sind, und sagen Sie sich dann, ob nicht die Eitelkeit und der Stolz eines minder glücklichen Menschen, als ich bin, durch die Gerüchte berauscht würde, denen ich Sie entziehen will? — Denn was wage ich dabei, gemeinschaftlich mit Ihnen Sie zu compromittiren? Was wage ich dabei, wenn ich der Welt helfe, unsern so unschuldigen Umgang mit ihrer gewöhnlichen Bosheit auszulegen? Sie würde mich dann aus Ihrer Gegenwart verbannen, sagen Sie? Was thut das! Wissen Sie, wie die Welt die verdiente Verbannung auslegen würde? Sie würde sagen, es sei ein Bruch. Ist sie wohlwollend gegen Sie, so sagt sie, Sie gäben mich für einen andern Geliebten auf — ist sie feindlich gegen Sie gesinnt, so bin ich es, der Sie wegen einer andern Geliebten verläßt."

„Ach, mein Herr, mein Herr," rief die Fürstin entsetzt,

indem sie beinahe die Hände faltete, „welch ein Bild! — Möchte es nicht wahr sein!“

„Es ist nur zu wahr. Wäre die Welt so, wie man sie vermuthet, scharfsichtig und ergründend, so wäre sie minder gefährlich, denn sie wäre dann wahr; — aber sie ist nur geschwätzig, boshaft und leichtgläubig, und das macht sie so schädlich! — Sie ist scharfsichtig? Sie ist zu eilig, zu verleumden, um sich dazu die nöthige Zeit zu lassen. Hat sie denn die Muße, die Gefühle zu ergründen, die sie vermuthet? Lieber hält sie sich an das Aeußere und räth nach dem Scheine, den man ihr ohne Mißtrauen zeigt, weil er oft ganz unschuldig ist; das genügt der höllischen Thätigkeit ihres Neides. Ach, glauben Sie mir, besäße ich auch nicht die traurige Erfahrung der Menschen und der Dinge, so würde der Instinkt meiner Anhänglichkeit für Sie mich aufklären, denn Sie können nicht wissen, wie werth mir Alles ist, was Sie betrifft, wie sehr ich darüber verzweifeln würde, den Heiligenschein, der Sie umgiebt und der Sie so sehr verschönert, verdunkelt zu sehen. Ich wiederhole Ihnen, daß die Ehre meiner Mutter, meiner Schwester, mir nicht theurer wären, als die Ihrige. Bedenken Sie daher, wie abscheulich es für mich wäre, die Ursache einer Verläumdung zu sein, welche den Schatz angriffe, auf den meine Freundschaft so eifersüchtig ist! — Ja, es wäre mir abscheulich, denken zu müssen, daß die Welt mit ihrem unverschämten und rohen Spotte von dem spricht, was mein Glück und meinen Stolz ausmacht. Ja, alle meine Träume sollen darauf gerichtet sein, daß die reizende Vertraulichkeit, welche stets zu den süßesten Erinnerungen meines Lebens gehören wird, der Welt unbekannt bleibe, denn ihr schaamloses Wort würde die Reinheit derselben trüben; und diesen Traum werde ich verwirklichen.“

„Also“, sagte die Fürstin mit fast feierlichem Tone, „müssen wir darauf verzichten, uns in Paris zu sehen?“

„Nein, aber Sie werden mich an den Abenden Ihrer Empfangstage sehen wie alle anderen Männer; später vielleicht werden Sie mir einige seltene Morgenbesuche gestatten.“

Die Fürstin blieb lange nachdenkend und schweigend sitzen, den Kopf auf die Brust herabgesunken; plötzlich erhob sie ihn, ihre Wangen waren leicht geröthet, ihr Ton sehr erschüttert, indem sie mir sagte:

„Sie sind ein edles Herz. Ihre Freundschaft ist strenge,

aber sie ist groß, stark und edel. Ich erkenne die Pflichten, die sie mir auferlegt und werde ihrer würdig sein. Von diesem Augenblicke an" — dabei reichte sie mir die Hand — „haben Sie sich eine aufrichtige und unwandelbare Freundschaft erworben."

Ich küßte ehrerbietig ihre Hand.

Fast in demselben Augenblicke erreichten wir eine der letzten Stationen.

Ich verließ den Wagen der Fürstin und ging zu ihrem Gemahl, der in dem meinigen schlief.

„Mein lieber Fürst," sagte ich, „Sie müssen mir einen Dienst erweisen!"

„Sprechen Sie, mein lieber Graf."

„Aus einem Grunde, den ich geheim zu halten Ursache habe, wünsche ich, daß mein Aufenthalt in Chios aller Welt unbekannt bleibe, und folglich auch meine Reise mit Ihnen von Toulon bis hierher. Ich bin eine zu unbedeutende Person, als daß mein Name auf unserer Reise bemerkt worden sein könnte. Auf der nächsten Station werde ich zurückbleiben, einen langen Umweg machen, um nach Fontainebleau zu kommen, dort einige Tage bleiben und folglich später in Paris eintreffen als Sie. Was ich von Ihrer Freundschaft zu erbitten wage, ist, das Gesuch eines meiner Freunde günstig aufzunehmen, der darum anhalten wird, mich in Ihr Haus einzuführen; denn es würde mir sehr schmerzlich sein, einen Umgang abzubrechen, welcher mir so werth ist."

Der Fürst machte mit seinem gewöhnlichen feinen Tact nicht den geringsten Einwurf, sondern versprach mir Alles, was ich wünschte.

Auf der nächsten Station sagte ich der Fürstin, daß ich unglücklicherweise gezwungen sei, sie zu verlassen, und bat den Fürsten, der bei unserm Abschiede zugegen war, ihr zu erklären, weshalb ich des Vergnügens beraubt würde, die Reise in ihrer Gesellschaft weiter fortzusetzen.

Sie reichte mir die Hand, die ich küßte.

Dann umarmte ich Irene zärtlich, und warf dabei einen traurigen Blick des Lebewohls auf ihre Mutter.

Die Wagen des Fürsten waren bespannt; — sie fuhren davon — ich blieb allein zurück.

Mein Herz war gebrochen! — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Allmählig brachte das Bewußtsein, edel gegen die Fürstin gehandelt zu haben, einige Milderung in meine Gefühle.

Dann dachte ich daran, daß ich auf diese Weise, ohne den Ruf der Fürstin zu gefährden, erfahren würde, ob sie für mich eine wahre Freundschaft hege oder vielleicht ein noch zärtlicheres Gefühl, oder ob ich dem Alleinsein, dem far niente und der Abwesenheit jedes Vergleiches das Interesse verdankt hätte, welches sie mir zeigte.

Wenn sie mich liebte, so mußten dieser Zwang, diese Verpflichtung, mich nicht zu sehen, ihr lästig werden, und der Kummer, das Bedauern, mußten sich auf eine oder die andere Weise verrathen.

Wenn ich dagegen für sie ein nur ziemlich geistreicher Schwätzer gewesen war, mit dessen Hilfe sie die langen Stunden der Ueberfahrt hinbrachte, so würde ich ohne Zweifel der ersten besten liebenswürdigern Unterhaltung, als der meinigen, geopfert werden.

Das wäre eine Art von Verstoßung gewesen, der ich mich nie ausgesetzt haben würde und die ich so sicher vermied.

Ohne Zweifel mußte ich viel zu leiden haben, wenn ich bemerkte, daß das Gefühl der Fürstin für mich schwach genug sei, so Wenigem zu weichen; aber wenn ich anders handelte, hätte ich denselben Schmerz gehabt und die Schande noch obendrein.

Ich blieb acht Tage in Fontainebleau und ging dann nach Paris.

Fünftes Kapitel.

Ein verliebter Minister.

Nicht ohne ein gewisses Herzdrücken langte ich in Paris an, von wo ich seit 18 Monaten abwesend war. Ich hatte eine unbestimmte Hoffnung, oder vielmehr eine unbestimmte Besorgniß, Helene oder Margarethe wieder zu finden.

Ich hielt mich für vollkommen geheilt von meiner verhängnißvollen Monomanie des Mißtrauens; meine innige Liebe für die Fürstin hatte in meinen Augen dies Wunder bewirkt. Ich hatte mir daher auf den Fall, daß ich mit meiner Cousine, oder der Frau von Pênâfiel, zusammentreffen sollte, vorgenommen, sie offen wegen meines Unrechts um Verzeihung zu bitten und dahin zu trachten, durch die Sorgfalt der innigsten Freundschaft die abscheulichen Thorheiten des Liebhabers von ehemals gut zu machen.

Ich fand Herrn von Cernay wieder, welcher von der Oper seine Liebesgötter nach der Comédie française verpflanzt hatte, auf den Altar der Mlle. ***, einer sehr niedlichen Soubrette.

Herr von Pommerive war dicker, boshafter, lustiger als je. Cernay empfing mich mit einem unglaublichen Aufgebot von Herzlichkeit, und erkundigte sich bei mir nach meiner Reise mit Falmouth, denn es war davon noch nichts bekannt.

Da ich in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend war, eben sowohl aus Charakter als aus Bosheit, endeten Cernay und Pommerive damit, über die vorgeblichen Geheimnisse meiner Abenteuer die unerhörtesten Vermuthungen aufzustellen.

Wie ich es mit dem Fürsten verabredet hatte, bat ich einen meiner Bekannten, der mit dem russischen Gesandten sehr befreundet war, mich der Fürstin Fersen vorzustellen.

Der Fürst hatte ein sehr schön meublirtes Hotel in dem Faubourg Saint-Germain gemiethet.

Bald war sein Hotel der gewöhnliche Sammelplatz des diplomatischen Corps und der Elite der Pariser Gesellschaft, ohne Unterschied der politischen Meinung.

Die Erscheinung der Fürstin Fersen in der Welt war eine Art von Ereigniß. Ihre Schönheit, ihr Name, ihr Geist, ihr Ruf einer politischen Frau, in die wichtigsten Interessen unserer Zeit verwebt, die Achtung, die sie einzuflößen wußte, Alles trug dazu bei, sie in der öffentlichen Meinung sehr hoch zu stellen.

Auf die gerechte Würdigung der seltenen Eigenschaften, durch die sie sich auszeichnete, folgte bald das ausgesprochenste Vorurtheil zu ihren Gunsten.

Die Frauen, welche die Strenge ihrer Grundsätze theilten, waren sehr glücklich und sehr stolz darüber, eine solche Verbündete zu gewinnen; die dagegen, welche ihre Kälte hätten fürchten

und darin einen stummen Tadel ihres Benehmens sehen können, waren eben so erfreut als überrascht durch ihr Wohlwollen. Gewiß überdies, in ihr keine Nebenbuhlerin zu finden, zeigten sie sich sehr enthusiastisch für die schöne Fremde.

Ich kann nicht sagen, mit welchem Glück ich der Erfolge der Fürstin Fersen genoß.

Fünf oder sechs Tage nach meiner Ankunft in Paris ging ich eines Abends zum ersten Male zu ihr.

Obgleich es schon ziemlich spät war, befanden sich erst wenige Personen in dem Salon. Sie empfing mich mit vieler Anmuth, aber ich bemerkte an ihr etwas Gezwungenes, Unruhiges, Kummervolles. Es schien mir, als hätte sie gewünscht, mit mir allein zu sprechen.

Ich trachtete, ihre Gedanken zu errathen, als im Laufe des Gespräches Herr von Serigny, damals unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten, bei Gelegenheit eines herrlichen Bildes, welches Castrains ausgestellt hatte, von Kindern sprach.

Die Fürstin warf mir sogleich einen flüchtigen Blick zu und beklagte sich darüber, daß ihre Tochter sich ohne Zweifel hier nicht heimisch fühle, weil sie seit ihrer Ankunft in Paris traurig und leidend sei; „keine Zerstreuung", sagte sie, „vermöchte sie ihrer Melancholie zu entreißen, weder Spiele noch Spaziergänge in dem großen Garten des Hotels."

„Aber, Durchlaucht," sagte ich zu der Fürstin, und ich hoffte, verstanden zu werden, „sollten Sie Ihre Prinzeß Tochter nicht vielleicht lieber nach den Tuilerien schicken? Sie würde dort ohne Zweifel viel Gefährtinnen ihres Alters finden und durch deren Heiterkeit gewiß zerstreut werden."

Ein Blick der Fürstin verrieth mir, daß ich verstanden sei; denn sie erwiederte sogleich sehr lebhaft:

„Mein Gott, Sie haben Recht, mein Herr, und ich bin in Verzweiflung, daran nicht eher gedacht zu haben. Gleich morgen will ich meine Tochter nach den Tuilerien schicken, wo sie sich gewiß so sehr gefällt, daß ich sie schon im Voraus als geheilt betrachten darf."

Dieser geheimnißvolle Austausch der Gedanken machte mich glücklich, denn ich sah, daß das Herz der Fürstin das meinige verstand.

Neue Besuche unterbrachen das Gespräch, der Kreis ver-

größerte sich und ich stand auf, um mit einigen mir bekannten Damen zu sprechen.

„Mein Gott," sagte Frau von ***, „Herr von Pommerive hier? Geht denn der Mensch überall hin?"

In der That sah ich Pommerive eintreten, etwas weniger unverschämt als gewöhnlich, und mit langsamen Schritten dem Geschäftsträger eines kleinen deutschen Hofes folgend, der ihn ohne Zweifel zu der Fürstin Fersen führte.

„Das ist eine Vorstellung," sagte Frau von *** zu mir.

„Wenn man gerecht wäre," entgegnete ich, „so sollte es lieber eine Ausstellung sein."

„Wie kann aber nur die Fürstin Fersen einen so boshaften und spottsüchtigen Menschen so freundlich empfangen?" fuhr Frau von *** fort.

„Ohne Zweifel, um die Ohnmacht seiner Verläumdungen zu beweisen," entgegnete ich.

Pommerive verneigte sich tief vor der Fürstin, folgte dann wieder dem Geschäftsträger, und Beide suchten den Fürsten Fersen auf.

Einige Minuten später stand ich Pommerive gegenüber.

„Ei, Sie hier?" rief er aus.

Dieser Ausruf war so lächerlich unverschämt, daß ich ihm antwortete:

„Wenn ich weniger artig wäre, Herr von Pommerive, so würde ich mich darüber wundern, Sie hier zu finden."

„Ich — ich wundere mich darüber gar nicht," sagte Pommerive mit einer unverschämten Sicherheit, welche er theils seinem Alter verdankte, theils einem Rufe cynischer Feigheit, mit der er, wie ich zu sagen vergaß, Parade machte. „Ich erwartete Sie nicht zu sehen, das ist Alles. Aber hören Sie —"

Dann nahm er mich beim Arm, und fragte, indem er mich in eine Fenstervertiefung zog:

„Kennen Sie den Fürsten Fersen genau?"

Ungeachtet des Widerwillens, welchen Pommerive mir einflößte, war ich neugierig, zu wissen, ob die Welt von meiner Reise mit dem Fürsten Fersen unterrichtet sei. Pommerive aber, der kein Gerücht fallen ließ, so wichtig oder so unwichtig es auch sein mochte, konnte mich in diesem Punkte vollkommen aufklären.

„Ich kenne ihn eben so wenig als Sie," entgegnete ich daher.

„Dann kennen Sie ihn sehr genau," antwortete er prahlerisch.

„Wie so?"

„Ganz gewiß! Ich habe gestern mit ihm dinirt, und zwar ganz abscheulich dinirt, bei dem Baron von ***, dem *** Geschäftsträger, der mich eben in seinem Wagen hierher gebracht hat. Und in was für einem Wagen! Einem abscheulichen Melonenkasten. — Uebrigens scheint der Wagen absichtlich dazu gemacht zu sein, seine Diners verdauen zu helfen, so sehr stößt er. Ich bin überzeugt, der Kerl sammelt an dem, was er für die Mahlzeiten bezahlt, die Aussteuer für seine sechs Ungethüme von Töchtern. — Daran thut er übrigens wohl, denn wer Teufel würde seine Mädchen ohne Aussteuer nehmen. — Aber kommen wir wieder auf den Fürsten."

„Das ist ein großes Unglück für ihn, Herr von Pommerive."

„O, keineswegs! Ich schone ihn, den lieben Fürsten, denn er weiß mich zu schätzen, und ich habe eben mit ihm den Tag unserer Arbeit verabredet."

„Und welcher Arbeit, Herr von Pommerive? Kann man, ohne unbescheiden zu sein, dieses diplomatische Geheimniß kennen lernen?"

„O, das ist ganz einfach: er hat den filzigen Baron gefragt, — hier schob Pommerive eine Parenthese ein, um einer neuen Bosheit Raum zu geben —

„Ah, apropos, was den filzigen Baron betrifft: sollten Sie wohl glauben, daß bei seinen abscheulichen Diners eine Art von Haushofmeister ein einziges Mal die Runde um den Tisch macht und dabei eine unglückselige Flasche Champagner in die Arme klemmt, wie eine Amme ihren Säugling, indem er sehr schnell sagt und noch schneller vorübergeht: Der gnädige Herr trinken keinen Champagner; aber nicht etwa mit dem Tone der Frage, sondern vielmehr mit dem der Bejahung."

„Ei, sehen Sie doch, was die Interpunction für einen Unterschied macht, Herr von Pommerive! — Aber kommen wir wieder auf den Fürsten."

„Gut also! Der Fürst hat den Baron gebeten, ihm Je-

mand von zuverlässigem und gebildetem Geschmack zu empfehlen, der mit ihm eine Art theatralischen Cursus durchmachen und ihn über die verschiedenen Schauspieler unterrichten könnte, und der Baron hat so viel gesunden Menschenverstand gehabt, dazu mich zu bezeichnen."

„Ah, ich verstehe!" sagte ich. „Sie sollen dem Fürsten Fersen als dramatischer Cicerone dienen?"

„Das ist es in der That, aber unter uns, ich finde diesen theatralischen Geschmack für einen Mann, wie der Fürst ist, außerordentlich lächerlich. Nach dieser Probe zu urtheilen, muß der Herr von Fersen ein ziemlich unbedeutender Mensch sein. Ich wundere mich daher auch nicht, wenn man sagt, daß seine Frau alle diplomatischen Geschäfte besorgt. Sie sieht übrigens ganz so aus wie eine Haustyrannin, hart und trocken. Und überdies, sagt man, soll sie eine 36karäthige Tugend haben. Nun, was kümmert mich ihre Tugend? Ich mache sie ihr nicht streitig, obgleich darüber nur Eine Stimme ist. Es ist staunenerregend!"

„Es giebt etwas noch weit Staunenswürdigeres, Herr von Pommerive."

„Und was denn, mein lieber Graf?"

„Daß nicht irgend ein Ehrenmann den Muth hat, dem Fürsten Fersen Wort für Wort alle die Unverschämtheiten zu wiederholen, die Sie sich über ihn erlaubt haben, damit er Sie aus seinem Hause jage."

„Parbleu, es wird ihm wahrlich Niemand wiederholen, was ich über ihn sage! Darauf rechne ich wohl, und geschähe es auch, so würde ich deshalb doch nicht widerrufen."

„Sie rühmen sich dessen, Herr von Pommerive?"

„Ja, ich rühme mich! Das hindert nicht, daß man einmal Verpuis hinterbracht hat, — Sie kennen doch Verpuis, der so sehr zum Zweikampf geneigt ist — ich hätte von ihm gesagt, er besäße nur den Muth der Dummheit. Verpuis kam also mit seinem klopffechterischen Wesen auf mich zu und fragte mich in Gegenwart von zwanzig Personen: Haben Sie das gesagt, mein Herr? Ja oder nein? — Nein, mein Herr, antwortete ich ihm eben so klopffechterisch, ich habe im Gegentheil gesagt, Sie hätten nur die Dummheit des Muthes."

„Sie haben ihm das nicht gesagt, Herr von Pommerive!"

„Der Beweis dafür ist, daß er mir einen Fußtritt versetzte.

Ich sagte ihm darauf, er müßte sehr erbärmlich sein, weil er Jemand beleidigte, der sich nie schlüge, und er hat das für sich behalten."

Diese unedle Prahlerei der Feigheit empörte mich, denn Pommerive war noch nicht ganz zu dem Grade der Gemeinheit herabgesunken. Ich wendete ihm daher den Rücken, allein ich kam dadurch noch nicht von ihm los.

„Sie werden eine Ihrer alten Flammen wiedersehen," sagte er, „die niedliche kleine Frau von V***, in welche Herr von Serigny, unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zum Rasendwerden verliebt ist. Man sagt in der That, er sei zum Anschmieden reif, seitdem er sich in die verteufelte kleine Person verliebt hat. Er weiß nicht mehr, was er sagt, noch was er thut. Man müßte daher auch über diesen diplomatischen Seladon vor Lachen sterben, wenn er nicht so viel Mitleid einflößte. Aber da ist er; ich muß ihn bitten, meine Empfehlung für meinen Neffen nicht zu vergessen; vorausgesetzt jedenfalls, daß seine lächerliche Liebe ihn nicht um das Gedächtniß gebracht hat, wie um den Verstand."

Der unverschämte Mensch ging, um den Herrn von Serigny mit tiefen Complimenten zu begrüßen.

In diesem Augenblicke meldete man Frau von V***.

Ich hatte sie seit meiner Rückkehr nach Paris nicht gesehen. Ich fand sie, so zu sagen, verjüngt, so viel Frische, Niedlichkeit und Glanz hatte diese thörichte Physiognomie.

Frau von V*** kleidet sich auf ihre eigene Weise, aber ohne irgend etwas Auffallendes oder Verschrobenes, und stets mit dem ausgesuchtesten Geschmack.

Der Minister, der sich von Herrn von Pommerive frei gemacht hatte, folgte mit besorgtem und eifersüchtigem Blick den zahlreichen Grüßen, welche Frau von V*** mit ihrer beweglichen Koketterie nach allen Richtungen erwiederte. Endlich schien er sich etwas zu beruhigen, als er Frau von V*** zwischen Lady Bury und einer andern Frau sitzen sah.

Herr von Serigny, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, von unbedeutendem und etwas vernachlässigtem Aeußern. Er affectirte ein etwas barsches Wesen, ein unüberlegtes Sich-gehen-lassen, welches berechnet war, aber ihm, wie man sagte, bei den Geschäften stets wesentlich genutzt hatte. Es war ein

Mann von gewandtem, von feinem Geiste, aber in der Welt machte er diesen Geist selten geltend: seine große Ueberlegenheit ging aus seinem Schweigen hervor, sowie der ganze Ausdruck seiner Physiognomie sich auf sein Lächeln beschränkte. Dieses Schweigen und dieses Lächeln commentirten, completirten und interpretirten eins das andere, und wußten wechselsweise so bewunderswerth schmeichelhaft, ironisch, boshaft oder zerstreut zu sein, daß diese stumme Sprache in der That eine große Bedeutsamkeit gewann.

Eifersüchtig bis zum Uebermaß, war seine Leidenschaft für Frau von V*** in der That von der höchsten Heftigkeit, wenigstens nach der Behauptung der Welt, deren treues Echo Pommerive war.

Wenn ein Mann von dem Alter, dem Charakter und der Stellung des Herrn von Serigny sich ernsthaft in eine so leichtfertige und kokette Frau verliebt, wie Frau von V*** war, so muß sein verliebtes Leben eine lange Marter sein.

Ich wollte Herrn von Serigny in seinem Märtyrerthume sehen, trat daher an die Coseuse, auf welcher Frau von V*** saß, und begrüßte sie.

Ich kannte die Lebhaftigkeit ihres Wesens, und war auf den Ausbruch einer freundschaftlichen Dankbarkeit gefaßt. Ich hatte ehedem die Bedingungen zurückgewiesen, unter denen ich bei ihr glücklich sein konnte; aber ich verließ sie unter den freundschaftlichsten Verhältnissen und hielt alles Das, was zwischen uns vorgefallen war, sehr geheim; Frau von V*** aber, die sich unglücklicherweise sehr oft der Gefahr ausgesetzt hatte, wenig geschont zu werden, mußte mir für meine Zurückhaltung gewiß Dank wissen.

In der That hatte sie kaum meine Stimme gehört, als sie sich rasch umdrehte, mir die Hand reichte und mit ihrer gewöhnlichen Zungengeläufigkeit ausrief:

„Welche herrliche Ueberraschung! Wie glücklich macht es mich, Sie wiederzusehen! Sind Sie denn aus den Wolken herabgefallen, daß man nichts von Ihrer Rückkehr wußte? Und ich habe Ihnen so viel Dank abzustatten! Aber geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns irgend eine einsame Ecke im benachbarten Salon aufsuchen, denn Sie wissen gar nicht, wie viel ich Ihnen zu sagen habe."

Damit stand sie auf, drängte sich durch die Menge, welche

um die Coseuse umherstand, nahm meinen Arm und verließ mit mir den Salon, um in einen andern zu gehen, in dem fast kein Mensch war.

An der Thüre dieses Zimmers standen die Fürstin Fersen und Herr von Serigny.

Frau von V*** hatte in allen Dingen ein so compromittirendes Benehmen, daß bei ihr nichts unbedeutend war; während des kurzen Weges von einem Zimmer in das andere fand sie daher auch Mittel, sich durch die Ziererei bemerkbar zu machen, mit der sie mir in das Ohr flüsterte, wobei sie sich von Zeit zu Zeit durch ein lautes Gelächter unterbrach.

In dem Augenblick, als wir vor der Fürstin Fersen vorbeigingen, warf mir diese, durch das lärmende Wesen der Frau von V*** verwundert, einen Blick zu, der mir unruhig und fragend vorkam.

Der Minister maß mich verdrießlich vom Kopf bis zu den Füßen, erröthete ein wenig, nahm sein freundlichstes Lächeln an und sagte mit kokettem Wesen zu der Frau von V***, ohne von der Fürstin gehört zu werden:

„Sie werden dort drinnen eine Colonie von Bewunderern gründen, die bald beträchtlicher sein wird, als das Mutterland.“

„Besonders, wenn Sie sich nicht mit der Leitung derselben befassen,“ erwiederte die Frau von V*** mit ausgelassenem Gelächter. Dann fügte sie zu mir leise hinzu: „Gestehen Sie, daß nichts so sehr geneigt ist, einen Menschen dumm zu machen, als die Liebe. Herr von Serigny ist ein Mann von Geist, und doch hören Sie, wie er spricht! Ist es denn wirklich schmeichelhaft, ein Gefühl einzuflößen, welches sich unter dem Vorwande, daß es aufrichtig ist, so albern ausdrücken darf?“

Mit diesen Worten setzte sie sich an einen Tisch, auf welchem eine Menge Albums lagen, ich nahm an ihrer Seite Platz und wir plauderten.

Während dieser Unterhaltung traf ich ein- oder zweimal auf die Blicke der Fürstin Fersen, welche die Augen schnell abwendete, wenn sie meine Aufmerksamkeit gewahrte.

Herr von Serigny beobachtete Frau von V*** fortwährend und schien auf der Tortur zu liegen.

Eine Dame ging vorüber; die Fürstin nahm ihren Arm und trat wieder in den Salon.

Der Minister wollte ohne Zweifel zu uns treten, als er durch den Baron von *** zurückgehalten wurde, der nach Pommerive's Aeußerung von den Ersparnissen bei seinen Mahlzeiten eine Ausstattung für seine Töchter sammelte.

Ich weiß nicht, ob die Angelegenheiten, mit denen er Herrn von Serigny unterhielt, sehr wichtig waren, aber ich zweifle, daß der Minister ihm eine große Aufmerksamkeit widmete, so sehr war er damit beschäftigt, Frau von V*** zu beobachten.

„Ei," sagte ich zu dieser, „es ist also wahr, daß Sie in Ihren allerliebsten Armen das Geschick von Europa halten? Die Herrschaft der souverainen Frauen und der Sclaven-Minister soll also zurückkehren? Welch ein Glück! Das riecht eine Stunde lang nach Rococo und ist sehr geschmackvoll. Sehen Sie, in diesem Augenblicke z. B. scheinen Sie mir das Geschick des Großherzogthumes *** in Verwirrung zu bringen, denn der Geschäftsträger dieses armen Hofes scheint mit seinen Gründen zu Ende zu sein, und der Minister sieht ihn an, als spräche er türkisch."

„Machen wir ein für allemal diesen traurigen Gegenstand der Unterhaltung ab," sagte Frau von V*** sehr lebhaft, „kommen wir dann nicht wieder zurück."

„Nun gut, ja, Herr von Serigny beschäftigt sich hartnäckig mit mir, ich weise seine Aufmerksamkeiten nicht zurück und bin sehr kokett für ihn, weil ich nichts amüsanter finde, als einen Mann zu beherrschen, der eine so hohe Stellung einnimmt; und dann, da man mir eben so viel Einfluß auf ihn zutraut, als ihm Vertrauen in mich, können Sie sich keinen Begriff von den Schlingen machen, die das diplomatische Corps mir legt, um mich zum Sprechen zu bringen. Um mich zu zerstreuen, mache ich zuweilen die abgeschmacktesten halben Vertraulichkeiten. Doch, Sie sehen, daß im Grunde genommen das Alles kaum für die Zerstreuung einer Pensionärin gelten kann. Das ist meine Beichte; absolviren Sie mich daher, wenigstens aus Mitleid, denn Herr von Serigny ist eine sehr langweilige Sünde. Jetzt erzählen Sie mir Ihrerseits etwas von Ihren Reisen, Ihren Abenteuern, Ihren Liebschaften, und ich will sehen, ob ich Sie auch absolviren kann."

„Um Ihre Sprache zu reden, gestehe ich Ihnen zunächst, daß meine größte Sünde ist, Sie noch immer zu lieben."

„Hören Sie," sagte Frau von V***, indem sie plötzlich Ton, Wesen, Physiognomie änderte, indem sie eine Feierlichkeit annahm, die ich an ihr noch nicht kannte: „Sie haben sich gegen Frau von Pënâfiel edel benommen; sie war tausendmal mehr werth, als ich; ich haßte sie, ich beneidete sie vielleicht, denn sie verdient Ihre Liebe! Ich habe von Ihnen eine Nichtswürdigkeit gefordert, um sie zu verderben, aber Sie wiesen mich zurück. Für Sie war nichts einfacher als das. Aber den schmachvollen Antrag, den ich ohne Erröthen machte, haben Sie geheim gehalten; Sie haben sich dieser Waffe nicht bedient, eine Frau zu treffen, die von aller Welt angegriffen wird, weil sie es vielleicht verdient. So wahr daher, als ich eine Thörin bin, werde ich nie in meinem Leben vergessen, wie gut und großmüthig Sie sich bei dieser Gelegenheit gegen mich gezeigt haben!"

Frau von V*** sah mich voll Rührung an, und ich erblickte einen Augenblick eine Thräne in ihren großen Augen, die für gewöhnlich so heiter und so ausdrucksvoll waren.

Ich war anfangs versucht, diese Thränen für eine klug berechnete Wirkung des Blickes zu halten; aber der Geist dieser Frau war so beweglich, so wechselnd, daß ich an die Aufrichtigkeit dieser vorübergehenden Rührung glaubte. Ich wurde davon ergriffen, aber da bei ihr das Gefühl nur eine Zufälligkeit sein konnte, antwortete ich:

„Ich that für Sie, was jeder galante Mann gethan haben würde; aber thun Sie für mich wenigstens etwas Verdienstliches und lieben Sie mich aufrichtig nach Ihrer Weise, als Kokette, als Ausgelassene, als Ungetreue, wenn Sie wollen, und ich werde Ihnen nachahmen. Da man nie liebenswürdiger ist, als wenn man Verzeihung für begangenes Unrecht erhalten muß, können wir unserer gegenseitigen Reize stets gewiß sein. Nichts kann köstlicher sein; wir vertrauen uns treulich unsere Untreue und betrügen uns auf die rechtschaffenste Weise von der Welt!"

„Herr Arthur," entgegnete mir Frau von V*** noch immer sehr ernst, im Tone der Rührung, fast der innigen Ergriffenheit, „ich will Ihnen etwas sagen, was jedem Andern als Ihnen sehr unpassend und sehr unbegreiflich erscheinen würde; aber bedenken Sie und glauben Sie mir: — Ich ehre Sie zu sehr — ich liebe Sie zu sehr — um Sie jemals für

einen Nachfolger des Herrn von Serigny gelten lassen zu wollen."

Unwillkürlich wurde ich durch den Ausdruck ergriffen, mit welchem Frau von V*** diese Worte sprach.

Aber ihr gefühlvoller Ton währte nur kurze Zeit, denn bald antwortete sie mit ihrer gewöhnlichen Bosheit und Ausgelassenheit auf die Galanterien des Ministers, der sich mit großer Mühe von dem Baron *** losgemacht hatte und zu uns getreten war.

Da mir nichts daran lag, bei der Unterredung der Dritte zu sein, stand ich auf. Frau von V*** sagte zu mir: „Vergessen Sie nicht, daß ich alle Donnerstag Morgen zu Hause bleibe, damit Sie mich nie an diesem Tage besuchen, welcher das Vorrecht der Langweiligen ist; wenn aber an den übrigen Tagen Ihre Dinge Ihnen einen Augenblick frei lassen, so vergessen Sie eine alte Freundin nicht zu sehr; Sie werden mich Morgens ziemlich häufig finden und sogar Abends zuweilen, vor meiner Toilette zur prima sera." Diese Worte noch mit dem anmuthigsten Lächeln begleitend, stand sie auf, nahm den Arm des Herrn von Serigny und sagte zu diesem: „Ich möchte eine Tasse Thee trinken, denn mich friert."

„Ich stehe zu Ihrem Befehl, gnädige Frau," sagte der Minister, welcher sehr geschickt sein zerstreutes und gleichgültiges Lächeln angenommen hatte, während Frau von V*** mich zu sich einlud.

In den großen Salon zurückgekehrt, suchten meine Augen nach der Fürstin Fersen; ich begegnete ihrem Blicke, der mir strenge zu sein schien.

Ich ging nach Hause.

Als ich mich nicht mehr unter dem Zaubereinflusse des niedlichen Gesichtes der Frau von V*** befand und die kühne Leichtigkeit derselben mit dem ernsten und anmuthsvollen Lächeln der Fürstin Fersen verglich, die innige Achtung, die ehrfurchtsvolle Zurückhaltung der Männer gegen diese mit ihrem zwanglosen Benehmen gegen Frau von V***, empfand ich immer mehr und mehr, wie mächtig die Verführung der Tugend ist, und fühlte daher meine Liebe zu Catharinen noch mehr gesteigert.

Ich war entzückt durch die Hoffnung, Irene am nächsten Tage in den Tuilerien zu finden und von der Fürstin Fersen

so gut verstanden worden zu sein. Und dann schien es mir auch — oder war es nur eine Täuschung der Liebe? — als sei die Fürstin über mein langes Sprechen mit Frau von V*** beinahe traurig.

Sechstes Kapitel.

Die Tuilerien.

Ich erwartete mit der größten Ungeduld die Stunde, in die Tuilerien zu gehen, um dort Irene zu sehen.

Ich verband tausend Gedanken mit der Gegenwart und der großmüthigen Ergebenheit dieses Kindes, welches, noch duftend von den Küssen der Mutter, zu mir kam, und ohne Zweifel von tausend geheimen Wünschen für mich begleitet.

Gegen ein Uhr sah ich trotz des leichten Herbstnebels Irene mit ihrer Gouvernante kommen, einer vortrefflichen Frau, welche auch die Fürstin Fersen erzogen hatte.

Für gewöhnlich, in Toulon und Lyon z. B., wo wir einige Tage Halt gemacht hatten, mußte eine Kammerfrau der Fürstin, der ein Livréebediente folgte, Irene spazieren führen.

Ich sah mit Vergnügen, daß die Fürstin diesmal ohne Zweifel die Nothwendigkeit erkannt hatte, diese Rendezvous geheim zu halten, weil sie ihre Tochter nur der Gouvernante anvertraute, deren Anhänglichkeit und Zuverlässigkeit sie kannte.

Die Thränen traten mir in die Augen, als ich sah, wie verändert Irene war. Ihr herrliches Gesichtchen war blaß und leidend. Es hatte nicht mehr die gewöhnliche zarte und rosige Bläße, sondern eine krankhafte; ihre großen Augen waren eingesunken, ihre Wangen, sonst so fest und rund, an den Backenknochen hervorspringend.

Irene bemerkte mich nicht sogleich; sie ging neben ihrer Gouvernante her, den hübschen Kopf traurig gesenkt, die Arme herabhängend, und stieß mit dem Fuße die welken Blätter von sich, welche die Allee bedeckten.

„Guten Tag, Irene,“ sagte ich.

Kaum hatte sie den Klang meiner Stimme gehört, als sie einen gellenden Schrei ausstieß, sich in meine Arme warf, die Augen schloß und ohnmächtig wurde.

Eine Bank stand ganz nahe; ich trug sie mit Hülfe ihrer Gouvernante, der Madame Paul, dahin.

„Ich fürchtete diese Erschütterung, Herr Graf," sagte die gute Frau. „Zum Glück habe ich flüchtiges Salz mitgebracht. Das arme Kind! Es ist so nervös!"

„Sehen Sie, sehen Sie," sagte ich, „die Röthe kehrt auf ihre Wangen zurück; ihre Hände sind weniger kalt; sie kömmt zur Besinnung."

Als die Krisis vorüber war, richtete Irene sich in der That auf, und sobald sie saß, hing sie sich an meinen Hals und weinte stillschweigend große Thränen, die ich auf meiner Wange brennen fühlte.

„Irene, Irene, mein Kind," sagte ich, „weinen Sie nicht so; ich werde Sie täglich sehen."

Ich drückte ihre Hände und suchte ihren Blick.

Da richtete sie sich empor, und durch einige eigenthümliche Kopfbewegungen voll Anmuth und Lebendigkeit warf sie die vollen Haarringeln zurück, welche ihre in Thränen gebadeten Augen verbargen. Dann einen ihrer langen, forschenden, durchbohrenden Blicke auf mich richtend, sagte sie:

„Ich glaube Ihnen; Sie werden mich hier aufsuchen, nicht wahr, weil Sie nicht in unser Haus kommen können?"

„Ja, Prinzessin Irene," sagte die Gouvernante, „der Herr Graf wird Sie täglich sehen, aber nur, wenn Sie ihm versprechen, verständig zu sein, nicht zu weinen, und zu thun, was Ihnen der Arzt vorschreibt."

„Ohne Zweifel, mein Kind, denn sonst sehen Sie mich nicht wieder," fügte ich sehr ernst hinzu.

„Sonst sehen Sie den Herrn nie wieder," wiederholte Madame Paul in strengem Tone.

„Aber, Paul," rief Irene, indem sie mit allerliebstem Zorne den Fuß stampfte, „Sie wissen ja, daß ich jetzt nicht mehr weinen werde, daß ich nicht mehr krank bin, weil ich ihn alle Tage sehe."

Die gute Gouvernante sah mich gerührt an. Ich umarmte Irene lebhaft und sagte dann: „Aber erklären Sie mir doch,

mein Kind, weshalb Sie so-viel Vergnügen daran finden, mich zu sehen."

„Ich weiß es nicht," erwiederte sie, indem sie die Achseln zuckte und mit einem reizenden Ausdrucke naiver Unwissenheit den Kopf schüttelte. „Wenn Sie mich ansehen, muß ich zu Ihnen gehen; Ihre Augen ziehen mich an, und wenn Sie mich dann nicht mehr betrachten, fühle ich mich hier bedrückt!" — Dabei legte sie die Hand auf das Herz. — „Und dann während der Nacht sehe ich Sie im Traume mit den Engeln bei mir, dort oben." — Dabei erhob sie ihre kleinen Finger und ihre großen Augen mit Feierlichkeit gen Himmel. Endlich fügte sie mit einem Seufzer hinzu: „Und dann sind Sie so gut, wie Iwan war."

Ich konnte mich des Bebens nicht erwehren.

Madame Paul, die ohne Zweifel von dem Geheimnisse unterrichtet war, rief aus: „Bedenken Sie doch, was Ihre Frau Mutter Ihnen gesagt hat."

Aber in ihre Gedanken versunken, schien Irene die Bemerkung ihrer Gouvernante nicht gehört zu haben und fuhr fort:

„Nur wenn ich von Iwan und den Engeln träumte, sah ich dort oben nie meine Mutter; seitdem ich aber von Ihnen träume, ist meine Mutter stets bei uns, und ich habe ihr auch das gesagt, meiner Mutter;" setzte sie ernst hinzu.

Madame Paul blickte mich wieder an, brach in Thränen aus und rief:

„Ach, mein Herr, ich fürchte so sehr, daß dieses Kind nicht am Leben bleibt. Sie ist von einer Schönheit, einer Ernsthaftigkeit, welche eben so wie ihre Ideen und ihr Charakter weder für ihr Alter noch für diese Welt passen. Sollten Sie wohl glauben, daß sie, ausgenommen gegen die Frau Fürstin, gegen Sie und mich, nie mit irgend einem Menschen von dem spricht, was sie Ihnen eben sagte? Die Frau Fürstin hat ihr empfohlen, nicht zu sagen, daß sie Sie hier treffen würde, und ich bin überzeugt, sie wird nie davon sprechen. — Ach, gnädiger Herr, ich bitte den Himmel täglich, daß er uns das Kind erhalten möge."

„Er wird es erhalten, glauben Sie mir! Die stillen und nachdenkenden Kinder sind stets träumerisch und etwas exaltirt; dabei ist nichts zu verwundern; beruhigen Sie sich. — Adieu jetzt, Irene, und Sie, Madame Paul, versichern Sie die Fürstin

Fersen meiner Ehrfurcht und sagen Sie ihr, wie dankbar ich für das Versprechen bin, hier täglich meine kleine Freundin zu sehen."

„Auf morgen also, Irene;" und dabei umarmte ich sie zärtlich.

„Auf morgen," sagte das Kind mit einem ernsten, melancholischen Lächeln. — Dann hüllte ihre Gouvernante sie in den Pelz, und sie ging, aber nicht ohne sich noch mehrmals umzuwenden und mir mit der Hand ein Lebewohl zuzuwinken.

— — — — — — — — — — — — —

Abergläubisch, wie ich bin, durch meine Liebe für Catharina zu zärtlichen und exaltirten Trieben geneigt, hatte diese Unterhaltung in mir die widersprechendsten Gefühle aufgeregt, zugleich finstere und strahlende, grausame und beglückende Gefühle.

Ich war glücklich, denn die merkwürdigen Vorhersagungen des Kindes, welche es seiner Mutter wiederholte, mußten, wenn Catharina mich liebte, mich ihrem Herzen täglich zurückrufen, und es war die Stimme ihres Kindes, ihres angebeteten Kindes, welches meinen Namen beständig wiederholte.

Und dann die verhängnißvolle, auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Tode Iwan's und dem Geschicke, das mich erreichen konnte, mußte dies nicht lebhaft auf die Einbildungskraft der Fürstin Fersen einwirken und ihr Interesse für mich steigern? Wußte sie nicht endlich noch, wenn sie mich jetzt nur wenig sah, daß diese Zurückhaltung ein grausames Opfer sei, welches ich mir ihretwegen auferlegte?

Zu andern Zeiten aber, und ich gestehe diese Schwäche, erschütterte mich unwillkürlich die Hartnäckigkeit, mit der Irene bei ihren Prophezeihungen stehen blieb.

Ich empfand eine Art von Schwindel, von fürchterlichem Zauber, den ähnlich, welcher einen wider Willen zwingt, in den Abgrund hinabzublicken, an dem man steht. — — — —

Wenn das Wetter nicht zu kalt oder regnerisch war, führte die Gouvernante Irenens mir das Kind täglich zu.

Allmähig wurde dessen Gesundheit wieder blühend.

Ungefähr 14 Tage nach unserer ersten Zusammenkunft überbrachte mir Irene ein großes Bouquet Rosen; sie sagte mir dabei, sie kämen von ihrer Mutter, wären aber leider nicht so schön, wie die Rosen von Chios.

Dieses Zeichen der Erinnerung Catharinens entzückte mich, denn ich hatte in der That mit Enthusiasmus dieser schönen Rosen gegen sie erwähnt.

Seitdem brachte Irene mir täglich Rosen; und dann sagte sie mir auch jeden Tag ganz leise und mit geheimnißvollem Wesen, ohne sich je in irgend etwas zu irren, was ihre Mutter den Abend vornehmen würde, sei es nun, daß sie an den Hof, in Gesellschaft oder in das Theater ging.

Durch diese liebenswürdige Zuvorkommenheit der Fürstin Fersen gelang es mir oft, mit ihr zusammenzutreffen. Ihre Soiréen besuchte ich regelmäßig; so sah ich sie beinahe jeden Abend; aber da ich mich vor der Welt darauf beschränkte, sie ehrfurchtsvoll zu grüßen und nur einige Worte der Artigkeit mit ihr zu wechseln, blieb unser Zusammentreffen unbemerkt.

Ein- oder zweimal machte ich ihr auch einen Morgenbesuch, aber zufällig oder vielmehr in Folge der allgemeinen Huldigungen, deren Gegenstand sie war, fand ich sie nie allein.

Ich hätte sie bitten können, mir eine Zusammenkunft zu gewähren, und sie würde sie mir gewiß nicht versagt haben, aber treu dem Plane meiner Aufführung, wollte ich sie darum noch nicht bitten.

Und vergalt nicht überdies ein Lächeln, ein Blick, den wir unter der Menge geheimnißvoll austauschten, hinlänglich meine Zurückhaltung und meine Bescheidenheit?

Und ich würde das auffallendste Entgegenkommen für die leiseste Gunst hingeben, die Allen unbekannt bliebe! — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ungeachtet des täglichen Verkehres, den ich durch die Vermittlung Irenens mit der Fürstin Fersen unterhielt, ungeachtet unseres Austausches von Blumen, denn täglich brachte auch ich Irenen ein Bouquet, welches ihre Mutter Abends trug, ahnete Niemand diese reizende Vertraulichkeit.

Größerer Vorsicht wegen sah ich Irene wechselsweise in den Tuilerien, in Luxembourg, in Mousseaux oder auf den Boulevards, und aus Furcht, Aufmerksamkeit zu erwecken, bediente ich mich bei diesem Rendezvous nicht meiner eigenen Pferde.

Ich hüllte mich stets in einen Mantel, kurz, ich fand ein Gefallen daran, diese Zusammenkünfte eben so geheimnißvoll zu

machen, als wäre der Gegenstand derselben die Fürstin Fersen selbst gewesen.

Es war eine Thorheit, aber ich erwartete die Stunde, das unschuldige und unbefangene Kind zu sehen, mit einer verliebten, unruhigen, glühenden Ungeduld; ich zählte die Minuten, die Secunden, ich fürchtete und hoffte wechselsweise, kurz, ich fühlte alle hinneigenden und entzückenden Qualen der leidenschaftlichen Liebe.

Es drängte mich aber auch so sehr, jedes Wort Irenens zu deuten, um darin den geheimen Gedanken ihrer Mutter zu suchen und zu errathen! — Und wenn ich diesen Gedanken oft auf zärtlichere Weise auslegen zu dürfen glaubte, als gewöhnlich, kehrte ich, ein Paradies im Herzen, zu meiner Wohnung zurück.

Unerschöpfliche Schätze einer keuschen und wahren Liebe! Die Weisen, die Atheisten und die starken Geister in der Liebe werden Euch ohne Zweifel verspotten, und ich selbst hätte vor meinem Aufenthalte in Chios Euren ganzen Reiz nicht zu erkennen vermocht. — — — — — — — — —

Ich war also verliebter als je.

Durch den seltenen Verein ihrer Eigenschaften gewann die Fürstin Fersen täglich ein größeres Gewicht in der Welt; die Verleumdung selbst bewunderte, lobte sie übermäßig, ohne Zweifel, um sich dadurch einen Schein der Unparteilichkeit zu geben, welcher ihre andern Beschuldigungen um so gefährlicher machen mußte.

Meine Zusammenkünfte mit Irenen währten ungefähr seit drei Wochen fort.

Eines Abends, bei einer Soirée der Fürstin Fersen, sagte mir der Fürst im Vertrauen:

„Die feine, leichte Luft von Paris ist den ernsten Ideen tödtlich; die flüchtigen Vergnügungen der Welt tragen den Sieg über die Vernunft davon. Sollten Sie wohl glauben, daß die Gattin Cäsars gegen das Wohl des Reiches sehr gleichgültig wird? Mit Einem Worte, sollten Sie wohl glauben, daß die Fürstin Fersen die größte Gleichgültigkeit gegen die Politik zeigt? Begreifen Sie davon etwas?"

Dieses Symptom mit der Ungeduld oder Unruhe in Verbindung bringend, welche Catharina nach meiner Unterredung

mit der Frau von V*** zeigte, beschloß ich, meine Beobachtungen weiter zu treiben.

Am nächsten Tage traf ich auf einem Balle des englischen Gesandten, auf dem sich auch die Fürstin Fersen befand, die Frau von V***.

Den ganzen Abend beschäftigte ich mich eifrig mit ihr; ich beobachtete die Physiognomie der Fürstin, aber sie war empfindungslos.

Am nächsten Tage fürchtete oder hoffte ich vielmehr, daß Irene zu der gewöhnlichen Stunde nicht kommen würde, oder doch wenigstens ohne Bouquet; ich hätte in dieser Veränderung einen Beweis des Unwillens oder der Eifersucht der Fürstin gesehen; aber Irene und das Bouquet kamen wie gewöhnlich.

Gereizt durch diese Gleichgültigkeit, wollte ich mich überzeugen, ob sie wirklich sei, und zugleich die Meinung der Welt vollkommen verlocken; ich beharrte deshalb dabei, der Frau von V*** die größte Aufmerksamkeit zu beweisen.

Diese war entzückt darüber, den Minister auf die Tortur zu spannen und ihn stets bange und aufgeregt zu erhalten, und ermuthigte mich daher aus allen Kräften.

Sie nannte dieses Benehmen grausamer Koketterie: Holz in das Feuer werfen.

Auf die Gefahr hin, für ein Stück Holz zu gelten, würde du Pluvier gesagt haben, nährte ich die verzehrende Eifersucht des Ministers so gut, daß Frau von V*** und ich nach acht bis zehn Tagen dieser Art von Kurmacherei gewaltig compromittirt waren; man nahm es allgemein als abgemacht und erwiesen an, daß die Herrschaft oder vielmehr die Sclaverei des Ministers beendigt sei.

Ich bemerkte den Ernst dieser lächerlichen Gerüchte an dem freundlichen, höflichen und vertraulichen Wesen dieses Ministers, welcher viel zu sehr Weltmann war, um kalt oder mürrisch gegen den muthmaßlichen Nebenbuhler zu erscheinen.

Diese Entdeckung klärte mich über das Unbesonnene meines Betragens auf, welches die Fürstin Fersen, wenn sie mich wirklich liebte, nicht nur sehr betrüben, sondern mir auch bei ihr unersetzlich schaden konnte. Aus Instinkt fühlte ich, daß ich die Prüfung zu weit trieb.

Was diese Besorgnisse noch erhöhte, war ein sonderbarer Umstand.

Eines Abends, in einem Concerte bei Lord P***, hatte ich lange mit Frau von V*** geplaudert. Wir befanden uns in einem kleinen Salon, in welchem sich anfangs mehrere Personen versammelt hatten, allmählig aber entfernten sie sich, um den Thee zu trinken, und ich blieb endlich ganz allein mit Frau von V***.

Die Ursache meines Sinnens war natürlich; Frau von V*** hatte mir so eben gesagt, daß ein Brief aus Rom ihr die Ankunft der Frau von Pënâfiel in dieser Stadt gemeldet.

Während dieser Unterhaltung warf ich zufällig die Blicke in einen Spiegel, in dem man die Eingangsthür des Salons sehen konnte. Wie groß war meine Ueberraschung, als ich die Fürstin Fersen bemerkte, die einen schmerzlichen Blick auf mich heftete. Ich stand auf, sie verschwand. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich erwartete mit ängstlicher Sorge den nächsten Tag.

Irene kam wie gewöhnlich mit ihrem Rosenbouquet und sagte mir, daß ihre Mutter Abends in das Variétées-Theater gehen würde.

Ich ließ mir die Nachricht zweimal wiederholen, denn die Wahl schien mir sehr sonderbar; ich dachte aber endlich an die Schwachheit des Fürsten und diese erklärte mir die Sache.

Ich besorgte mir einen Platz und ging Abends in dies Theater.

Siebentes Kapitel.

Bär und Bassa.

Man gab diesen Abend in den Variétées unter andern Stücken auch den „Bär und Bassa", den Triumph des Fürsten Fersen, der in Constantinopel die Rolle des Schahabaham mit dem größten Erfolge gegeben hatte und vor Verlangen brannte, Brunet in dieser Rolle zu sehen.

Die Fürstin Fersen kam gegen neun Uhr mit ihrem Gemahl und der Herzogin von ***. Sie nahm in einer Prosceniumsloge Platz, deren Gitter halb in die Höhe gezogen war.

Catharina bemerkte mich und grüßte mich sehr anmuthig.

Ich fand sie blaß und verändert.

Man spielte, ich weiß nicht mehr was für ein Stück, und im Zwischenacte begrüßte ich die Fürstin in ihrer Loge.

Sie war leidend. Ich betrachtete sie mit Theilnahme, als der Fürst mir sagte: „Sein Sie unser Richter; Sie sehen die Fürstin selten und können daher besser als jemand Anderes die Veränderung bemerken. Finden Sie nicht, daß sie sehr mager geworden ist?"

Ich antwortete: „Nein, die Fürstin schiene mir der vollkommensten Gesundheit zu genießen." Der Fürst sagte mir, ich sei ein abscheulicher Schmeichler u. s. w.

Der Vorhang ging auf und ich verließ die Loge.

Ich kehrte auf meinen Platz zurück.

Man fing den „Bär und Bassa" an.

Die Posse entfurchte das Gesicht der Fürstin Fersen nicht, aber der Fürst applaudirte wüthend, und ich gestehe, daß ich die allgemeine Heiterkeit theilte.

Einer der wüthendsten Lacher war ein Mann, der unmittelbar vor mir stand, und von dem ich nichts weiter sehen konnte, als die dichten krausen braunen Haare.

Ich hatte nie so lustiges und herzliches Gelächter gehört; es ging zuweilen bis zum Krampfhaften. Bei diesen Anfällen klammerte er sich mit beiden Händen an die Brüstung, welche die Sperrsitze von dem Orchester trennten, und durch diesen Stützpunkt stark, gab er sich seiner Freude mit vollem Herzen hin.

Nichts ist ansteckender, als das Lachen; durch die Possen des Stückes schon sehr heiter gestimmt, steckte mich daher die Lustigkeit dieses Menschen an, und bald war ich, so zu sagen, nur sein Echo, denn auf jedes ausgelassene Lachen von ihm folgte ein noch ausgelasseneres von mir.

Mit Einem Worte, ich bemerkte nicht, daß die Fürstin Fersen das Haus noch vor Ende des Stückes verlassen hatte.

Als der Vorhang fiel, stand ich auf.

Der Mensch, der so stark lachte, that dies ebenfalls, wendete sich gegen mich um, indem er seinen Hut aufsetzte, und sagte mit einem Ueberrest der Heiterkeit: „Possenreißer Odri, geh!"

Ganz verdutzt lehnte ich mich gegen meinen Sitz.

Ich hatte den Piraten von Porquerolles, den Piloten von Malta erkannt.

Ich war wie an meinen Platz genagelt, welcher der letzte am Orchester war.

Sein Platz war dem meinigen gegenüber.

Er war es wirklich.

Das war sein Blick, sein knochiges und kupferfarbiges Gesicht, seine dichten schwarzen Augenbrauen, seine weißen, spitzen, weit auseinander stehenden Zähne, denn er lächelte mit seinem auffallenden Lächeln und sah mich verwegen an.

Die Lampen wurden ausgelöscht und Dunkelheit verbreitete sich im Saale.

„Sie sind es!" rief ich endlich, aus meiner Erstarrung erwachend, und als ob meine Brust von einer ungeheuern Last erleichtert würde.

„Ei, ohne Zweifel bin ich es," erwiederte er; „Sie erkennen mich also? Porquerolles und Malta, das ist das Losungswort."

„Elender!" rief ich aus.

„Wie so, Elender?" erwiederte er mit unglaublicher Unverschämtheit. „Wir haben uns doch gut und redlich gefaßt, will ich hoffen! Wenn ich Ihnen bei der Enterung einen Dolchstoß auf die Schulter versetzte, so vergalten Sie mir den durch einen merkwürdigen Beilhieb auf den Kopf, mein guter Freund! Auf der andern Seite, wenn Ihre Hunde von Engländer die Equipage meines Mistic zusammenschossen, so habe ich dagegen den Vortheil gehabt, auf den Klippen von Vardy der Yacht Ihres Lords den Bauch zu sprengen; wir sind also quitt. Jetzt lachen wir uns beide in dem „Bär und Bassa" einen Buckel, und statt das Zusammentreffen originell zu finden, ärgern Sie sich! Wissen Sie wohl, daß das sehr bürgerlich ist, mein guter Freund?"

Ich gestehe, so viel Verwegenheit machte mich starr vor Staunen. Endlich aber rief ich, indem ich aufstand und ihn beim Kragen faßte: „Wenn ich Sie aber arretiren ließe?"

Stets vollkommen gleichgültig, antwortete mir der Pirat, ohne daß er suchte, sich von mir loszumachen:

„Da trieben Sie ein hübsches Handwerk, dessen können Sie sich rühmen, ungerechnet noch, ob es Ihnen leicht sein würde, einem albernen Pariser Polizei-Commissair begreiflich zu

machen und zu beweisen, wie ich auf der Ueberfahrt vom Cap Spartel Ihre Yacht enterte, und wie ich Sie dann auf den Klippen von Vardy südwestlich der Küste von Malta zum scheitern brachte! — Er würde glauben, Sie sprächen türkisch, und Sie für einen Verrückten halten, mein guter Freund. Ich erkläre aber, daß Sie nicht verrückt sind. Sie sind selbst ein Bursche, der eine derbe Faust hat und die Augen offen hält. Deshalb würde ich auch, wenn mein Leben nicht für diese Viertelstunde meiner Braut angehörte, meiner interessanten Braut, Ihnen den Vorschlag machen, unsere Unterhaltung da fortzusetzen, wo wir sie bei der Enterung der Yacht stehen ließen; aber auf Mannes Wort, meine kleine Frau erwartet mich und die Unterhaltung ist mir doch lieber."

„Meine Herren," sagte der Logenschließer, „die Thüren sollen zugemacht werden."

„Es ist wahr, wir plaudern hier wie ein Paar Elstern. Leben Sie wohl, junger Mann, auf Wiedersehen," sagte der Pirat, und mit zwei Sätzen war er verschwunden.

Ich war so verwirrt, daß es einer neuen Ermahnung des Logenschließers bedurfte, um mich aus dem Saale zu treiben.

— — — — — — — — — — — — —

Als ich nach Hause kam, dachte ich an das alberne Staunen, in welches das merkwürdige Zusammentreffen mit dem Piraten von Porquerolles mich versetzt hatte, und klagte mich der Schwäche an, daß ich den Räuber nicht gleich hatte verhaften lassen; aber wie dieser sehr richtig äußerte, würde es mir schwer geworden sein, sogleich zu beweisen, was ich behauptete; indem ich näher über die Schwierigkeit der Unternehmung nachdachte, fand ich daher auch mein Betragen noch klüger, als es mir anfangs erschienen war.

Gleichwohl wollte ich Herrn von Serigny von der Anwesenheit dieses Elenden in Paris, so wie von seinem doppelten Verbrechen unterrichten, das besonders England betraf. Nur Herr von Serigny konnte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Schritte unterstützen und begünstigen, welche Lord Stuart, damals Gesandter Englands, gewiß unternehmen würde, um die Beweise des Verbrechens zu erhalten und die Auslieferung des Verbrechers zu verlangen.

Am nächsten Tage schrieb ich daher an den Minister, um eine kurze Unterredung von ihm zu erbitten.

Achtes Kapitel.

Die Unterredung.

Ich wollte eben nach dem Luxembourg gehen, wo ich Irene zu finden hoffte, als ein Brief der Fürstin Fersen mich bat, gegen zwei Uhr zu ihr zu kommen.

Seit ihrer Ankunft in Paris hatte ich sie nicht allein gesehen.

Welcher Ursache sollte ich das Verlangen zuschreiben, das sie gegen mich aussprach? Dem Bedürfniß, mich zu sehen? Dem geheimen Unwillen über die Gerüchte meiner vorgeblichen Verbindung mit der Frau von V***? Gerüchte, die Catharina vielleicht für begründet hielt, seitdem sie mich bei Lord P*** in einem tête-à-tête mit Frau von V*** erblickt hatte.

Ich weiß nicht, aber ich erwartete unser Zusammentreffen mit unwillkürlicher Unruhe und besorgtem Glücke.

Ich sollte Catharina wieder sehen, und allein! Bei diesem Gedanken klopfte mein Herz vor Hoffnung und Trunkenheit; kurz, ein Wort von ihr sollte mich für meine Enthaltsamkeit belohnen, für die muthigen Opfer, die ich mir auferlegt hatte, für die eifrige Sorgfalt, der ihr Kind beinahe die Gesundheit verdankte.

Aus dieser Unterredung sollte ich neue Kräfte zu noch fernerer Entsagung schöpfen! Und dann hatte ich ihr so viel zu sagen! Ich war so stolz auf meine Liebe, so glücklich darüber, mein Herz jung genug zu fühlen, die reinen Freuden zu würdigen, die mich entzückten, mich vertrauensvoll genug auf die Kraft und meine Anhänglichkeit zu finden, um die Hoffnung zu fühlen, einst geliebt zu werden! — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu der bestimmten Stunde begab ich mich zu der Fürstin Fersen.

Sie empfing mich in einem kleinen Salon, in welchem sie sich für gewöhnlich aufhielt und den ich noch nicht kannte.

„Wie lange ist es her, daß ich Sie nicht sah!" rief ich heftig bewegt, indem ich ihr die Hand reichte.

Die Fürstin gab mir kalt die ihrige, und antwortete:

„Aber ich glaube, ich habe gestern das Vergnügen gehabt, Sie im Theater zu sehen!“

„Das nennen Sie sehen?“ sagte ich mit trübem Staunen; „ach, ich hatte wohl Ursache, zu fürchten, daß Sie die Unterhaltungen der Gallerie bald vergessen würden.“

„Ich werde nie eine so angenehme Reise vergessen, mein Herr,“ entgegnete die Fürstin mit derselben Kälte, „ich bin Ihnen sehr verbunden für die Mühe, welche Sie sich diesen Morgen gemacht haben, mich zu besuchen; ich wünschte Ihnen tausendmal für die Gefälligkeit zu danken, mit der Sie sich den Launen meiner Tochter hingaben; — sie befindet sich jetzt wieder ganz wohl — und ich würde fürchten — es würde sich nicht passen, noch länger Ihre große Gefälligkeit für das Kind zu mißbrauchen.“

Der Ton der Fürstin Fersen war eisig kalt, beinahe geringschätzend. Was sie sagte, schien so wahr, so natürlich, so wenig durch den Unwillen dictirt, daß es mich zu Boden schmetterte. Ich litt grausam, und konnte doch kein Wort der Erwiederung finden.

Mein Schweigen war so ausdrucksvoll, daß die Fürstin Fersen sich für verpflichtet hielt, sehr trocken hinzuzufügen:

„Ich erscheine Ihnen ohne Zweifel höchst undankbar, mein Herr?“

Zweimal suchte ich ihren sonst so wohlwollenden Blick zu befragen, um zu sehen, ob er in Uebereinstimmung mit der Härte ihrer Worte sei, aber es war mir unmöglich, ihm zu begegnen. „Gnädigste Frau,“ sagte ich mit tiefer Rührung, „ich weiß nicht, was mir einen solchen Empfang zugezogen haben kann.“

„Und welchen Empfang konnten Sie denn erwarten?“ entgegnete die Fürstin stolz.

Mein schmerzhaftes Staunen erreichte den höchsten Gipfel; einen Augenblick noch wollte ich mich täuschen und der Eifersucht diesen Empfang zuschreiben, der so verschieden von dem war, welchen ich gehofft hatte, aber, ich wiederhole es, die Züge der Fürstin Fersen verriethen in nichts eine unterdrückte oder bekämpfte Aufregung.

Ich faßte herzhaft meinen Entschluß. Ich konnte die Frage der Fürstin nicht beantworten, ohne sie an alles Das zu erinnern, was in meinem Benehmen gegen sie Gutes und

Edles gelegen hatte; ich wollte aber nicht bis zu Vorwürfen gehen und schwieg deshalb darüber, sondern sagte nur, indem ich meine Rührung zu verbergen strebte:

„Da der Zweck der Unterhaltung, die Sie mit mir zu haben wünschten, ohne Zweifel erfüllt ist, erlaube ich mir die Frage, ob Sie mir noch irgend einen Befehl zu geben haben."

„Keinen, mein Herr, aber ich wiederhole Ihnen nochmals den ganzen Ausdruck meiner Dankbarkeit," erwiederte die Fürstin, indem sie aufstand.

Diese Härte empörte mich. Ich wollte eben mit Bitterkeit antworten, als eine Bemerkung, die ich bisher noch nicht gemacht hatte, mir noch einen Schein von Hoffnung ließ.

Während der ganzen Unterredung hatte sich die Fürstin nicht einmal von der Tapisserie erhoben, an der sie arbeitete.

Ich wollte mich von der Richtigkeit meiner Bemerkung überzeugen und sprach daher nicht.

Catharina blieb mit gesenkten Blicken stehen, statt mich mit dem Auge zu befragen, um die Ursache meines Schweigens zu erfahren.

„Leben Sie wohl, gnädigste Frau," sagte ich endlich.

„Leben Sie wohl, mein Herr."

Ich verließ sie, ohne daß sie mir einen einzigen Blick des Bedauerns oder des Mitleids gegönnt hätte.

Ihre Hand nur schien leise auf der Arbeit zu zittern, als sie mir Lebewohl sagte.

Ich ging, den Tod im Herzen.

— — — — — — — — — — — —

Ich hatte ein zu großes und zu natürliches Mißtrauen gegen mich selbst und mein Verdienst, um noch irgend einige Hoffnung zu bewahren, bei Catharina glücklich zu sein.

Ohne zu meiner Gewohnheit des Verdachtes gegen Andere zurückzukehren, denn ich setzte ein unwandelbares Vertrauen in die Aufrichtigkeit der Fürstin Fersen, zweifelte ich an dem Gefühle, das ich ihr eingeflößt zu haben glaubte. Sie empfindet keine zärtliche Neigung für mich, sagte ich zu mir, und selbst ihre Freundschaft ist vor den glänzenden Zerstreuungen der Welt erbleicht.

Und dann war ich auch nicht in ihrer Nähe, die Entfernung aber hat gewaltige Wirkungen und Resultate.

Zuweilen befestigt und nährt sie die geheime Sympathie einer Frau, indem sie die Gedanken derselben zwingt, sich in der Erinnerung an dem zu concentriren, den sie bemerkt hat, und dessen Reiz ihr die Entfernung noch vergrößert. Und dann findet auch eine Frau eine Art stolzen, trüben Genusses in der Bitterkeit ihrer einsamen Klagen; sie verachtet die Gleichgültigen, denn sie nehmen nutzlos bei ihr eine Stelle ein, welche sie so köstlich ausgefüllt sehen möchte; sie haßt die Eifrigen, weil sie es wagen, da zu sein, während der Vorgezogene es nicht ist.

Aber oft ist auch die Abwesenheit dem Vergessen gleich; denn gewisse Herzen sind wie die Spiegel: sie werfen nur anwesende Gegenstände zurück.

Ich glaubte mich daher von der Fürsten Fersen ganz vergessen. Da dieses grausame Ereigniß mir geahnet hatte, verursachte es mir zwar einen tiefen Schmerz, aber ohne mich zu verwundern.

In dem Paroxysmus meiner Verzweiflung entwarf ich tausend Pläne. Ich wollte den Kummer abschütteln, mich allen Ausschweifungen des Lebens hingeben, verliebte Zerstreuung in einer andern Verbindung suchen; aber es ist viel Zeit und viel kräftiger Wille erforderlich, wenn ein wahrhaft ergriffenes Herz seine Liebe wechseln soll.

Wenn die Männer sich geliebt wissen und das geliebte Weib besitzen, machen sie sich nie das geringste Gewissen daraus, eine Untreue zu begehen; wenn sie aber ein Geständniß leidenschaftlich wünschen und es noch hoffen, ist die Unbeständigkeit ihnen beinahe unmöglich. Sie haben den Muth zur Untreue nur, so lange sie das Recht dazu nicht haben.

Neuntes Kapitel.

Eine Sendung.

Am Tage nach der Unterredung mit der Fürstin Fersen war ich in trübe Gedanken versunken, als man mir den Herrn von Serigny meldete.

Ich war ziemlich erstaunt über seinen Besuch, den er sehr artig dadurch erklärte, daß er sagte, indem er auf dem Wege zur Kammer bei meiner Thür vorbeigekommen sei, wäre er eingetreten, um mir die Mühe zu ersparen, mich wegen der erbetenen Unterredung nach dem Ministerium zu begeben.

Dieser Eifer schien mir anfangs nicht sehr natürlich, aber indem ich an die Gerüchte dachte, die über mich und Frau von V*** in Umlauf waren, fiel mir ein, daß der Minister durch eine so große Zuvorkommenheit ohne Zweifel seinen feinen Takt hätte beweisen wollen.

Mit wenigen Worten erzählte ich ihm die Geschichte des Piraten und unser sonderbares Zusammentreffen im Theater.

Herr von Serigny sagte mir, daß er augenblicklich den englischen Gesandten davon in Kenntniß setzen und sich mit ihm über die Mittel berathen wolle, die zur Habhaftwerdung eines solchen Bösewichts erforderlich wären.

Unsere Unterhaltung kam dann auf Reisen, und Herr von Serigny erkundigte sich voll Theilnahme nach denen, die ich gemacht hatte; er war sehr schmeichelhaft, sehr freundlich, sehr liebenswürdig, und sagte, daß er meinen Vater zur Zeit des Kaiserreiches genau gekannt hätte; daß er ein Mann von hohen Fähigkeiten, großer Entschlossenheit und feinem Takte gewesen, der die Welt und die Menschen vollkommen gekannt hätte, und den der Kaiser ohne Zweifel durch Anvertrauung wichtiger Sendungen außer dem Militär verwendet haben würde, wenn der stolze, unbiegsame Charakter meines Vaters sich unter den Willen Napoleons zu fügen vermocht hätte.

Ich suchte die Absicht dieser schmeichelhaften Aeußerungen des Herrn von Serigny zu errathen, als er mit höchst liebenswürdiger Gutmüthigkeit sagte:

„Wollen Sie wohl einem alten Freunde Ihrer Familie eine Frage gestatten? Scheint sie Ihnen unbescheiden, so schreiben Sie sie nur dem Interesse zu, welches mir der Name Ihres Herrn Vaters einflößt!"

„Ich kann nur dankbar für das Wohlwollen sein, welches Sie mir bezeigen."

„Wie kömmt es, daß Sie bei Ihrer Erziehung, Ihrem Namen, Ihrem Vermögen, Ihrer Stellung, bei der Erfahrung, die Sie auf Reisen sammelten, bei allen Ihren ausgezeichneten Verbindungen nie daran gedacht haben, sich mit etwas Ernsthaftem zu beschäftigen? in den Staatsdienst z. B. zu treten?"

„Zunächst," erwiederte ich dem Minister, „bin ich weit entfernt, alle Vorzüge zu vereinigen, die Sie so gütig sind mir zuzutrauen, und dann besitze ich auch nicht den geringsten Ehrgeiz, und mein müssiges Leben gefällt mir sehr."

„Aber Ihr Vaterland?"

„Wie so, mein Vaterland?"

„Sind Sie ihm nicht wenigstens einige Jahre Ihres Lebens schuldig?"

„Und was sollte es mit einem solchen Geschenke anfangen?"

„Es ist unmöglich, daß Sie sich in diesem Grade über sich täuschen, wie bescheiden Sie auch sein mögen. Sie wissen wohl, daß man in der Welt solche Erfolge, wie Sie, nicht ohne einen sehr hervorstechenden Werth erhält. Sie sind zuverlässig einer von den Männern der höhern Gesellschaft, die sich selbst am wenigsten preisen, und von denen man am meisten spricht; und sehen Sie, ohne daß Sie einen großen historischen Namen tragen, ein großer Dichter, ein großer Künstler oder ein großer Staatsmann sind, besitzen Sie, was in der Welt, wie Sie meiner vieljährigen Erfahrung glauben dürfen, am schwierigsten zu erlangen ist; jenes unbestimmte Etwas nämlich, welches macht, daß man sich nach Ihnen umwendet, wenn ihr Name in einem Salon gemeldet wird. Sie genießen dieses Vorrechtes; Sie sind noch sehr jung, und doch üben Sie schon Einfluß auf die Welt, weil sie sich viel mit dem beschäftigt, was Sie thun oder nicht thun."

Diese übertriebenen Schmeicheleien erschienen mir so durchsichtig, daß ich deutlich sah, Herr von Serigny wolle — man entschuldige diesen alltäglichen Ausdruck — mich bei dem Ge-

fühl fassen, um mich dahin zu bringen, aus Ehrgefühl auf Frau von V*** Verzicht zu leisten. Obgleich ich mich in trüber Gemüthsstimmung befand, unterhielt mich diese Komödie dennoch, und ich suchte sie so lange als möglich dauern zu lassen, indem ich mich stellte, als würde ich durch die Lobsprüche des Herrn von Serigny gefangen.

„Aber," erwiederte ich ihm mit bescheidenem Lächeln, „gäbe ich auch zu, was, wie ich glaube, nur eine Täuschung Ihres Wohlwollens ist, daß ich nämlich in der Welt einige Erfolge erringe und daß ich selbst in Bezug auf mein Alter für Etwas in derselben gezählt werde, so sehe ich doch nicht ein, welchen Nutzen mein Vaterland aus diesen Vortheilen ziehen kann?"

„Niemand kann Sie davon besser unterrichten, als ich," erwiederte mir der Minister mit einem ziemlich ungeschickten Eifer, denn er bewies mir dadurch, daß er diese Frage von mir erwartet hatte; „man macht große Worte und große Phrasen über das, was man die Diplomatie nennt; wissen Sie aber, worin die große Kunst der Diplomatie eigentlich besteht?" fragte er mich, indem er diese Worte mit einem wohlwollenden Lächeln begleitete.

Ich machte eine demüthig verneinende Kopfbewegung.

„Nun wohl, das ist ganz einfach die Kunst, zu gefallen. Da es sich immer darum handelt, etwas zu fordern oder zu verweigern, ist der, welcher zu gefallen versteht, beinahe immer des Gelingens gewiß; ist er dagegen gezwungen, zu verweigern, so weiß er in seine Weigerungen so viel Liebenswürdigkeit zu legen, daß sie nicht verletzend werden. — Das ist das ganze Geheimniß!"

Ich hatte viel Mühe, eine gewaltige Lachlust zu unterdrücken, denn mir fiel ein, daß der Minister, auf meine Bewerbungen um Frau von V*** eifersüchtig, mir zuletzt wohl gar den Vorschlag machen könnte, mich irgend einer Gesandtschaft zu attachiren, um sich so meiner zu entledigen.

Das war ohne Zweifel die Entwickelung dieser Scene, aber ich fand sie so unterhaltend, daß ich das Ende derselben nicht beschleunigen wollte.

„Ich glaubte," erwiederte ich ihm, „daß die gewandten Unterhändler eines der Jahrhunderte, welche an wichtigen Verträgen und großen diplomatischen Arbeiten am fruchtbarsten waren, daß die Avaux, die Courtins, daß die d'Estrade, daß

die Ruvigny, daß die Lyonne andere Talente besaßen, als das, zu gefallen."

„Wenn sie nicht die Kunst zu gefallen besaßen," sagte mit einiger Verlegenheit Herr v. Serigny, welcher in den historischen Traditionen seiner Gattung wie ein constitutioneller Minister sehr unwissend zu sein schien — „so wendeten sie andere Verführungen an."

„Sie haben Recht," erwiederte ich ihm, „sie besaßen Gold in Massen."

„Sehen Sie wohl!" rief der Minister, „das bleibt sich gleich, nur mit dem Unterschiede, daß in der neuern Gesellschaft die Kunst zu gefallen an die Stelle der Verführung durch das Geld getreten ist."

„Das ist übrigens viel sparsamer," sagte ich.

„Und viel sicherer," fügte er hinzu, „denn nicht alle Throne sind repräsentative; es giebt, Gott sei Dank, in Europa auch noch Könige, die es allein sind und ohne Gängelband. Diese Könige bleiben aber doch Menschen, und als Menschen sind sie den Sympathien und Antipathien unterworfen. Der Gesandte, den man an sie absendet, und wäre er ein Mann von dem größten Genie, von dem ausgezeichnetsten Charakter, erreicht doch oft nichts von dem, was er für seinen Hof fordert, und weshalb das? Ganz einfach, weil er mißfällt, während im Gegentheil ein Mann von mittelmäßigem Talent oft blos durch das Gewinnende seines Benehmens und weil er zu gefallen versteht, das erlangt, was der Mann von Genie nicht zu erlangen vermochte."

„Das ist sehr richtig, und Ihr System läßt sich um so leichter anwenden, da die gefallenden Männer weit häufiger sind, als die Männer von Genie."

„Ohne Zweifel. — So könnten z. B. Sie, davon bin ich überzeugt, fest überzeugt, wollten Sie in die diplomatische Laufbahn eintreten, Frankreich die größten Dienste leisten; denn Sie besitzen nicht nur die Kunst zu gefallen, wie Ihre Erfolge in der Welt beweisen, sondern auch noch sehr solide und ausgezeichnete Eigenschaften."

Ich hatte richtig gerathen: der Antrag, den ich vermuthete, folgte ohne Zweifel auf das Lob meines Verdienstes. Ich wollte mich mit guter Manier dieser Laune des Ministers hin-

geben, und antwortete daher, indem ich ein verwirrtes Staunen der Bescheidenheit erheuchelte:

„Woran denken Sie? Ich sollte eine so kitzliche Bahn betreten? Ich habe nie den thörichten Ehrgeiz gehabt, an eine solche Zukunft zu denken."

„Hören Sie mich an," sagte Herr von Serigny mit ernstem und väterlichem Tone.

Und nun machte er mir die folgende vertrauliche Mittheilung, die mir als eine abscheuliche Lüge erschien.

„Ihr Herr Vater hat mir einen Dienst erwiesen." — Hier machte der Diplomat eine Pause, und stieß einen tiefen Seufzer aus, dann richtete er die Augen gen Himmel und wiederholte: „Ach ja wohl, einen großen Dienst! Ich kann Ihnen daher auch nicht sagen, wie glücklich ich mich schätzen würde, Ihnen, seinem Sohne, meine ganze Dankbarkeit zu beweisen, da ich unglücklich genug war, sie ihm nicht selbst darthun zu können."

„Mir ist die Sache, von der mein Vater mir nie etwas sagte, vollkommen unbekannt."

„Das glaube ich wohl, und ich selbst kann Ihnen keine nähern Umstände sagen," rief Herr von Serigny, „denn dieser wichtige Dienst betrifft auch einen Dritten, und die Ehre gebietet mir Stillschweigen. Kurz, ich wiederhole Ihnen," fuhr er fort, „daß ich in diesem Augenblicke die Gelegenheit zu finden glaube, die Güte Ihres Herrn Vaters zu vergelten und meinem Vaterlande einen würdigen Diener zu verdienen, wenn Sie nämlich geneigt sind, Ihre seltenen Eigenschaften nützlich zu verwenden."

„Aber ich sage Ihnen," erwiederte ich ihm, „daß ich mein Verdienst nie für diese Höhe des Ehrgeizes hinreichend halten würde, so groß auch mein Verlangen sein möchte, in die ehrenvolle Laufbahn einzutreten und zumal unter so glücklichen Aussichten."

„Aber noch einmal, Sie kennen sich entweder nicht oder wollen sich nicht kennen," erwiederte der Minister mit Ungeduld, „aber zum Glück thut Ihre Meinung nichts bei der Sache. Was mich betrifft, so ist es mir vollkommen erwiesen, daß Sie eine wichtige Sendung mit Auszeichnung übernehmen könnten, wenn Sie nur wollten; denn Sie fühlen wohl, daß Sie nicht zu den jungen Stutzern gehören, welche außer ihrem Namen

und ihrem Vermögen nichts besitzen und sich daher sehr glücklich schätzen müssen, wenn man sie zu Attachés einer Gesandtschaft ernennt. Nein, nein, Ihnen macht man dergleichen Vorschläge nicht! Sie müssen durch das Hauptthor eintreten; Sie müssen in den Stand gesetzt werden, sich in Ihrem ganzen Werthe zu zeigen. Unglücklicherweise," fügte er zögernd hinzu, „sind bei uns die Anforderungen und Traditionen der Hierarchie so gebieterisch, daß die Gesandtschaften in Europa höchst beschränkt sind und in dem gegenwärtigen Augenblicke sogar alle besetzt."

Ich sah Herrn von Serigny an und bedurfte meiner ganzen Selbstbeherrschung, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Nach der Wendung, welche sein Antrag nahm, handelte es sich für mich nicht mehr um ein Exil, sondern um eine förmliche Deportation.

„Aber Sie fühlen wohl," sagte ich, indem ich meine ganze Kaltblütigkeit beibehielt, „daß ich auf den Fall, wenn unser Gespräch von irgend einem Erfolge wäre, nicht den lächerlichen Ehrgeiz haben könnte, gleich beim ersten Schritte auf eine Mission in Europa Anspruch zu machen."

„Und dann begreifen Sie Eines," fügte der Minister mit wachsender Zufriedenheit hinzu, „daß die Missionen nämlich nur das sind, wozu man sie macht; es giebt in Europa höchst unbedeutende, höchst bedeutende dagegen — in Asien z. B.; denn man darf sich nicht verhehlen," fügte Herr von Serigny mit Ernsthaftigkeit hinzu, „daß das künftige Geschick Europas in dem Orient entschieden werden muß. Die ganze zukünftige Politik Europas liegt im Orient. Ganz Europa hat die Augen auf den Orient gerichtet! Der Orient ist das diplomatische Schlachtfeld, auf welchem die großen Unterhändler unserer Zeit sich bilden müssen. So z. B.," sagte Herr von Serigny, indem er mich fest ansah, „wünschte ich in diesem Augenblicke einen Mann von Geburt, von feinem, biegsamem, angenehmem Verstande, von festem und entschlossenem Charakter zu finden, um ihm eine der schwierigsten Sendungen anzuvertrauen; denn es würde sich darum handeln, die Zuneigung und Unterstützung einer großen orientalischen Macht zu sichern, ohne den Argwohn und die reizbare Eifersucht Englands und Rußlands, unserer beständigen Nebenbuhler im Orient, zu erwecken."

„Diese Sendung scheint mir in der That sehr schön sein

zu müssen," sagte ich mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt.

„Nicht wahr? Nun, ich mache mich beinahe anheischig, die Mission für Sie zu erlangen, so viel Vertrauen habe ich auf Ihr Verdienst, so sehr liegt es mir am Herzen, mich meiner Schuld gegen Ihren Herrn Vater zu entledigen."

„Mir eine solche Mission!" rief ich mit erheucheltem Staunen.

Herr von Serigny nahm ein sehr geheimnißvolles Wesen an, und sagte:

„Herr Graf, Sie sind ein Ehrenmann; wollen Sie mir nun, Sie mögen die Mission annehmen oder nicht, Ihr Ehrenwort darauf geben, daß diese ganze Unterredung unter uns bleibt?"

„Ich gebe es Ihnen, Herr Minister."

„Nun wohl," fuhr er nicht minder geheimnißvoll fort, „es handelt sich, unter dem Vorwande, dem Schach von Persien reiche Geschenke von Sr. Majestät dem Könige von Frankreich zu überbringen, darum, geschickt, gewandt und mächtig genug auf den Geist dieses asiatischen Fürsten zu wirken, um ihn zu bestimmen, einst die wichtigen Eröffnungen günstig aufzunehmen, deren nähern Inhalt man dem mit der so wichtigen Sendung beauftragten Gesandten bekannt machen wird; diese Mittheilungen sind, ich gestehe es Ihnen, von der ungeheuersten Wichtigkeit. Die Geschenke sind bereit, die Instructionen aufgesetzt, das Schiff wartet und Sie müssen in der kürzesten Frist abreisen."

Meine innere Lustigkeit hatte den höchsten Grad erreicht, als ich den Minister mir mit allem Ernste den Vorschlag machen hörte, augenblicklich meine Kunst zu gefallen bei dem Schach von Persien zu üben, und dies bei einer Gesandtschaft von der lächerlichsten Unbedeutendheit, welche Wichtigkeit Herr von Serigny ihr auch beizulegen trachten mochte.

Der Minister erwartete meine Antwort mit sichtlicher Angst.

Ich bereute es beinahe, einen Mann seines Alters und seiner Stellung eine so erbärmliche Rolle spielen zu lassen, indem ich die Komödie noch länger fortsetzte.

Der Vorschlag hatte übrigens, so unannehmbar er auch war, in mir gewisse eingeschlafene Ideen neu erweckt. Unglücklich in meiner Zuneigung für die Fürstin Fersen, und da ich

wußte, daß es mir für einige Zeit unmöglich sein würde, mich mit einer andern Liebe zu beschäftigen, besonders aber die Unthätigkeit fürchtend, wollte ich wo möglich mir den guten Willen des Herrn von Serigny zu Nutzen machen.

„Herr Minister," sagte ich, „wollen Sie mir wohl trotz der Verschiedenheit unsers Alters erlauben, auch meinerseits mit der vollkommensten, ich möchte sagen, mit der rohesten Aufrichtigkeit zu Ihnen zu sprechen?"

„Ohne Zweifel," sagte der Minister sehr verwundert.

„Wenn Sie nach den löblichen und wohlwollenden Beweggründen, die Sie mir auseinandersetzten, die feste Absicht hatten, mich in der diplomatischen Carriere zu prüfen, so hoffe ich, daß Sie kein Aergerniß daran nehmen werden, wenn ich Ihnen den Maaßstab für mein Fassungsvermögen anzugeben trachte."

„Was wollen Sie sagen, mein Herr?" fragte er staunend.

„Hören Sie, Herr von Serigny, lassen Sie uns offen sprechen: Sie sind sehr verliebt in eine junge reizende Frau, die wir Beide kennen; meine Aufmerksamkeiten gegen dieselbe sind Ihnen lästig, und Sie wollen mich zu dem Schach von Persien senden, um sich meiner zu entledigen."

„Mein Herr!" rief der Minister mit sehr beleidigtem Wesen.

„Erlauben Sie mir, fortzufahren," sagte ich gelassen. „Ich brauche nicht zu reisen, um Sie zu beruhigen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß mein Umgang mit der Person, von der ich die Ehre hatte Ihnen zu sagen, rein freundschaftlich war, und daß darin, abgesehen von einigen unschuldigen Koketterien, durchaus nichts lag, was Ihren Argwohn rechtfertigen könnte."

Herr von Serigny schien anfangs sehr aufgeregt zu sein, indeß sagte er mit einem erzwungenen Lächeln: „Nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, mein Herr, müssen wir uns entweder die Kehlen abschneiden oder wir müssen Freunde werden."

„Meine Wahl wird die Ihrige sein."

„Sie ist getroffen," sagte Herr von Serigny und reichte mir die Hand.

Es lag so viel Herzlichkeit in seiner Bewegung, er bedurfte so vieler Herrschaft über sich selbst, um die Reizbarkeit des Stolzes und der Eigenliebe, einem Manne meines Alters gegen-

über, zu unterdrücken, daß ich, von seinem Benehmen innig gerührt, ausrief:

„Denken Sie von mir so viel Gutes als Sie sagten, so werden Sie auf diese Unterredung kein Gewicht legen. Ueberdies dürfen Sie nur Ihrem ausgezeichneten Rufe der Feinheit mein glühendes Verlangen zuschreiben, Ihnen zu zeigen, daß ich Ihre Absichten zu errathen vermöchte. Verzeihen Sie mir daher, daß ich über meinen ersten Sieg so unverschämt stolz war, allein er schmeichelte mir zu sehr. Wenn Sie mich für Ihren Nebenbuhler bei einer gewissen reizenden Frau halten, so muß mein Ehrenwort Sie über Vergangenheit und Gegenwart beruhigt haben. Was die Zukunft betrifft, so habe ich nur ein unfehlbares Mittel, den Argwohn abzuwenden, und zwar, Sie um einen Dienst zu bitten. Durch Dankbarkeit Ihnen verpflichtet, würde der geringste Angriff auf Ihr Glück eine Nichtswürdigkeit sein."

Nach einigen Augenblicken des Schweigens und der Ueberlegung sagte Herr von Serigny mit vieler Gutmüthigkeit: „Sie bezeichnen die Dinge so genau, daß es unmöglich ist, mit Ihnen in verdeckten Worten zu reden; man muß entweder Alles läugnen oder Alles gestehen. Ich füge mich in dies Letztere, denn ich weiß, daß Sie ein Ehrenmann und sehr verschwiegen sind, aber deshalb bleibt doch das Alles nicht minder bizarr. Ich stehe in meinem Alter über eine Liebschaft im vertrauten Verkehr mit einem jungen Manne, der sich auf sehr geistreiche Weise über mich lustig machte, der mir das gerade ins Gesicht sagte, und der mich durch die vertrauten Mittheilungen, nicht etwa über sich, sondern über mich selbst, in eine solche Verlegenheit setzte, daß ich mich in der albernsten Lage von der Welt befinde. Zum Glück sagen Sie mir, daß ich noch zu etwas gut bin, und das rettet mich vor der Lächerlichkeit," setzte er mit einer vollkommnen Anmuth hinzu.

„Nun gut also: obgleich ich mir nicht genug Verdienst zutraue, den Schach von Persien zu bestechen —"

„Sprechen wir nicht mehr davon," rief Herr von Serigny lachend, „Sie werfen einen Feind zu Boden."

„Ich gestehe Ihnen, Ihre Vorschläge haben in mir nicht etwa einen Ehrgeiz erweckt, aber doch das lebhafteste Verlangen, die politischen Angelegenheiten hinlänglich kennen zu lernen, um zu prüfen, ob mein Geist sich denselben wirklich mit

der Zeit fügen könnte. — Ich weiß nicht, ob Sie mir noch dieselben Fähigkeiten zutrauen, wie vorhin?"

„Herr Graf, Herr Graf," sagte der Minister, und drohte mir mit dem Finger.

„Dies also zugestanden, wäre Alles, was ich von Ihrer Güte erbitten möchte, auf den Fall, daß Sie später eines vertrauten Secretärs bedürfen sollten, mich täglich einige Stunden in Ihrem Cabinet zuzulassen; in dieser Eigenschaft würde ich mich allen Ihren Befehlen fügen, und Sie würden mir die Arbeiten anvertrauen, die Sie einem zuverlässigen und verschwiegenen Menschen anvertrauen zu dürfen glaubten. Nach diesem Versuche würde ich dann erkennen, ob ich wirklich einige Fähigkeiten zu den Geschäften besäße, und glaubte ich später mit Erfolg eine diplomatische Gesandtschaft ausfüllen zu können, so würde ich Sie dann an die Schuld erinnern, die Sie meinem Vater abzutragen haben."

„Wieder ein Epigramm," sagte Herr von Serigny, „aber was thut das?

„Also diese langweilige Beschäftigung erschreckt Sie in der That nicht? Sie würden den Muth haben, 3—4 Stunden täglich in meinem Cabinet mit mir zu arbeiten?"

„Ich werde diesen Muth haben."

„Sie glauben vielleicht nicht, daß Ihr Vorschlag zu einer auffallend gelegenen Zeit kommt, und dennoch ist es bekannt, daß mein geheimer Secretär der Legation von Florenz attachirt worden ist. Ich biete Ihnen seine Stelle nicht an, aber den Theil, den er an meiner Arbeit nahm."

„Und ich nehme das von Herzen gern und mit der innigsten Dankbarkeit an. Aber," sagte ich, gerührt durch seine Gefälligkeit, und da ich den Unwillen verwischen wollte, den meine Art von Sieg über ihn vielleicht noch zurückgelassen haben konnte, „sehen Sie die Verschrobenheit des menschlichen Geistes und wie man durch die entgegengesetztesten Mittel zu demselben Ziele gelangt. Sie sind mit zwei bestimmten Ideen zu mir gekommen: Sie wollten einen Nebenbuhler beseitigen, dem Sie die Ehre erzeigten, ihn zu fürchten, und dem Dienste des Vaterlandes einen Mann gewinnen, dessen Eigenschaften Sie schätzten, wie Sie sagten. Ich habe Ihre Anerbietungen zurückgewiesen, und dennoch erreichten Sie in beiden Punkten Ihr Ziel, wenn auch nicht durch Ihren Willen, doch durch den mei-

nigen; denn jetzt kann ich für Sie nicht mehr ein Gegenstand der Eifersucht sein, und ich werde Ihre Arbeiten theilen. Behaupten Sie nun noch, daß ich es bin, der Ihren Plan hintertrieben hat! — Nein, wahrlich, Herr von Serigny, ich bin gezwungen, anzuerkennen, daß Sie Ihren glänzenden Ruf noch tausendmal übertreffen, und daß das, was ich anfänglich für meinen Sieg hielt, eigentlich nur eine glückliche Niederlage ist." —

— — — — — — — — — — — — —

Ich verabredete für den nächsten Tag mein Zusammentreffen mit dem Minister, und wir trennten uns.

Zehntes Kapitel.

Diplomatie.

Als Herr von Serigny mich verlassen hatte, versank ich wieder in die Bitterkeit der Betrachtungen, denen seine Unterhaltung mich einen Augenblick entzogen hatte.

Ungeachtet aller meiner Anstrengungen, die Erinnerung an die Fürstin Fersen aus meinem Gedächtniß zu verbannen, blieb sie stets gegenwärtig.

Ich litt viel, aber der Kummer war seiner Tiefe ungeachtet nicht ohne eine Art von Süße, die ich damals noch nicht kannte.

Ich hatte das Bewußtsein, mich gegen Catharina edel benommen zu haben, die ungerechte Strenge, die sie gegen mich zeigte, nicht zu verdienen, und schöpfte aus dieser trostreichen Ueberzeugung eine stolze und muthige Ergebung.

Ich habe den grausamsten Abschnitten meines Lebens stets kühn in das Auge geschaut. Es blieb mir keine Hoffnung, je von der Fürstin Fersen geliebt zu werden. Ich sammelte daher religiös in meinem Herzen und in meinem Gedächtnisse alle die geringsten Spuren dieser unauslöschlichen Liebe, wie man die kostbaren geheiligten Ueberbleibsel eines Wesens bewahrt, das nicht mehr ist, um sie täglich mit träumerischem Trübsinne zu

betrachten und von ihnen den melancholischen Zauber der Erinnerung zu fordern.

Ich wollte mich aber nicht niederbeugen lassen, und hoffte auch in der Arbeit einige Zerstreuung zu finden; deshalb ging ich auch mit dem größten Eifer zu Herrn von Serigny.

Er war in der That ein vortrefflicher Mann; er zeigte sich gegen mich voller Wohlwollen. Ohne Zweifel von meiner gewöhnlichen Zurückhaltung unterrichtet, gab er mir bald einen Beweis schmeichelhaften Vertrauens, indem er mich mit einer klaren und gedrängten Uebersicht seiner politischen Correspondenz beauftragte, einer Uebersicht, welche dem Könige täglich vorgelegt werden mußte.

Es ist wahr, daß diese Arbeit viel wichtiger schien, als sie in der That sein mochte, denn es schwebte damals keine wichtige politische Frage in Europa. Fast alle Depeschen, die gewöhnlich in ziemlich schlechtem Französisch oder auf die unbedeutendste Weise geschrieben waren, enthielten beinahe fast nichts als oberflächliche und kindische Notizen über die fremden Höfe, Nachrichten, welche zuweilen sogar schon von den Zeitungen gegeben worden waren.

Ich konnte mich von dem überzeugen, was ich stets vermuthet hatte: daß nämlich in den neuern Zeiten und bei einer repräsentativen Regierung wie die unsrige, die Diplomatie, welche man die courante nennen könnte, beinahe gleich Null ist: die Lebensfragen der Nationen werden auf den Schlachtfeldern, in den Kammern oder auf den Congressen abgemacht.

Meistens (aber, ich wiederhole es, nur unter einer repräsentativen Regierung) sind daher die diplomatischen Posten wahre Sinecuren, aus denen die Minister sich die Mittel des Handelns oder der Bestechung bilden, indem sie sie nach der Nothwendigkeit ihrer Politik vertheilen.

Ich mußte von der Nullität der Correspondenz, die ich unter Augen hatte, um so mehr überrascht sein, da mich mein Vater ehedem beinahe einen Cursus des politischen Rechtes machen ließ, und ich mit ihm die berühmtesten Diplomaten der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts studirt hatte. Unser Urgroßvater hatte mehrere Gesandtschaften im Verein mit Herrn von Avaux, Lyonne und Curtins bekleidet, und wir besaßen in Serval eine Abschrift seiner Depeschen, so wie der ihrigen; ich

gestehe daher auch, daß die Kenntniß und das Studium dieser Papiere mich etwas schwierig gemacht hatten.

Herr von Serigny selbst war ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten, aber er besaß genug Feinheit, Takt und Scharfsinn, um den geringen Anforderungen seiner Stellung zu genügen. Wenn er in der Kammer die Oppositionen bekämpfte, besaß er die Kunst, die hitzigste Discussion in der Masse seiner Wörter, die kalt und monoton waren wie ein Wasserfall, zu ersticken, zu ertränken.

Uebrigens hätte aus dem constitutionellen Gesichtspunkte Herr von Serigny eben so gut Minister der Marine, der Justiz oder der Finanzen sein können, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, denn aus dem eigentlichen, jedem derselben speciellen Gesichtspunkte war er unfähig, eines derselben auszufüllen.

Ich hielt aber meine Beurtheilung des Herrn von Serigny geheim. Er hatte sich sehr wohlwollend gegen mich gezeigt, und ich war kein Pommerive; im Gegentheil vertheidigte ich meinen Minister aus allen Kräften.

Die Functionen, welche ich bekleidete, unterhielten mich selbst dadurch so ziemlich, daß ihre Nichtigkeit auf auffallende Weise mit ihrer muthmaßlichen Wichtigkeit contrastirte.

Die Kenntniß dieser Wirklichkeiten erweckte aber in mir wenigstens mitleidige Gefühle; ich wurde sehr tolerant gegen die unerbittliche stolze Anmaßung, durch welche die meisten unserer diplomatischen Agenten das Publikum über den Werth und die Nothwendigkeit ihrer Anstellung täuschen. Ohne diese Täuschung würden sie nicht existiren.

Ich gestehe aber, wenn ich auch nie die Laune hatte, mich zum Gehülfen oder zum Narren eines Taschenspielers machen zu lassen, so habe ich doch auch, wenn ich seine Kunststücke zu errathen glaubte, nie die Bosheit gehabt, es laut zu sagen, um den armen Teufel seiner Zuschauer zu berauben, weil ich mir nie zu denken vermochte, wie ein verlassener Taschenspieler in der Zukunft existiren sollte. Die armen Aeltern, welche ihre Söhne zu der diplomatischen Laufbahn bestimmen, sollten daher auch, wie mir scheint, verständig und vorsichtig genug sein, sie noch irgend ein gutes und zuverlässiges Handwerk lernen zu lassen, das ihnen einst eine nützliche Hülfsquelle sein könnte.

wenn unvorhergesehenes Unglück sie ihres ersten Standes beraubte.

Das ist keine rohe Paradoxe: die wesentliche Specialität unserer Diplomaten besteht darin, Frankreich würdig zu repräsentiren, d. h., auf Kosten des Staates ein großes Haus zu machen, ein üppiges, weltliches und zerstreuungsreiches Leben zu führen, unbedeutende Depeschen zu empfangen und zu schreiben, und es ist daher schwer, für diese schönen Eigenschaften Beschäftigung zu finden, wenn man die Profession, zu der sie erforderlich war, nicht mehr übt.

Meine neue Stellung bei Herrn von Serigny wurde bald bekannt und gab mir eine sonderbare Autorität in der Welt. Man wußte, daß ich keinen Posten gesucht hatte, indem ich mich den ziemlich eifrigen Arbeiten hingab, mit denen ich mich beschäftigte, und man schloß daraus, daß meine Lehrzeit nothwendigerweise zu den höchsten Ehrenstellen führen müsse.

Einige Umstände, welche der Zufall herbeiführte, steigerten diese Uebertreibungen noch.

Es war ein Ball bei der Herzogin von Berry.

Herr von Serigny, welcher an der Gicht litt, konnte demselben nicht beiwohnen. Lord Stuart, damals englischer Gesandter, welcher unsere Regierung dringend gebeten hatte, die thätigsten Nachforschungen anzustellen, um den Piraten von Porquerolles zu entdecken, kam auf mich zu, um mir zu sagen, daß man dem Elenden auf der Spur sei und seiner habhaft zu werden hoffe, und bat mich um neue Nachrichten über diese Angelegenheit. Er nahm mich bei dem Arme, und wir sprachen in einer Fenstervertiefung eine halbe Stunde mit einander.

Mehr war nicht nöthig, um glauben zu machen, daß ich in dem, was man die Staatsgeheimnisse nennt, weit vorgedrungen sei.

Das war noch nicht Alles; gegen elf wollte ich den Ball verlassen, da kam ich zufällig dem Könige in den Weg, der sich eben entfernte.

Ich hatte die Ehre genossen, ihm vorgestellt zu werden; er blieb vor mir stehen und sagte mit seiner gewöhnlichen anmuthigen Leutseligkeit:

„Ich lese alle Ihre Rapporte und bin damit sehr zufrieden; Sie interessiren mich, Sie sind sehr substantiell und ich

danke es Ihnen, daß ich so die Früchte der Erndte genieße, ohne die Mühe derselben zu haben."

„Ew. Majestät überhäufen mich mit ihrer Gnade," erwiederte ich, „und Ihre Billigung ist eine Gunst, die mir neue Pflichten auferlegt, deren ich mich würdig zu zeigen trachten werde."

Statt den Ball zu verlassen, setzte sich der König auf das nächste Canapé, und sagte zu mir: „Aber erzählen Sie mir doch die sonderbare Geschichte, von der mich Lord Stuart unterhalten hat. Sie ist wirklich merkwürdig und gleicht ganz einem Romane."

Als der König sich gesetzt hatte, um mit mir zu sprechen, zogen die Personen seiner Begleitung sich bescheiden in einige Entfernung zurück.

Ich erzählte also dem Könige die Geschichte des Piraten von Porquerolles; er hörte mir aufmerksam zu, richtete mehrere Fragen an mich, dankte mir sehr gnädig und entfernte sich dann.

Als der König fort war, wurde ich der Mittelpunkt aller Blicke. Man begriff das nicht: der König ging, er traf auf mich, und blieb noch über eine Viertelstunde in einem besonderen Gespräche mit mir zurück.

Ganz bestimmt mußte ich ein Mensch von der höchsten Wichtigkeit sein.

Da ich wußte, daß nichts lächerlicher ist, als nach einem solchen Auftritte seiner Wichtigkeit zu genießen, wollte ich den Ball verlassen, als ich die Fürstin Fersen auf mich zukommen sah, die ich seit einiger Zeit nicht getroffen hatte; sie schien mir so verändert, so abgemagert, daß ihr Anblick mir entsetzlich wehe that. Ich grüßte sie, ohne sie zu erwarten, und entfernte mich, obgleich ihr Blick bittend war und sie sich mir offenbar in der Absicht genähert hatte, mit mir zu sprechen.

Am nächsten Tage erhielt ich einen Brief von ihr. Sie bat mich in den herzlichsten Ausdrücken, sie zu besuchen, entschuldigte sich über ihre Undankbarkeit und machte einige freundliche Anspielungen auf die Vergangenheit.

Meine erste Regung war, mich sogleich zu Catharina zu begeben.

Aber ich bedachte bald, daß diese Zusammenkunft das Geschick meiner Liebe ohne Zweifel in nichts ändern könne. Ueberdies erinnerte ich mich der Härte, mit welcher die Fürstin Fer-

sen mich behandelt hatte, und setzte eine alberne Würde darin, mich ihrem ersten Entgegenkommen nicht zu fügen.

Ich schrieb ihr einen sehr kalten und sehr höflichen Brief, in welchem ich mich entschuldigte, aus Gründen, die sie begreifen müßte, nicht zu ihr zu kommen.

Sie antwortete mir nicht.

Ich glaubte, sie möchte keine große Lust haben, mich wieder zu sehen, da sie nicht weiter auf ihren Willen bestand, und wünschte mir Glück zu meinem Entschlusse.

Ich erfuhr bald darauf, daß der Fürst von seinem Hofe den Befehl erhalten hätte, zurück nach Rußland zu kommen und ich gestehe, ich wunderte mich sehr darüber, daß seine Frau ihm nicht gefolgt war.

Frau von V*** hatte ich im Namen der Freundschaft, die sie für mich zu haben behauptete, beschworen, Herrn von Serigny nicht so grausam zu quälen, indem ich ihr erklärte, daß ich mich zu ihrem Spiele der Koketterie ferner nicht mehr hergeben und sie sich übrigens gewaltig compromittiren würde, und daß die Welt früher oder später sie sehr kalt empfangen müßte.

Sie antwortete mir, ich spräche wie ein Quäker, aber der Seltenheit wegen wollte sie sich darin fügen, ohne einen Schatten der Koketterie zu leben.

Einen Monat nach diesem schönen Entschlusse sagte sie mir voll Dankbarkeit, daß das neue Leben ihr zum Sterben langweilig vorkomme, daß es aber eine wunderbare Wirkung hervorbrächte, und daß ungeheure Wetten darauf gemacht worden wären, ob sie in ihrer Bekehrung verharren würde oder nicht. Was den Minister beträfe, so fügte sie hinzu, daß er von der Dummheit eifersüchtiger Aufregung zu der Dummheit blinder Anbetung übergegangen wäre, und sie daher durch seine Qual weder gewonnen noch verloren hätte. — — — —
— — — — — — — — — — — —

Natürlich endeten die Gerüchte, die über Frau von V*** und mich in Umlauf gewesen waren, bald, und man beschuldigte mich, sie dem Ehrgeiz geopfert zu haben.

Zuweilen konnte ich mich des Lächelns nicht enthalten, wenn ich die Aufmerksamkeit bemerkte, mit der man mich umringte, denn ich setzte gewissermaßen aus Mangel an Beschäftigung meine Arbeit bei Herrn von Serigny fort.

Cernay, den ich zuweilen traf, verbarg besonders seinen Neid unter dem Aeußern der hyperbolischesten Bewunderung. „Sie sind ein gewandter Mann," sagte er, „Sie bedürfen alle Arten des Erfolges und sie müssen Ihnen werden. Jetzt sind Sie Staatsmann, in dem vertrauten Umgange der Minister und Gesandten. Der König zeichnet Sie sehr aus; Sie dürfen daher nur noch wollen, mein Lieber, denn Sie sind von einer Gewandtheit, ja — verzeihen Sie mir den Ausdruck — von einer Verschlagenheit —"

„Wie so das?"

„Ei, spielen Sie doch den Unschuldigen! Auf dem Tuilerien-Balle, wo Sie zwei so bemerkenswerthe und so bemerkte Conferenzen hatten, die eine mit Lord Stuart, die andere mit dem Könige, der, schon im Begriffe zu gehen, sich so lange mit Ihnen unterhielt — was thaten Sie da? Statt zu handeln, wie so viele Andere gehandelt haben würden, und kleinlich zu bleiben und sich mit solchen Auszeichnungen zu brüsten, sind Sie schnell verschwunden. Das war Verschlagenheit oder vielmehr Genie; Sie haben deshalb auch durch Ihre Entfernung eine wunderbare Wirkung hervorgebracht."

„Das Geheimniß dieses Verschwindens ist sehr einfach, mein lieber Cernay," sagte ich. „Ich hatte eine entsetzliche Migräne, und sehnte mich nach Hause."

„Ei ja doch," sagte Cernay mit allerliebster Unbefangenheit, „Sie werden mir doch wohl nicht weiß machen wollen, daß man die Migräne hat, wenn man eben eine Stunde mit dem Könige sprach?"

Vor vierzehn Tagen hatte ich die Fürstin Fersen auf dem Tuilerien-Balle zum letzten Male gesehen, als einer meiner Geschäftsleute mit verstörtem Wesen bei mir eintrat.

Es kam darauf an, den Folgen eines Banquerottes vorzubeugen, durch den ich gegen 50,000 Thaler verlieren konnte, welche ich bei einem der besten Häuser in Havre sicher placirt zu haben glaubte.

Der Banquerott war noch nicht erklärt, aber er drohte und man fürchtete ihn.

Mein Geschäftsmann schlug mir daher vor, auf der Stelle mit ihm abzureisen und diesem Hause das Capital zu entziehen.

Die Summe war so beträchtlich, daß ich nicht einen Augenblick zögerte, mich nach Havre zu begeben. Eine Voll-

macht, so ausgedehnt sie auch sein mochte, würde allen möglichen Fällen nicht genügt haben. Unter solchen Umständen ist die Anwesenheit des Selbstinteressirten oft von der höchsten Wichtigkeit.

Ich schrieb zwei Zeilen an Herrn von Serigny, um ihm zu sagen, daß wichtige Gründe mich nach Havre riefen. In meinem Hause ließ ich den Befehl zurück, mir alle Brief dorthin nachzusenden.

Zwei Stunden darauf war ich auf dem Wege.

Wir waren der letzten Station vor Havre nahe, als ich hinter mir den schnellen Galopp von zwei Pferden hörte, das Knallen einer Peitsche, und eine mir nicht unbekannte Stimme, welche rief: Halt! Halt!

Meine Postillone sahen mich unentschlossen an. Ich gab ihnen ein Zeichen, zu halten, und gleich darauf sprengte an die Thür meines Wagens der Courier der Fürstin Fersen. Sein Pferd war mit Schaum bedeckt und von Spornstößen zerrissen.

Der Mensch war durch die Schnelligkeit so außer Athem, daß er, mir einen Brief überreichend, kaum die Worte sprechen konnte:

„Herr Graf — von der Frau Fürstin — Ich habe vier Stunden gewonnen — Mehr vermochte ich nicht."

Der Brief enthielt nichts als die Worte:

„Meine Tochter stirbt — sie stirbt — ich hoffe nur noch auf Sie!"

„Umgekehrt!" schrie ich den Postillonen zu. „Und Du," sagte ich zu dem Courier, „kannst Du mir bis Paris die Pferde bestellen?"

„Ja, Herr Graf."

„Nun, vorwärts also."

Der brave Bursche wendete sein Pferd, und sprengte in voller Carriere in der Richtung nach Paris dahin.

„Aber, Herr Graf," rief mein Geschäftsführer erbleichend, „Sie können ja nicht nach Paris zurückkehren; wir sind gleich in Havre."

Ich sah ihn staunend an. „Weshalb denn?"

„Aber der Banquerott! — Bedenken Sie doch, daß eine Stunde Zögerung Alles verderben kann; daß es sich darum handelt, 50,000 Thaler zu retten oder nicht."

Ich hatte den Zweck meiner Reise ganz vergessen. — „Sie haben Recht," sagte ich. „Sie sind höchstens eine halbe Stunde von Havre entfernt. Erweisen Sie mir den Dienst, zu Fuß hinein zu gehen, und Alles so gut als möglich zu ordnen."

Ich ließ die Wagenthür öffnen.

„Aber das ist ja unmöglich," entgegnete starr vor Staunen der Geschäftsmann. „Ohne Sie vermag ich nichts; ich habe ja nicht einmal eine Vollmacht. Noch einmal, ohne Sie ist meine Anwesenheit durchaus nutzlos. Kommen Sie wenigstens nach Havre, stellen Sie mir beim Notar eine Vollmacht aus, und dann —"

Ich kochte vor Ungeduld. „Mein Herr," sagte ich rasch, „entweder Sie gehen ohne mich nach Havre, oder kehren mit mir nach Paris zurück. Die Wagenthür ist offen, steigen Sie aus oder bleiben Sie."

„Aber, Herr Graf —!"

„Zu die Thür, nach Paris!" rief ich.

Der Geschäftsmann stieg schnell aus und sagte verzweiflungsvoll: „Wie Sie wollen, Herr Graf, aber ich habe mir nichts vorzuwerfen. Sie können diese 50,000 Thaler als verloren betrachten. Schicken Sie mir wenigstens eine Vollmacht und —"

Ich hörte das Ende dieser Phrase nicht.

Die Pferde flogen dahin.

In meinem Leben bin ich nicht so schnell gereist. — — — — — — — — — — — — — — — —

In Versailles gab ich den Befehl, in Paris eine kleine Strecke vor dem Hotel der Fürstin Fersen anzuhalten.

Als ich so weit kam, sah ich die Straße hoch mit Stroh bedeckt.

Ich dachte an die Möglichkeit eines längern Aufenthalts bei der Fürstin Fersen, und da ich diesen geheim halten wollte, befahl ich meinem Bedienten, den Wagen nach meiner Wohnung zu bringen, und meinen Leuten zu sagen, ich sei in Havre geblieben und werde mit dem Dampfboote zurückkehren.

Ich trat in das Hotel.

Elftes Kapitel.

Irene.

Die geringsten Details dieses fürchterlichen Auftrittes sind meinen Gedanken noch gegenwärtig.

Es schlug Mitternacht, als ich in das Vorzimmer zu den Gemächern der Fürstin Fersen trat.

Es war finster, und ich fand keinen ihrer Leute; das kam mir sonderbar vor. Geführt durch ein zweifelhaftes Licht, schritt ich durch mehrere Salons, von denen ein einzelner schwach beleuchtet war; mein Herz zog sich vor Entsetzen zusammen.

Ich kam zu einer halb geöffneten Thür.

Nun erst traf unterdrücktes Schluchzen mein Ohr.

Ich stieß die Thür geräuschlos auf.

Welch ein Anblick, mein Gott!

Das Bett Irenens, neben dem ihrer Mutter stehend, befand sich gerade der Thür gegenüber und füllte den Hintergrund des Zimmers aus.

Rechts neben dem Bette kniete Catharina, und hielt in ihren Händen eine Hand ihres Kindes.

Ich konnte das Gesicht der unglücklichen Mutter nicht sehen, sondern nur so viel, daß von Zeit zu Zeit eine heftige und krampfhafte Bewegung ihre Schultern erbeben machte.

Links war Frank, der große Maler, der Gatte Helenens.

Auf einem niedern Stuhle sitzend, zeichnete er das Gesicht der sterbenden Irene.

Entsetzliche Erinnerung, welche die Fürstin Fersen ohne Zweifel bewahren sollte!

Mit Hülfe eines Schirmes hatte er das Licht der Lampe so geleitet, daß es das Gesicht Irenens voll beschien.

Der übrige Theil des Zimmers lag in dichter Finsterniß.

Ein großer Greis, in einen gewaltigen Pelz gehüllt, lehnte am Fuße vor dem Bette des Kindes. Seine Haare waren weiß, seine kahle, hervorspringende Stirn war glatt, wie altes Elfenbein, und ein heller Lichtstrahl zeichnete sein kühn ausgesprochenes Profil.

Es war der Doctor Ralph, der Arzt der Fürstin Fersen.

Er schien mit besorgtem Blicke jede unbemerkbare Bewegung der Züge Irenens zu erforschen.

In einer dunklen Ecke des Zimmers saß die Gouvernante, den Kopf gegen die Wand gestützt, und konnte ihr Schluchzen kaum unterdrücken.

In dem Augenblicke, als ich das Zimmer betrat, wurde es so schmerzlich, daß sie daran verzweifelte, es zu ersticken, und mit dem Tuche vor dem Munde hinausging.

Auch ich weinte bitterlich bei dem Anblicke dieses engelgleichen Kindergesichts, das so sanft, so ergebungsvoll war, und das ungeachtet der Annäherung des Todes einen Charakter göttlichen Ernstes bewahrte.

Hell beleuchtet, trat ihr blasses dunkles Gesicht auf der Weiße des Kopfkissens hervor; ihre schönen schwarzen Haare fielen unordentlich herab und bedeckten ihre Stirn; ihre großen, halbgeschlossenen Augen, von einem bläulichen Rande umgeben, ließen unter ihren schweren Augenlidern eine halbgeschlossene Pupille gewahren. Ihrem halb geöffneten Munde, ihren einst so rothen, jetzt entfärbten Lippen entrangen sich schnelle Athemzüge und zuweilen ein schnelles, athmendes Flüstern. Das arme Gesicht, einst so rund, so frisch, so kindlich, war schon vom Tode entstellt. —

Von Zeit zu Zeit streckte das unglückliche Kind die Hände in die Leere hinaus, oder wendete schwerfällig den Kopf auf dem Kissen um und stieß dabei einen schweren Seufzer aus. Dann lag es wieder entsetzlich regungslos da.

Das Gesicht Frank's, den ich seit zwei Jahren nicht gesehen hatte, trug den Ausdruck nagenden Trübsinnes.

Auch er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, so oft er seinen Blick auf das Gesicht der sterbenden Irene richtete.

Die Ruhe, das verzweiflungsvolle Schweigen dieses Auftrittes machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich einen Augenblick regungslos auf der Schwelle stehen blieb.

Die Fürstin Fersen sah auf die Stutzuhr, und schüttelte dann mit dem Ausdrucke der Verzweiflung den Kopf.

Ich verstand sie. — Gewiß begann sie an mir zu zweifeln.

Ich drückte die Thür zurück.

Catharina sah mich und war mit einem Sprunge an meiner Seite, zog mich zu dem Bette und rief mit herzzerreißen-

dem Tone: „Retten Sie sie: Haben Sie Barmherzigkeit mit mir! Retten Sie sie!"

Die Stimme der Fürstin Fersen war kurz, abgestoßen, und obgleich ihr schönes Gesicht die Spuren der Thränen und der Ermattung trug, so erkannte man doch unter diesem Schein der Schwäche die übermenschliche Energie, welche stets eine Mutter aufrecht erhält, so lange ihr Kind ihrer bedarf.

„Einen Augenblick," sagte der Doctor Ralph mit ernster, tiefer Stimme. „Das ist unsere letzte Hoffnung; setzen wir sie nicht auf das Spiel."

Die unglückliche Frau verbarg das Gesicht in beide Hände.

„Ich sagte Ihnen," fuhr der Doctor fort, und deutete auf ein Gläschen mit einer braunen Flüssigkeit, „diese Arznei muß den Geist des Kindes neu beleben, den letzten Funken des Bewußtseins, das vielleicht noch in ihm existirt, erwecken. Dann wird der Anblick der Person, welche eine so auffallende Herrschaft über das Kind übt, vielleicht ein Wunder bewirken, denn ich gestehe Ihnen, es ist leider ein Wunder erforderlich, um Ihre Tochter dem Leben wiederzugeben."

„Ich weiß es, ich weiß es," sagte Catharina, indem sie ihre Thränen zu ersticken trachtete. „Ich bin auf Alles gefaßt — also — auf Alles. Aber wie wird die Wirkung dieser Tropfen sein?"

„Ich kann für die unmittelbare Wirkung stehen, aber nicht für die Folgen, welche diese Wirkung hervorbringen möchte."

„Was soll ich thun, o mein Gott?" rief Catharina in gräßlicher Angst aus.

„Zögern Sie nicht, gnädigste Frau," sagte ich, „da man sie einmal für verloren hält, so nehmen Sie wenigstens die einzige Möglichkeit an."

„Das ist auch meine Meinung, Ew. Durchlaucht, zögern Sie nicht," sagte Frank, der unsere Aufregung theilte.

„Thun Sie es!" flüsterte die Fürstin mit dem Tone verzweiflungsvoller Entschlossenheit, und sank neben dem Bett der Kleinen auf die Kniee.

Sie betete.

Sie, Frank und ich, wir richteten schwankende, schmerzvolle Blicke auf den Doctor. Er war allein ruhig bei diesem fürchterlichen Auftritte, und näherte sich schweigend und mit langsamem Schritte dem Bette Irenens.

Wenn man seinen hohen Wuchs, sein strenges Gesicht, seine langen weißen Haare, seine auffallende Kleidung sah, hätte man ihn für einen Menschen halten sollen, der, mit geheimer Macht begabt, durch irgend einen mystischen Trank einen geheimnißvollen Zauber bewirken wollte.

Er goß einige der Tropfen, welche das Fläschchen enthielt, in einen goldenen Löffel.

Die Fürstin Fersen nahm diesen, und näherte ihn den Lippen ihrer Tochter.

Ihre Hand zitterte aber so stark, daß sie die Arznei verschüttete.

„Ich fürchte mich!" sagte sie wie in Geistesverwirrung.

Sie gab den Löffel an den Arzt zurück.

Dieser füllte ihn aufs Neue, und führte ihn dann mit fester Hand zu Irenens Lippen.

Das Kind trank ohne Widerwillen.

Unmöglich wäre es, zu beschreiben, mit welcher tödtlichen Angst, mit welchem Entsetzen wir die Wirkung der Arznei erwarteten.

Der Arzt selbst, gespannt über das Bett gebeugt, beobachtete das Gesicht Irenens mit glühendem Blicke.

Die Arznei wirkte bald.

Nach und nach bewegte Irene die Arme, die Hände; ein mattes Roth färbte ihre Wangen; sie drehte den Kopf mehrmals rasch auf dem Kissen hin und her; sie stieß leise Klagelaute aus; — sie öffnete die Augen — schloß sie — öffnete sie wieder.

Das Licht stand ihr gegenüber. Der helle Schein war ihr schmerzhaft, denn sie fuhr mit den Händen nach den Augen.

„Sie sieht, sie sieht!" sagte der Doctor mit einer Lebhaftigkeit, welche ein gutes Zeichen zu sein schien.

„Sie ist gerettet!" rief Catharina, und faltete die Hände, als wolle sie dem Himmel danken.

„Keine thörichte Hoffnung!" sagte streng und beinahe hart der Doctor Ralph. „Ich sagte Ihnen, daß dieser Schein des Lebens nur trügerisch ist. Es ist der Galvanismus, welcher selbst einem Leichnam Bewegung verleiht; ein Hauch kann das unsichtbare Band zerreißen, welches das Kind noch an das Leben fesselt." — Dann zu mir sich wendend, fügte er hinzu: „Sogleich wird es an Ihnen sein, zu versuchen, ob sich dieser

schwache Faden noch anknüpfen läßt. Aber, ich erkläre es, wenn das Kind lebt, was ich leider nicht zu hoffen wage, so verdankt es dies Ihnen, mein Herr; — die bekannte Wissenschaft bewirkt solche Wunder nicht."

„Das vermag nur Gott," sagte Frank mit feierlicher Stimme.

„Oder gewisse geheimnißvolle und ohne Zweifel magnetische Einflüsse, die man zugeben muß, ohne sie zu begreifen," entgegnete der Doctor.

Die Aufregung, welche durch die Arznei bei Irenen hervorgebracht worden war, breitete sich mehr und mehr aus; zwei oder dreimal seufzte sie tief, streckte die Arme aus und flüsterte endlich mit sehr schwacher Stimme: „Meine Mutter — Arthur."

„Jetzt," sagte lebhaft der Doctor, „nehmen Sie eine Hand des Kindes in die Ihrige, und die andere legen Sie in die Hand ihrer Mutter. — Nähern Sie sich ihr so viel als möglich — und rufen Sie sie — leise — langsam — damit der Ton Zeit habe, zu ihrem geschwächten Ohre zu bringen."

Ich nahm eine der Hände des Kindes, die Mutter nahm die andere.

Diese Hand war feucht und eiskalt.

Ich näherte mich Irenen.

Ihre großen, durch die Krankheit noch vergrößerten Augen irrten hier und dort umher, als suchten sie Jemand.

„Irene — Irene —" sagte ich mit leiser Stimme. —

„Irene — Irene — mein Kind —" sagte Catharina mit einem Tone der Leidenschaft und der entsetzlichsten Angst, der sich nicht beschreiben läßt.

Das Kind schien uns nicht sogleich gehört zu haben.

„Irene — es ist Ihr Freund — es ist Arthur und Ihre Mutter — hören Sie ihre Stimme nicht?"

„Deine Mutter — o Gott — Deine Mutter ist da" — wiederholte Catharina.

Diesmal irrte der Blick des Kindes nicht mehr umher; sie machte eine heftige Bewegung mit dem Kopfe, als hätte plötzlich ein ferner Laut sie getroffen.

„Wie ist ihre Hand?" fragte uns der Doctor mit leiser Stimme.

„Noch immer kalt," erwiederte ich.

„Noch immer kalt," erwiederte ihre Mutter.

„Schlimm; Sie sind noch nicht in Rapport; — fahren Sie fort.“

„Irene — mein Kind — mein Engel — hören Sie mich? Ich bin es — Arthur!“

Irene erhob die Augen, und begegnete meinem Blicke.

Ich hatte oft von dem magnetischen Zauber sprechen hören; diesmal empfand ich seine Wirkung und Rückwirkung selbst.

Ich richtete einen gierigen, verzweifelten Blick auf das matte Auge Irenens, und allmählig, als belebe er sich unter dem meinigen, wurde Irenens Blick minder gebrochen, heller, voll strahlenden Bewußtseins.

Auf ihrem Gesichte, welches zum Leben zurückgekehrt zu sein schien, konnte ich den Fortschritten der Vernunft, dem wiedererwachten Bewußtsein folgen.

Sie streckte mir die Arme entgegen, und ein englisches Lächeln umschwebte ihre Lippen.

Zu schwach, um den Kopf zu wenden, suchte sie ihre Mutter mit dem Blicke.

Catharina beugte sich über das Bett, indem sie noch immer, wie ich, eine Hand Irenens hielt.

Nachdem das Kind uns einen Augenblick betrachtet hatte, näherte es sanft die Hand seiner Mutter der meinigen; sein Blick wurde feucht, und dann flossen seine Thränen reichlich.

Als ich die Hand Catharinens berührte, fühlte ich im Herzen einen schnellen, blitzartigen Schlag. Einen Augenblick hörte und sah ich nichts mehr; meine Hand drückte die Catharinens, die Irenens, und dennoch waren mir diese Punkte der Berührung nicht fühlbar.

Es schien mir, als umhülle, als verschmelze ein Strom der Electricität uns alle Drei.

Es war ein unerklärlicher, tiefer, schmerzhafter Eindruck. Als ich wieder zu mir kam, hörte ich den Doctor ausrufen:

„Sie hat geweint; sie ist gerettet!“

„Sie haben sie mir zurückgegeben!“ sagte Catharina, und sank vor mir auf die Kniee.

Zwölftes Kapitel.

Der Hain.

Diese heilsame Krisis rettete Irenen.

Während eines Monats, welchen die Genesung dauerte, verließ ich sie nicht einen Tag — nicht eine Nacht! — — — — — — — — — — — — — — —

In den ersten Tagen des Frühlings forderte der Doctor Ralph die Fürstin auf, mit ihrer Tochter auf das Land zu ziehen, und gab, der Lage wegen, der Gegend von Fontainebleau den Vorzug.

Die Fürstin Fersen hatte ein sehr hübsches Landhaus besehen, welches der Hain hieß, und in der Nähe des Dorfes Moret lag; sie ließ die nöthigen Einrichtungen treffen, und es wurde bestimmt, daß wir es im Monat Mai mit Irenen beziehen wollten.

Wäre meine fortwährende Anwesenheit bei der Fürstin Fersen bekannt geworden, so hätte man sie auf die gehässigste Weise ausgelegt. Den Tag nach der Krisis, welche für Irene so günstig gewesen war, sagte ich daher zu ihrer Mutter, daß sie den Eintritt in ihre Zimmer Jedermann untersagen müsse, ausgenommen dem Arzte, der Gouvernante und einer andern ihrer Kammerfrauen, auf die sie sich verlassen konnte. Ich hatte während der Krankheit Irenens ein leerstehendes Zwischengeschoß bewohnt, dessen Fenster nach einem unbesuchten Garten gingen. Meine Rückkehr nach Paris und mein Aufenthalt bei Catharinen waren daher auch aller Welt unbekannt.

Die Fürstin Fersen nahm nach Fontainebleau nur dieselben Leute mit sich, die sie während der Krankheit ihrer Tochter umgeben hatten; die übrige Dienerschaft blieb in Paris zurück.

Die Fürstin wünschte, mir nach dem Hain zwei Tage voraus zu gehen.

Sie reiste ab.

Am nächsten Tage empfing ich die bestimmteste Andeutung, mich zu der kleinen Thüre des Parkes vom Hain zu begeben.

Zu der festgesetzten Stunde war ich an dieser Thür; ich klopfte an und sie öffnete sich.

Die Sonne war dem Untergange nahe, aber sie warf noch einige heiße Strahlen durch das Strauchwerk eines Gebüsches von Glycineen, mit veilchenblauen Trauben; hier fand ich Catharina, die mich, Irene an der Hand, erwartete.

War es Erinnerung? War es Wirkung des Zufalles? Ich weiß es nicht, aber wie an dem Tage, an welchem ich sie am Bord der russischen Fregatte zum ersten Male sah, trug Catharina eine Robe von weißem Mousselin, und eine Blondenhaube mit einem rothen Geraniumzweige.

Obgleich der Kummer sie sehr mager gemacht hatte, war sie doch noch sehr schön, und noch mehr reizend, als schön. Es war noch immer ihre elegante und edle Taille, ihre sanfte, anmuthige und zugleich sinnvolle Physiognomie, ihre großen Augen von so reinem und sanftem Blau, von den langen und schwarzen Wimpern beschattet, ihre Haare, schwarz wie Ebenholz, dessen dichte Flechten ihre weiße, stolze und melancholische Stirn umgaben und an ihren durch den Schmerz gebleichten Wangen herabfielen.

Irene war eben so wie ihre Mutter weiß gekleidet; ihre langen braunen Haare, mit Band durchflochten, fielen auf ihre Schultern herab, und ihr herrliches Gesicht schien die überstandenen Leiden kaum zu verrathen, war aber noch immer ernst und sinnend.

Die erste Regung Catharina's war, ihre Tochter in die Arme zu nehmen, sie mir dann in die meinigen zu legen und dabei mit der lebhaftesten Rührung zu sagen: „Nicht wahr, jetzt ist es auch Ihre Irene?"

Dabei glänzte ihr Blick vor Dankbarkeit und unter Thränen.

— — — — — — — — — — —

Es giebt Gefühle, auf deren Beschreibung man verzichten muß, denn sie sind unendlich, wie die Ewigkeit.

Als diese erste Regung des Glückes vorüber war, sagte die Fürstin zu mir: „Jetzt muß ich Sie zu Ihnen führen."

Ich gab ihr den Arm, Irene nahm meine Hand, und ich ließ mich von Catharina führen.

Wir schwiegen lange Zeit.

Nachdem wir die dunkle Allee verfolgt hatten — denn die

Sonne ging schnell unter — kamen wir zu einer lichten Stelle des Gehölzes.

„Hier ist Ihre Hütte!“ sagte die Fürstin Fersen.

Meine Hütte war eine Art von Schweizer Sennhütte, halb versteckt in einem Gebüsch von rothen Akazien, Linden und Flieder, und am Bord eines schönen Teiches erbaut und auf steinernen Felsblöcken, wie sie der Gegend von Fontainebleau eigen sind. Diese Hütte war ohne Zweifel in der Absicht erbaut, als Point-de-vue zu dienen, und man hatte daher aus den geringsten Zufälligkeiten ihrer Lage den größtmöglichsten Vortheil gezogen.

Ein herrlicher Teppich von Immergrün, Epheu, Moos und wilden Erdbeerranken bedeckte fast ganz die weißlichen Felsstücke, und aus jeder Spalte derselben wuchs ein Büschel Iris, Rhododendron oder Heidekraut.

Jenseit des Teiches zog sich ein schöner Rasenplatz, von Gebüschen umgeben, einen sanften Abhang hinan bis zu der Façade des Hauses, welches die Fürstin Fersen bewohnen sollte, und das man in der Ferne erblickte.

Das Auge ruhte nach allen Seiten auf einem grünen Horizonte, welcher durch ein dichtes Gehölz gebildet wurde, das die hohen Mauern des Parkes umzog und sie gänzlich verdeckte.

Ohne Zweifel hätte man der Mannigfaltigkeit wegen eine bessere Aussicht wünschen können; aber da unser Leben im Hain in das tiefste Geheimniß gehüllt sein sollte, war diese gewaltige und undurchdringliche Barriere von Laubwerk sehr wünschenswerth.

Nach einigen Minuten standen wir am Fuße der Treppe von der Sennhütte. Die Fürstin nahm einen kleinen Schlüssel vom Gürtel, und öffnete die Thüre des Erdgeschosses.

Auf den ersten Blick sah ich, daß sie selbst die Einrichtung der beiden Zimmer, aus denen es bestand, geleitet hatte. Alles war von der äußersten, aber elegantesten Einfachheit. Ueberall fand ich Blumen; dann ein Piano, eine Staffelei, und die Bücher, von denen sie mich hatte sagen hören, daß sie mir die liebsten wären.

Einen Rahmen von Ebenholz mit Thüren, welche mit Perlmutter reich verziert waren, bat die Fürstin mich zu öffnen. Ich fand darin neben der herrlichen Skizze, die Frank von der

sterbenden Irene entworfen hatte, ein anderes neues Portrait Irenens, welches Frank ebenfalls gemalt hatte.

Ich nahm Catharinens Hand und zog sie mit einem Gefühle unbeschreiblicher Dankbarkeit an meine Lippen.

Sie selbst drückte meine Hand voll Zärtlichkeit an ihre Lippen.

Dann umarmte sie ihre Tochter leidenschaftlich.

Ich schloß den Rahmen, nicht ohne durch diesen Beweis der Erinnerung Catharinens lebhaft ergriffen zu sein, denn ich hatte meine Ansichten über die Portaits gegen sie ausgesprochen, die gleichgültig den Blicken Aller ausgestellt werden.

Als wir die Sennhütte verließen, färbte die Sonne die Wässer des friedlichen Teiches mit einem Wiederscheine von Purpur und Gold. Die Akazien schüttelten ihren rosigen und würzigen Schnee herab. Man vernahm kein Geräusch; auf allen Seiten war der Horizont von dichten Massen Laubwerks begränzt; wir befanden uns in der Mitte der tiefsten, friedlichsten, geheimnißvollsten Einsamkeit.

Ohne Zweifel ergriffen durch den Anblick dieses Bildes sanfter Melancholie, stützte Catharina sich auf die Brüstung der Galerie und blieb einige Minuten träumerisch stehen.

Irene setzte sich zu ihren Füßen, und pflückte Rosen und Caprifolium zu einem Strauß.

Ich stützte mich gegen die Thür, und empfand unwillkürlich eine schmerzliche Beklemmung, indem ich die Fürstin Fersen betrachtete.

Ich sollte lange Tage in der Gesellschaft dieser so leidenschaftlich geliebten Frau zubringen, und das Zartgefühl verbot mir, ihr ein Wort von der so glühenden, so innigen Liebe zu sagen, die durch alle vergangenen Ereignisse nur noch gesteigert worden war.

Ich wußte nicht, ob ich geliebt wurde, oder ich verzweifelte vielmehr daran. Es schien mir, als sei das Geschick, welches die Fürstin und mich an dem Sterbebette ihrer Tochter vereinigte und uns einen ganzen Monat unter fürchterlicher Angst neben dem Krankenlager derselben festhielt, zu verhängnißvoll gewesen, um ein so zärtliches Gefühl herbei zu führen.

Ich war in diese traurigen Gedanken versunken, als die Fürstin eine plötzliche Bewegung machte, als erwache sie aus einem Traume, und mir sagte:

„Verzeihung, aber ich habe eine so milde, würzige Luft lange nicht eingeathmet, und genoß nun dieser herrlichen Natur als Egoistin.“

Irene theilte ihr Bouquet zwischen ihrer Mutter und mir, und wir kehrten nach dem Hause zurück.

Erst nach einem langen Spaziergange kamen wir bei demselben an, denn der Park war sehr groß.

Dreizehntes Kapitel.

Sonnentage.

Im Hain, den 10. Mai 18** [1]).

Es ist elf Uhr Abends; ich habe so eben die Fürstin Fersen verlassen. So bin ich also jetzt in der Hütte, die ich künftig in ihrer Nähe bewohnen soll!

Ich empfinde ein sonderbares Gefühl!

Die Ereignisse sind seit einem Monat so schnell auf einander gefolgt, mein Herz wurde von so verschiedenen Gefühlen bestürmt, daß ich das Bedürfniß fühle, mir von meinen Erinnerungen, meinen Wünschen, meinen Hoffnungen Rechenschaft abzulegen.

Deshalb nehme ich dieses Tagebuch wieder auf, welches ich seit meiner Abreise von Chios unterbrochen hatte.

Die Ideen drängen sich in meinem Geiste so verworren, daß ich sie aufzuklären hoffe, indem ich sie niederschreibe; ich handle ungefähr wie die Leute, welche nicht im Stande sind, etwas im Kopf auszurechnen und es deshalb auf dem Papier thun.

Wie wird für mich das Ende dieser Liebe sein?

Der Doctor Ralph hat der Fürstin ausdrücklich gesagt,

---

1) Seiner Gewohnheit nach schaltet Arthur hier Bruchstücke seines Tagebuches ein, welches seit Chios unterbrochen und ohne Zweifel bei seiner Ankunft im Hain wieder aufgenommen wurde. Die vorhergehenden Kapitel sind dazu bestimmt, die Lücke auszufüllen, welche die beiden Zeitabschnitte von einander trennt, während welcher Arthur die Führung dieses Memorandums vernachlässigt zu haben scheint.

daß meine Anwesenheit zu der gänzlichen Wiederherstellung Irenens noch lange Zeit unerläßlich sein würde, und daß noch zwei oder drei Monate besonders darauf zu denken wäre, die Einbildungskraft dieses Kindes zu beschwichtigen und es vor jeder Erschütterung, so wie vor dem geringsten Kummer zu bewahren; jede Aufregung sei für sie um so gefährlicher, da sie Alles in sich verschlösse.

Die Anziehungskraft, die ich auf Irene äußere, und welche der Doctor Ralph einer geheimnißvollen und magnetischen Einwirkung zuschreibt, von der er tausend Beispiele citirt, theils bei Menschen, theils bei Thieren, die er aber nicht erklären zu können gestand — diese Anziehungskraft also bringt mich in eine sonderbare Lage.

Die Wirkung meiner Gegenwart oder meiner Abwesenheit auf das Kind ist eine erwiesene, unläugbare Thatsache. Seit beinahe einem Jahre hat Irene drei oder vier leichte, ernste oder beinahe tödtliche Krisen gehabt, welche sämmtlich keine andere Ursache hatten, als ihren Kummer, mich nicht mehr zu sehen, und besonders, mich nicht mehr bei ihrer Mutter zu sehen; denn ihre Gouvernante hat mir seitdem gesagt, daß selbst unsere Zusammenkünfte in den Tuilerien Irenen nicht ganz befriedigten, und daß diese die Zeit ihres Aufenthaltes auf der Fregatte beständig beklagte.

Meine Anwesenheit ist daher so zu sagen das Band, welches Irenen an das Leben fesselt.

Ohne meine Liebe, ohne meine Leidenschaft für Catharinen, ohne die innige Theilnahme, welche ihr Kind mir einflößt, würde mir diese gebieterische Verpflichtung, Irenen nie zu verlassen, peinlich und verlegen sein.

Aber ich bete ihre Mutter an! Wenn ich das Gefühl, das sie mir einflößt, mit den andern vergleiche, die ich gehabt habe, so erscheint es mir als das tiefste von allen, und wenn ich sie täglich sehe, und durch die ergreifendsten, geheimnißvollsten Umstände ihr angenähert werde, durch Umstände, welche ganz dazu geeignet sind, die ruhigste Liebe bis zur Exaltation zu treiben, so muß ich schweigen, und Catharina muß mir eine Schwester, eine Freundin sein!

Im Namen einer vergangenen Anhänglichkeit also, und beinahe des verhängnißvollen Einflusses, den ich unwillkürlich

auf Irene übe, soll ich zu Catharinen von den Hoffnungen meiner Liebe reden!

Das wäre feig, das wäre erbärmlich!

Und, mein Gott, wenn die unglückliche Mutter etwa glaubte, daß ich die Liebe als Preis meiner Gegenwart bei ihrer Tochter in Anspruch nähme!

Der Gedanke ist gräßlich!

— — — — — — — — — — — — —

Mein Entschluß ist daher unwiderruflich gefaßt: Nie soll ein Wort von Liebe über meine Lippen kommen.

Im Hain, den 11. Mai 18**.

Meine guten Handlungen bringen mir Unglück. Noch ein Grund mehr, das tiefste Schweigen zu beobachten.

Diesen Morgen hat man die Zeitungen gebracht.

Die Fürstin nahm eine zur Hand und las sie.

Plötzlich sah ich, wie sie sich unterbrach, erbebte, erröthete; dann ließ sie mit dem Ausdrucke stummen Staunens die Hände langsam auf die Kniee sinken, und schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: Ist es denn möglich?

Dann richtete sie auf mich einen durch Thränen verschleierten Blick, stand schnell auf und ging hinaus.

Da ich nicht wußte, welchem Grunde ich ihre lebhafte Aufregung zuschreiben sollte, nahm ich die Zeitung, und die folgenden Zeilen erklärten mir ihr Staunen.

„Man weiß, daß das Haus *** und Comp. in Havre „vor einem Monat einen Banquerott gemacht hat, der sich, wie „man sagt, auf mehrere Millionen beläuft. Der Chef dieses „Hauses hat sich heimlich nach den vereinigten Staaten einge„schifft. Einige Gläubiger, von den beunruhigenden Gerüch„ten unterrichtet, welche über die Solidität dieses Hauses in „Zweifel waren, haben noch bei Zeiten einen Theil ihrer Gel„der zurückgezogen. Herr Dumont, der Geschäftsführer des „Herrn Grafen Arthur von ***, der mit einer Summe von „150,000 Francs bei dem Banquerott interessirt ist, war nicht „so glücklich; er befand sich zwar in Havre, um dem Verluste „vorzubeugen, aber es mangelte ihm an den nöthigen Voll„machten, und er mußte daher seine Klage bei dem Procurator

„des Königs anbringen, weil dieser Banquerott offenbar als „betrügerisch zu betrachten ist; aber bei der geringen Summe „der Activa, die kaum 80,000 Francs betragen, müssen die „zahlreichen Gläubiger des Hauses *** ihre Gelder als ver= „loren betrachten.“

Die Fürstin Fersen war von meiner schleunigen Abreise nach Havre unterrichtet, denn ihr Courier hatte mich kurz vor dieser Stadt eingeholt. Ich war augenblicklich umgekehrt; die Zeit dieser Rückkehr fiel mit der jenes Banquerottes zusammen. Es war daher für Catharina erwiesen, daß mein Eifer, mich zu der sterbenden Irene zu begeben, mir allein diesen Verlust zugezogen hatte. — Jetzt muß ich also mehr als je den Schein fürchten, als wolle ich den Preis für meine Opfer fordern.

Indem ich maschinenmäßig die Zeitung durchflog, fand ich über der erwähnten Nachricht die folgende mich interessirende Note.

Das Blatt war ein halb offizielles, und man konnte es für wohlunterrichtet halten.

„Man spricht von einigen nahe bevorstehenden Verände= „rungen in unserm diplomatischen Corps. Unter den Personen, „welche zu irgend einem wichtigen Posten im Departement der „auswärtigen Angelegenheiten berufen werden dürften, nennt „man den Grafen Arthur von ***, der, obgleich noch sehr „jung, vollkommenes Recht zu dieser Begünstigung hat, sowohl „durch seine Reisen, als durch seine Studien und die ange= „strengten Arbeiten, denen er lange als Chef vom geheimen „Cabinet des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vor= „gestanden hat. Diese Nachricht, die wir als gewiß mittheilen „können, beweise, daß man da, wo die Auszeichnung der Ge= „burt und die Vortheile des Vermögens von anerkannten und „ausgezeichneten Fähigkeiten begleitet werden, die ganze Unter= „stützung und Ermuthigung der Minister des Königs erwarten „darf.“

Diese Note ging von dem Cabinette des Herrn von Se= rigny aus, der mir während meiner Abwesenheit gefällig zu sein glaubte, indem er ohne Zweifel den König um irgend eine Gunst für mich bat.

Ziemlich gleichgültig, wie ich gestehe, gegen diese Nach= richt, suchte ich Catharina auf.

Ich traf sie in einer Allee des Parkes.

„Ich weiß Alles," sagte sie, und reichte mir die Hand.

„Auch das noch, auch das noch, mein Gott," fügte sie hinzu, indem sie die Augen gen Himmel richtete. „Und ich — was habe ich denn für ihn gethan?"

Diese Worte drangen mir in das Herz und brachten in mir eine so süße, so tiefe Aufregung hervor, daß meine Hoffnungen unwillkürlich wieder erwachten. Bald aber unterdrückte ich diese Gedanken, und sagte, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen:

„Sie wünschen mir also nicht zu meinen zukünftigen Erfolgen Glück?"

Sie sah mich verwundert an.

„Welche Erfolge?" fragte sie dann.

„Haben Sie denn die Zeitung nicht gelesen?"

„Ja, aber von welchem Erfolge sprechen Sie denn?"

„Man sagt in diesem Blatte, daß ich sehr bald zu einem wichtigen Posten im Departement der auswärtigen Angelegenheiten berufen werden soll."

Catharina antwortete, ohne daß sie auf mich gehört zu haben schien: „Wollen Sie mir etwas versprechen?"

„Und was?"

„Ich werde Ihnen Irene senden, aber ich wünsche Sie heute nicht zu sehen. Zürnen Sie mir deshalb nicht!" setzte sie hinzu, indem sie mir traurig die Hand reichte.

„Nein, gewiß nicht," sagte ich sehr verwundert über diesen plötzlichen Entschluß.

Im Hain, den 13. Mai 18**.

Seit wie langer Zeit ist dieses Tagebuch unterbrochen? Ich weiß es nicht, ich erinnere mich nicht mehr daran. Und weiß ich jetzt überhaupt noch etwas? Habe ich noch irgend eine Erinnerung?

Ist nicht Alles, was mir begegnet, ein Traum, ein so blendender Traum, daß ich mich frage, wo die Grenze der Wirklichkeit ist? wo der Traum endet? wo das Erwachen beginnt?

Traum, Erinnerung, Erwachen! — Das sind eitle, farblose Worte, die ich vor dem heutigen Tage anwendete.

Ich möchte jetzt neue Wörter haben, um das zu schildern, was ich noch nie empfand.

Meine gegenwärtigen Regungen durch die Ausdrücke von ehemals zu beschreiben, scheint mir nicht nur unmöglich, sondern ich sehe auch eine Lästerung, eine Entweihung darin.

Bin ich auch nicht das Spielwerk einer Täuschung? — Bin ich es wirklich — ich — der dies im Hain schreibt, — in der Sennhütte? —

Ja, ja, ich bin es; — ich betrachte die Uhr, sie weist auf fünf; — ich sehe, wie der Teich die Strahlen der Sonne wiederspiegelt; — ich höre die Bäume im Hauche des Windes rauschen, ich athme den Duft der Blumen, und in der Ferne erblicke ich ihre Wohnung, ihre.

Es ist also kein Traum!

Aber ich will meine Erinnerungen sammeln, und langsam bis zu der Quelle dieses Stromes von Glückseligkeit, der mich berauscht, zurückschreiten.

Welchen Tag haben wir heute? — Ich weiß es nicht mehr! — Ach, es ist Sonntag; — sie ging diesen Morgen in die Messe und hat dort geweint, viel geweint.

Gesegnet seien diese kostbaren Thränen!

Aber wann haben wir denn die Zeitungen erhalten? — Da liegen sie noch; — es war vorgestern.

Vorgestern! Sonderbar! Wären Jahre seit diesem Tage vergangen, so würden sie mir nicht so fern erscheinen!

Zwischen der Vergangenheit von gestern, die uns fast gleichgültig war, und der Gegenwart von heute, die uns fast Alles ist, liegt denn da ein ganzes Jahrhundert?

Ja, vorgestern war es, als Catharina mich bat, sie allein zu lassen.

Ich gehorchte ihr; aber es scheint mir, als hätte mich Das sehr traurig gestimmt.

Irene kam und spielte auf den Stufen meiner Treppe.

Die Mittagsglocke ertönte.

Statt wie gewöhnlich bei Tische zu erscheinen, ließ Catharina mich bitten, allein zu essen, weil sie leidend sei.

Am Abend war die Luft schwer. Catharina kam in den Salon herab; — ich fand sie sehr blaß.

„Ich ersticke bei mir,“ sagte sie; „ich bin unruhig, ängstlich, nervenschwach. Es liegt ein Gewitter in der Luft!“

Dann bat sie mich um meinen Arm zu einem Spaziergange durch den Park. Gegen ihre Gewohnheit sagte sie der Madame Paul, der Gouvernante ihrer Tochter, daß sie uns mit dieser folgen möchte.

Wir schlugen den gewohnten Weg ein, der durch das Gebüsch führt, und gelangten zu der Gruppe von Glycineen, bei der sie mich an dem Tage meiner Ankunft im Hain mit Irenen erwartet hatte.

Ich weiß nicht, ob es die Aufregung oder die Ermüdung oder die Leiden waren, aber Catharina fühlte sich so matt, daß sie sich auf eine Rasenbank setzen mußte.

Die Sonne war untergegangen, der mit Wolken bedeckte Himmel wurde von den letzten Strahlen der Sonne purpurroth gefärbt und alle Augenblicke von blendenden Blitzen durchzuckt, denen Irene neugierig und furchtlos folgte.

Catharina sprach nichts. Sie schien in Gedanken versunken.

Die Abenddämmerung begann das Gebüsch zu verdunkeln, als Irene auf dem Schooße ihrer Gouvernante einschlief.

„Ew. Durchlaucht,“ sagte Madame Paul, „Prinzessin Irene schläft ein. Der Herr Doctor hat streng befohlen, sie der Abendluft nicht auszusetzen.“

„Kehren wir zum Hause zurück,“ sagte Catharina und stand auf.

Sie war so schwach, daß sie sich mit ihrem ganzen Gewicht an meinen Arm hing.

So gingen wir einige Schritte, aber sehr langsam; Madame Paul ging uns mit Irenen voran.

Plötzlich fühlte ich Catharina beinahe ohnmächtig werden, und sie sagte mir mit leiser Stimme: „Ich kann keinen Schritt weiter gehen; ich bin erschöpft.“

„Versuchen Sie wenigstens, die Sennhütte zu erreichen; sie ist ganz nahe, und Sie können auf der Bank vor der Thür ausruhen.“

„Aber Irene?“ rief sie besorgt.

Eine Wendung des Weges entzog unserm Blick die Gouvernante, die uns schon weit voraus war.

Ich stützte Catharinen, und einige Secunden später saß sie auf der Bank vor der Thür der Sennhütte.

Die Gewitterwolken hatten sich zerstreut; zu unsern Füßen lag der Teich, in welchem sich die Sterne zu spiegeln begannen. Der Duft der Blumen, welcher durch die Schwüle der Luft noch stärker gemacht wurde, schwängerte die Luft; kein Hauch bewegte sich, kein Geräusch war hörbar.

Die Nacht war so mild, so schön, so klar, daß ich des unbestimmten Lichtes ungeachtet die Züge Catharinens deutlich unterschied. — All mein Leben schien in meinem Herzen concentrirt zu sein, das heftig schlug.

Wie Catharina fühlte auch ich mich angegriffen, entnervt durch die laue, würzige Atmosphäre, die uns umgab.

Die Fürstin lehnte sich sitzend auf einige Kissen, ihre Stirn ruhte in ihrer Hand.

Die Ruhe war so tief, daß ich die schnellen Athemzüge Catharinens hörte.

Ich versank in eine zugleich süße und trübe Träumerei.

Vielleicht fand ich nie eine günstigere Gelegenheit, Catharinen Alles zu sagen, was ich empfand, aber das Zartgefühl und die Furcht, mich scheinbar auf einen geleisteten Dienst zu stützen, machten mich stumm.

Plötzlich rief sie aus:

„Ich bitte Sie, überlassen Sie mich nicht so meinen Gedanken; lassen Sie mich Ihre Stimme hören. Sagen Sie, was Sie wollen, aber sprechen Sie, um des Himmels willen, sprechen Sie!"

„Was soll ich Ihnen sagen?" erwiederte ich voll Ergebung.

„Gleichviel, gleichviel," rief sie, indem sie die Hände bittend faltete, „aber sprechen Sie nur, entreißen Sie mich den Gedanken, die mich bestürmen. Seien Sie mitleidig, oder seien Sie vielmehr mitleidslos. Beschuldigen Sie mich, machen Sie mir Vorwürfe, sagen Sie mir, daß ich eine undankbare, egoistische Frau bin, feig genug, nicht den Muth der Dankbarkeit zu haben," rief sie aus, indem sie unwillkürlich lebhafter wurde, indem sie sich ein lange verhehltes Geheimniß entschlüpfen zu lassen glaubte. „Sparen Sie Ihre Vorwürfe nicht, denn Sie wissen nicht, wie wehe mir Ihre Resignation thut; Sie wissen nicht, wie sehr ich wünschte, Sie wieder großmüthig zu finden!

— Denn was soll man von einer Frau sagen, die einen zuverlässigen, verschwiegenen Freund findet, die sich 6 Monate von ihm mit der zartesten, der eifrigsten, ehrfurchtsvollsten Sorgfalt umgeben läßt, die sieht, wie er sich den geringsten Launes eines armen leidenden Kindes fügt, und die dann eines Tages statt aller Dankbarkeit aus einem eitlen schmachvollen Grunde diesen Freund rauh verabschiedet? — Aber das ist noch nicht Alles; diese Frau bedarf seiner in einer entsetzlichen Lage abermals; er allein kann das Leben ihrer Tochter retten; — sie ruft ihn sogleich herbei, denn sie weiß, was sie von der Selbstverläugnung dieses heldenmüthigen Herzens erwarten darf. — Und er opfert Alles, um sogleich herbeizueilen und das Kind dem Tode zu entreißen."

„Ich bitte Sie, sprechen wir nicht von den traurigen Erinnerungen; denken wir nur an das gegenwärtige Glück," sagte ich ihr.

Aber Catharina schien mich nicht gehört zu haben, und fuhr mit einer wachsenden Exaltation, die mich erschreckte, fort:

„Und das, ohne daß dieser so gute, so edle Freund jemals nur ein Wort zu sagen gewagt hätte, welches auf sein bewundernswerthes Benehmen anspielte. Der Schutzengel dieser Frau und ihres Kindes, begnügt er sich, wenn Beide leiden, gegenwärtig zu sein, stets da, sanft, traurig, resignirt. — Und dann, wenn er Beide gerettet hat — denn, das Kind erhalten heißt auch die Mutter retten — geht er fort, stolz, schweigend, zurückhaltend, glücklich ohne Zweifel durch das Gute, was er gethan, aber die Undankbarkeit fürchtend, oder die Dankbarkeit, die er einflößt, verschmähend."

Catharinens Stimme wurde immer kürzer, abgebrochener; ich war berauscht durch ihre Worte, aber es schien mir beinahe, als hätte sie Catharinen eine fieberhafte Aufregung entrissen; sie stachen so sehr gegen ihre gewöhnliche Zurückhaltung ab, daß ich fürchtete, ihr Verstand, bisher so erhaben und würdevoll, möchte der späten Rückwirkung der fürchterlichen Stöße erliegen, die ihn seit sechs Wochen erschüttert hatten.

„Catharina," rief ich aus, „Catharina, Sie lieben Ihr Kind zu sehr, als daß ich je an Ihrer Dankbarkeit hätte zweifeln können. Mein theuerster, mein kostbarster Lohn —"

Obgleich sie meine Antwort gehört hatte, denn sie spielte

darauf an, unterbrach sie mich doch mit immer leidenschaftlicher werdendem Tone:

„Ja, ja, sagen Sie es mir, daß das köstliche, unbesiegliche Gefühl, welches mich in diesem Augenblicke berauscht und bezaubert, die Dankbarkeit ist; — sagen Sie mir, daß es nichts Heiligeres, nichts Religiöseres, nichts Rechtmäßigeres giebt, als das, was ich empfinde. —

„Eine Frau hat wohl das Recht, ihr Leben dem zu widmen, der ihr ihr Kind wieder gab, besonders wenn der Mann — eben so großmüthig als zart — ihr nie ein Wort von seinen gerechten Hoffnungen zu sagen wagte. — Nicht wahr — deshalb ist es auch an ihr — an ihr — zu kommen — zu fragen — mit Glück, mit Stolz — wie läßt so viel Liebe sich je vergelten?"

„Durch Erwiederung!" rief ich aus.

„Durch das Geständniß, daß man sie stets getheilt hat," sagte Catharina mit schwacher Stimme.

Und erschöpft ließ sie ihre Hände in die meinigen sinken.

Im Hain, den 16. Mai 18**.

Wehe, wehe!

Seit gestern habe ich sie nicht gesehen. Der Doctor Ralph ist diese Nacht gekommen und findet sie in der größten Gefahr. Er schreibt das verzehrende Fieber, die entsetzliche Raserei, der Rückwirkung aller der Martern zu, welche die unglückliche Frau während der Krankheit ihrer Tochter erduldet hat.

Aber er weiß nicht Alles.

Ach, wie fürchterlich muß ihre Reue sein! Wie viel muß sie leiden! Und ich bin nicht bei ihr, kann nicht bei ihr sein.

Ach ja, ich liebe sie, ich liebe sie mit allen Kräften meiner Seele, denn die berauschende Erinnerung, die mich gestern beinahe wahnsinnig vor Glück machte, verwünsche ich heut!

Der Anblick Irenens thut mir weh. Heute ist das Kind auf mich zugekommen, und ich stieß es zurück. — Es ist seiner Mutter verderblich, wie es mir vielleicht verderblich sein wird. — — — — — — — — — — —

Der Doctor Ralph ist fort; es geht nicht besser.

Ich habe an ihm eine sonderbare Veränderung bemerkt.

Diesen Morgen, als er kam, reichte er mir wie immer voll Herzlichkeit die Hand; sein strenges Gesicht drückt gewöhnlich ein Gefühl des Wohlwollens aus, wenn er mich anredete.

Diesen Abend habe ich ihm die Hand gereicht, aber er nahm sie nicht. Sein Blick schien mir streng, forschend. Nachdem er mich kurz von dem Gesundheitszustande Catharinens unterrichtet hatte, entfernte er sich eiskalt.

Sollte Catharina in der Fieberphantasie gesprochen haben? Ach, der Gedanke ist gräßlich! Zum Glück ist Niemand in ihrer Nähe, als die Gouvernante Irenens und der Doctor Ralph.

Aber was thut das? Was thut das? Diese Gouvernante ist eine ihrer Dienerinnen, dieser Arzt ist ein Fremder! Und sie, so stolz, weil sie stets das Recht hatte, stolz zu sein, sie sollte in Zukunft vielleicht vor diesen Menschen erröthen müssen?

Wenn sie gesprochen hat, so weiß sie es nicht und wird es ohne Zweifel nie wissen; aber sie wissen es — sie kennen vielleicht ihr Geheimniß und das meinige.

Wenn man diese beiden Menschen mit einem Worte vernichten könnte, so würde ich es aussprechen, glaube ich.

Im Hain, den 17. Mai 18**.

Was soll ich thun? Was soll aus mir werden, wenn die Krankheit mit dieser entsetzlichen Schnelligkeit fortfährt? Der Doctor Ralph will die Verantwortlichkeit nicht mehr allein auf sich nehmen; er wird mehrere Aerzte zu einer Consultation versammeln — und —

Ich kann nicht weiter schreiben; die Thränen ersticken mich. —

Diesen Morgen ist mir etwas Sonderbares begegnet.

Als der Doctor sagte, daß die Krankheit Catharinens sich verschlimmere, bin ich hierher in die Sennhütte zurückgekehrt; ich wollte niederschreiben, was ich fühlte, denn ich kann und will Niemandem meine Freuden oder meinen Schmerz anvertrauen. Wenn daher mein Herz von Glückseligkeit oder Un-

glück überströmt, so empfinde ich eine große Erleichterung, wenn ich dem Papiere meine Geheimnisse anvertraue.

Als ich die neue Gefahr vernahm, in welcher Catharina schwebte, habe ich so viel gelitten, daß ich meine Qualen niederschreiben, d. h. sie ausströmen wollte.

Es war mir unmöglich. Ich konnte mit zitternder Hand nichts als die wenigen Worte schreiben, welche dieses Blatt beginnen, und die bald von meinen Thränen unterbrochen wurden.

Ich ging in den Park.

Da habe ich zum ersten Male bereut, ach, bitter bereut, daß ich weder religiösen Glauben noch religiöse Hoffnung habe.

Ich hätte für Catharina gebetet!

Vielleicht giebt es nichts Niederbeugenderes, als die entsetzliche Nutzlosigkeit der Wünsche anzuerkennen, die man um die Erhaltung eines angebeteten Wesens, für dessen Verlust man zittert, zum Himmel sendet. Aber man hat doch wenigstens eine Minute der Hoffnung; — aber man erfüllt doch wenigstens eine Pflicht; — aber der Schmerz findet doch wenigstens seine Sprache — und diese hält man nicht für unfruchtbar!

Allein zu keiner menschlichen oder übermenschlichen Macht sagen zu können: Rette sie! das ist gräßlich!

Ich fühlte so schmerzlich diese Ohnmacht, daß ich außer mir auf die Kniee sank, ohne zu wissen, an wen ich mein glühendes Gebet richtete. Aber in diesem Augenblicke der Verblendung innig überzeugt, daß meine Stimme gehört werden mußte, rief ich aus: „Rette sie! Rette sie!"

Dann hatte ich unwillkürlich einen Schimmer der Hoffnung und so zu sagen das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht.

Später erröthete ich über das, was ich meine Schwäche, meine Kinderei nannte.

Da mein Geist die Bestätigung nicht begreifen und folglich nicht glauben konnte, welche die verschiedenen menschlichen Religionen begründen, welchen Gott flehte ich denn da an?

Welche Macht hatte mir das Gebet entreißen können, den letzten Schrei, den letzten Ausruf der Verzweiflung? —

— — — — — — — — — — — —

Die Krisis, welche der Doctor fürchtete, ist nicht eingetreten.

Catharina befindet sich nicht besser, aber auch nicht schlechter; — die Raserei des Fiebers währt noch immer fort.

Die Kälte des Doctor Ralph gegen mich ist fortwährend sehr groß.

Seit Irenens Mutter krank ist, giebt mir das Kind häufige Beweise ihrer kindlichen Gefühle und ihrer Zärtlichkeit, die aber stets verschlossen sind, wie ihr Charakter.

Diesen Morgen sagte sie zu mir: „Meine Mutter leidet viel, nicht wahr?"

„Viel, meine arme Irene."

„Wenn ein Kind leidet, kömmt die Mutter und leidet an seiner Stelle, nicht wahr?" fragte sie mich sehr ernst.

Ueberrascht durch diese sonderbare Ideenfolge sah ich sie aufmerksam an, ohne zu antworten. Dann fuhr sie fort:

„Ich will für meine Mutter leiden; führen Sie mich zu dem Doctor."

Diese Kinderei, die mir zu andern Zeiten ein Lächeln entlockt hätte, erschütterte mich jetzt gewaltig, und ich umarmte Irenen, um ihr meine Thränen zu verbergen.

Im Hain, den 17. Mai 18**.

Es ist Hoffnung. — Die Raserei läßt nach — eine gänzliche Ermattung ist ihr gefolgt. Der Doctor Ralph fürchtete die Gluth, die Thätigkeit ihres entzündeten Blutes.

Jetzt fürchtete er die Mattigkeit, die Schwäche.

Ihr Bewußtsein ist zurückgekehrt. — Ihr erstes Wort war der Name ihrer Tochter.

Die Gouvernante sagte mir, der Doctor hätte noch nicht erlaubt, sie zu ihr zu führen.

Zwanzigmal stand ich auf dem Punkte, Madame Paul zu fragen, ob Catharina sich nach mir erkundigt hätte — aber ich wagte es nicht.

— — — — — — — — — — — —

Im Hain, den 18. Mai 18**.

Heute hat der Doctor Ralph der Gouvernante zum ersten Male erlaubt, Irene zu der Fürstin Fersen zu führen.

Ich erwartete mit schmerzlicher und unruhiger Ungeduld den Augenblick, wo ich Irenen sehen würde, indem ich hoffte, durch sie einige Nachrichten von ihrer Mutter zu erhalten und vielleicht — ein Wort, ein Zeichen der Erinnerung von Catharinen.

Welchen Entschluß die Fürstin Fersen gegen mich fassen wird, wenn sie wieder zu sich selbst gekommen ist, weiß ich nicht.

Während des Paroxysmus der verzweiflungsvollen Reue hassen die Frauen oft den Mann, dem sie sich ergeben haben; — mit der ganzen Heftigkeit ihrer Reue, mit der ganzen Gewalt ihres Schmerzes überhäufen sie ihn mit Vorwürfen; auf ihm allein muß die ganze Verantwortlichkeit des Verbrechens lasten; sie sind nicht seine Mitschuldigen gewesen, nur seine Opfer.

Wenn ihre Seele ungeachtet eines Augenblickes unwillkürlicher Verirrung rein blieb, fassen sie den aufrichtigen Entschluß, den zu fliehen, der sie verführt hat, um wenigstens nur einen Verrath, eine Ueberraschung beweinen zu müssen.

Diesem Entschluß bleiben sie anfangs treu, sie suchen ihren Fehler in ihren Augen nicht zu rechtfertigen, wohl aber durch die strengste Erfüllung ihrer Pflichten zu vergüten; aber die Erinnerung an diesen Fehltritt bleibt ihnen gegenwärtig, stets gegenwärtig.

Je edler das Herz ist, desto strenger ist das Gewissen, desto unversöhnlicher die Reue. Dann leiden sie entsetzlich, die Unglücklichen, denn sie sind allein, und gezwungen, ihre Thränen in der Einsamkeit zu weinen, und vor der Welt zu lächeln.

Dann zuweilen, erschreckt durch diese Einsamkeit, diese stumme Verschlossenheit ihrer Schmerzen, fügen sie sich darin, Trost und Kraft von dem zu fordern, der sie in das Verderben stürzte. Im Namen ihrer Reue beschwören sie ihn, einen Augenblick des Irrthums zu vergessen, für sie nichts mehr zu sein, als ein aufrichtiger Freund, als der Vertraute des Kummers, den er verursachte. Aber fast immer haben die Frauen noch nicht alle ihre Thränen geweint.

Der Mann, roh wie sein Geschlecht, begreift den erhabenen Kampf der Liebe und Pflicht nicht, durch welchen sie leiden. Dieses Märtyrerthum aller Augenblicke, diese drohenden Schrecken, welche die Erinnerung an die Ehre, an die Familie, an die beleidigte Religion in ihnen erweckt; diese entsetzlichen

Martern behandelt der Mann als eine lächerliche Laune, als die Gewissensbisse einer Pensionairin, oder als albernen Einfluß des Beichtstuhles.

Wenn der Kampf längere Zeit fortwährt, wenn die arme Frau erschöpft ihr Leben dabei abnutzt, den Schein bei einem Schmerze zu bewahren, der sie entehrt, und sich muthig davor bewahrt, einen zweiten Fehltritt zu begehen, so wird der Mann zornig, er empört sich gegen die Ziererei, die ihn in seiner Eigenliebe, in seiner gierigen und rohen Macht verletzt. Ein letztes Mal noch schmäht er so viel Tugend, so viel Unglück und so viel Muth, indem er der verzweifelten Frau sagt, diese Rückkehr zu ihren Grundsätzen sei etwas spät; und trunken durch unedle Rachgier, eilt er sogleich, mit dem Cynismus seiner Natur eine neue Liebschaft anzuknüpfen.

Und er ist geliebt worden, er wird geliebt! und eine schöne, tugendhafte Frau hat für ihn ihre Tugend, ihre Ehre, ihre Zukunft, die ihrer Kinder, auf das Spiel gesetzt, während er vor dem geringsten Opfer zurückgebebt sein würde.

Weshalb denn so elend, so erbärmlich, und doch so angebetet? Weil die Männer die Frauen weit mehr wegen der Eigenschaft lieben, die sie gezwungen sind ihnen anzuträumen, und mit denen ihr Zartgefühl sie schmückt, als wegen derer, die sie wirklich besitzen.

Wenn im Gegentheil in seltener Ausnahme ein Mann das erkennt, was in der Reue Heiliges und Anbetungswerthes liegt, wenn er trachtet, den Schmerz zu beschwichtigen, den er veranlaßte, so haben seine Sanftmuth, seine Ergebung für eine Frau noch weit größere Gefahren.

Sollte Catharina diese Reue empfinden?

Oder sollte sie, wie die Frauen, die in unersättlichem Durste der Ergebung, oder in keuscher Schaam des Kummers ihre Schmerzen verbergen und nur ihr Glück zeigen, mir die Kenntniß ihrer Qualen entziehen wollen?

Da ich sie kenne, wie dies der Fall ist, glaube ich beinahe nach dem, was mir Irene von ihrer Unterredung sagen wird, ihre Gefühle errathen zu können.

Ich erwartete daher auch die Ankunft des Kindes mit glühender Ungeduld.

— — — — — — — — — — — —

Freuden des Himmels! Ich sehe sie mit einem Bouquet Rosen in der Hand kommen!

— — — — — — — — — — —

Mein Herz täuschte mich nicht: Catharina sendet es mir. Sie verzeiht mir mein Glück.

Vierzehntes Kapitel.

Eine politische Frau.

Hier enden die Bruchstücke des Tagebuches, das ich ehemals im Hain schrieb.

Während der vier Monate, welche auf das Geständniß Catharinens folgten, und die wir in dieser tiefen Einsamkeit zubrachten, war mein Leben so ganz von dem Rausche unsrer stets neu erwachenden Zärtlichkeit erfüllt, daß ich weder die Zeit gewann, noch das Bedürfniß fühlte, so viele köstliche Regungen niederzuschreiben.

Catharina gestand mir jetzt, daß sie seit unsrer Abreise von Chios ein lebhaftes Interesse für mich gefühlt habe.

Als ich sie fragte, weshalb sie mich eines Tages so hart behandelt hätte, indem sie mich bat, ihre Tochter nicht mehr zu sehen, sagte sie mir, daß ihre Verzweiflung, sich durch die Neigung zu mir immer mehr und mehr beherrscht zu finden, vereint mit der Eifersucht und dem Kummer, mich in eine so leichtfertige Frau, wie Frau von V***, verliebt zu sehen, sie allein bestimmt hätten, der geheimnißvollen Vertraulichkeit ein Ziel zu setzen, deren Band Irene war; der Entschluß wäre ihr aber entsetzlich schwer gefallen.

Als Catharina dann das Ende meiner vorgeblichen Verbindung mit Frau von V*** erfuhr, und sah, daß die Abwesenheit den Einfluß, den ich auf sie übte, noch vergrößerte, statt ihn zu vermindern, hatte sie mehrmals versucht, unsere ehemaligen Verbindungen wieder anzuknüpfen. Irene begann überdies durch die Trennung von mir sehr zu leiden. „Aber die Liebe ist so unerklärlich in ihrem Zartgefühle und in ihren Wi-

dersprüchen," sagte mir Catharina, „daß eben dieser Grund, vereinigt mit Ihrer scheinbaren Geringschätzung und Kälte, mich stets zögern ließen, Ihnen offen entgegen zu kommen, da ich fürchtete, daß mein Schritt Ihnen nicht blos durch die Sorge für die Gesundheit meiner Tochter dictirt zu sein erscheinen würde.

„Der Zustand des armen Kindes verschlimmerte sich aber so sehr, daß ich auf jenem Schloßballe meine Schüchternheit besiegen und Ihnen Alles sagen wollte; aber Sie zeigten sich so eiskalt, Sie entfernten sich so schnell, daß es mir unmöglich war. Am nächsten Tage schrieb ich Ihnen, aber Sie antworteten mir nicht. Ach, das Leben Irenens mußte in der äußersten Gefahr schweben, um mich zu dem Entschluß zu bringen, Ihnen nach Havre nochmals zu schreiben! Gott weiß, mit welcher bewundernswerthen Großmuth Sie mich erhört haben."

— — — — — — — — — — — —

Als die erste Bitterkeit ihrer Reue vorüber war, wurde Catharinens Liebe für mich ruhig, würdevoll und beinahe erhaben.

Man fühlte, daß diese Frau, nachdem sie Alles gethan hatte, um einer unbesiegbaren Leidenschaft zu widerstehen, geneigt war, mit muthiger Ergebung alle Folgen ihrer Schwäche zu ertragen.

Die vier Monate, welche wir noch im Hain zubrachten, waren für mich und für sie das Ideal des Glückes.

Aber wozu von dem Glücke sprechen? Das Alles ist jetzt eine bittere, kalte Asche.

Doch was thut das? Ich will fortfahren, die traurige Aufgabe zu erfüllen, die ich mir stellte.

Als ich meiner Liebe einige Minuten entreißen konnte, schrieb ich an Herrn von Serigny, um ihm für seine wohlwollenden Absichten zu danken, von denen ich durch die Note einer officiellen Zeitung unterrichtet sei, und ihn zu benachrichtigen, daß ich noch einige Monate abwesend bleiben würde. Ich schrieb ihm, daß ich ihm den Ort meines Aufenthaltes nicht nennen könnte, daß ich ihn aber bäte, wenn man sich bei ihm nach mir erkundigen sollte, auf eine solche Weise zu antworten, daß man glauben müsse, ich sei im Auslande.

Im Monat September sprach Catharina, welche hörte, daß ihr Gemahl gegen Ende des Jahres zurückkehren würde, den Wunsch aus, wieder nach Paris zu gehen.

Dieser Wunsch Catharinens verwunderte und betrübte mich.

Wir hatten die Frage vielfältig besprochen, ob ich meine Arbeiten bei Herrn von Serigny fortsetzen sollte oder nicht.

Catharina beharrte stets dabei, mich dazu aufzufordern.

Vergebens stellte ich ihr vor, daß diese Stunden kleinlicher Arbeit unsrer Liebe entzogen würden, und daß ich keinen Reiz mehr an dieser Beschäftigung finden würde, in der ich nur eine Zerstreuung für meinen Kummer gesucht hätte. Vergebens sagte ich ihr, daß die ganze Correspondenz, mit der ich beauftragt sei, nur von den kleinlichsten Dingen handle und mir kein Interesse böte.

Sie antwortete mir darauf, in näherer oder entfernterer Zeit müßten nothwendigerweise wichtige Fragen in den höheren politischen Regionen angeregt werden, und ich würde dann bereuen, diese Beschäftigung aufgegeben zu haben. Sie zeigte sich endlich so stolz, so glücklich über die Auszeichnung, die mir mein Verdienst von dem Könige schon zugezogen hatte; sie gestand mir, über meine Erfolge so stolz zu sein, daß ich ihr in dieser Beziehung Alles versprach, was sie wollte.

Es wurde daher zwischen uns verabredet, daß ich meine Stellung bei Herrn von Serigny wieder antreten sollte.

Um nicht mit der Fürstin Fersen zugleich in Paris einzutreffen, und die Welt glauben zu machen, daß ich noch länger auswärts geblieben sei, sollte ich vom Hain nach London gehen und von dort wieder zu Catharina nach Paris kommen.

Nachdem ich 14 Tage in England zugebracht hatte, war ich zurück in Paris, bei der Fürstin.

Herr von Serigny hatte mir ganz nach Wunsch gedient. In der Welt glaubte man allgemein, eine wichtige Sendung habe mich sechs Monate im Auslande entfernt gehalten.

Der Minister schien mir sehr zufrieden darüber, aufs Neue seinen Arbeitstisch mit mir zu theilen; denn der König, sagte er, habe sich mehrmals nach der Zeit meiner Rückkehr erkundigt und sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß das Résumé der Depeschen nicht mehr von mir gegeben würde.

In den Augen der Welt sah ich anfangs die Fürstin Fersen nicht öfter, als vor unsrer Abreise nach dem Hain; allmählig aber wurden meine Besuche etwas häufiger, ohne deshalb mehr bemerkt zu werden.

Mein Charakter als Ehrgeiziger, von den Staatsange-

legenheiten ganz in Anspruch genommen, war damals zu allgemein anerkannt, und der Ruf der Fürstin Fersen in der öffentlichen Meinung zu fest begründet, als daß die Welt, treu ihrem Gewohnheitsgange, nicht hätte fortfahren sollen, uns Beide so zu beurtheilen, und es war vielfacher Schein des Gegentheils nöthig, um ihre Ansicht über uns zu ändern.

Das undurchdringliche Geheimniß, welches unser Glück umgab, verdoppelte es noch.

Wenn ich oft unsere herrlichen Tage im Hain zurückwünschte, diese Tage eines so ruhigen und leichten Glückes, so fühlte ich in Paris, wenn ich mit Catharinen einen zärtlichen Blick wechselte, der Allen unbemerkt blieb, von uns aber wohl verstanden wurde, auch oft jene stolze Freude, die man immer empfindet, wenn man ein reizendes und gefährliches Geheimniß besitzt, von dem die Ehre, die Existenz, die Zukunft eines angebeteten Weibes abhängen.

Einige Zeit vor seiner Abreise hatte der Fürst Fersen mir vertraut, daß seine Frau gleichgültig gegen die politischen Interessen würde, mit denen sie sich bis jetzt beschäftigte.

Nach Paris zurückgekehrt, sah ich mit Staunen, wie Catharina ihre alten Verbindungen wieder anknüpfte.

Ihr Salon, den ich eifrig besuchte, war wie gewöhnlich der Sammelplatz des diplomatischen Corps. Bald wurden die Gegenstände der Unterhaltung, die man dort täglich verhandelte, so ernst, daß, mit Ausnahme der Minister und einiger einflußreicher Redner beider Kammern, die elegante und flüchtige französische Gesellschaft beinahe ganz aus den Cirkeln der Fürstin Fersen verschwand.

Obgleich diese Gespräche ernst waren, hatten sie doch keine wirkliche Wichtigkeit; entweder erhoben sie sich so hoch, daß sie bis zu den abstractesten und unausführbarsten Theorien gingen, oder sie stiegen zu so kleinlichen und positiven Interessen herab, daß sie beschränkt und erbärmlich wurden.

Es waren eben so unfruchtbare als endlose Discussionen über das abgenutzte Thema: Sollte die Restauration dem demokratischen Einflusse widerstehen oder nachgeben.

Catharina setzte mich stets durch die Biegsamkeit ihres Geistes und durch die großmüthigen Tendenzen ihrer Ueberzeugung in Staunen. Einer ihrer Triumphe besonders war die Darlegung der Vortheile, welche Frankreich dabei finden müsse,

das russische Bündniß dem englischen vorzuziehen. Wenn ich ihr in dieser Beziehung eine Artigkeit sagte, erwiederte sie mir lachend: Ich sei Frankreich, und darin liege das ganze Geheimniß ihrer Beredtsamkeit.

Ich hätte ihr auch antworten können, meine Diplomatie sei Sie; denn um ihr zu gefallen, besiege ich meine tiefe Antipathie gegen die europäische Gevatterschaft der Diplomaten, welche sich bei ihr ein Rendezvous gaben und setze meine gewohnten Arbeiten bei Herrn von Serigny fort. Vielleicht blieb ich auch dieser Beschäftigung durch ein Gefühl des Stolzes treu, welches ich mir nicht eingestand, und das in mir ohne Zweifel durch die Auszeichnungen erweckt wurde, durch die der König mich zu ehren fortfuhr, so wie durch die Art von Wichtigkeit, deren ich in der Welt genoß. Und Dank diesen Beschäftigungen, konnte auch mein häufiges Erscheinen bei der Fürstin Fersen rein diplomatischen Ursachen zugeschrieben werden.

Was mich an Catharinen entzückte, war weit weniger der Einfluß, den sie, wie ich wußte, über ihre Umgebung gewonnen hatte, als die reizende Anmuth, mit der sie mir gegenüber diesen so geachteten Einfluß ablegte. Diese Frau von solidem, erhabenem, selbst etwas professorhaftem Geiste, die man mit seltener Unterwürfigkeit anhörte, deren geringste Worte man mit vielem Nachsinnen auslegte, zeigte sich in unserem vertrauteren Umgange so, wie sie im Hain gewesen war, gut, einfach, heiter, von inniger Zärtlichkeit, und ich möchte beinahe sagen, von einer Unterwürfigkeit voll Anmuth und Zuvorkommenheit; stets legte sie zu meinen Füßen ihre Triumphe nieder, und lachte mit mir über deren Eitelkeit.

Dann bat ich sie im Namen meiner Liebe, dies so nutzlos ausgefüllte Leben aufzugeben.

Nur in dieser Beziehung fand ich Catharina stets unbeugsam. Sie setzte mir entgegen, daß der Fürst Fersen nach Paris zurückkehren würde; daß sie einen Fehler begangen hätte, einen großen Fehler, und daß sie ihn wenigstens durch Erfüllung der Wünsche ihres Gatten möglichst sühnen müßte. Vor seiner Abreise aber hätte er ihr ausdrücklich empfohlen, die angeknüpften Verbindungen beizubehalten, ja, dieselben wo möglich noch auszudehnen. Sie befolge daher seinen Willen mehr wegen der Vorwürfe, die sie sich mache, als aus Geschmack.

Eben so sehr wie ich beklagte sie die traurig verwendeten

Stunden; eben so sehr als ich sehnte sie unsere Unterhaltungen in der Galerie zurück, und besonders die vier Monate, die wir im Hain zubrachten; diese Zeit des Herzensparadieses, wie sie sagte, diese unschätzbaren Tage, die nur einmal im Leben strahlen, und die man nie wieder findet, — eben so wenig, wie die vergangene Jugend.

Es giebt nichts Ausschließenderes, nichts thörichter Absolutes, als die Leidenschaft. Indem ich die Wahrheit von Catharinens Bemerkungen erkannte, konnte ich mich doch nicht erwehren, mich über die Verpflichtungen unglücklich zu fühlen, welche die Reue über einen Fehltritt ihr auferlegte, zu dem ich sie verleitet hatte.

Catharina zeigte sich aber so zärtlich, so aufmerksam, sie fand mit so unglaublicher Gewandtheit des Herzens die Mittel, mitten unter den scheinbar ernstesten Gesprächen sich indirect mit mir zu unterhalten, daß ich bei meinem Glücke mich in Geduld faßte.

In der That giebt es nichts so Entzückendes, als das gewöhnliche Geschwätz, durch welches Liebende zu einander zu sprechen wissen, von ihren Hoffnungen, ihren Erinnerungen, und das mitten in dem feierlichsten Kreise.

Nichts unterhielt mich so sehr, als die ernstesten Männer an unserer doppelsinnigen Unterhaltung unwissend Theil nehmen zu sehen.

Aber eben diese Personen ließen mich meine geheimnißvollen Freuden oft auch grausam bezahlen. Zuerst raubten sie mir fast alle die Abende, welche Catharina zu Hause zubrachte; und ein Brief von ihnen, der Morgens irgend eine Zusammenkunft mit der Fürstin erbat, störte oft alle unsere Pläne.

Catharina litt durch diese Hindernisse eben so sehr wie ich. Aber was ließ sich dabei thun? Unter welchem Vorwande sollte sie die erbetene Zusammenkunft ablehnen? Ich hatte früher die Furcht, ihren Ruf zu gefährden, bis zur kleinlichsten Besorgniß getrieben, konnte ich sie also jetzt wohl zu einem gefährlichen Schritte auffordern?

Nein, nein — ohne Zweifel nicht; aber ich litt grausam durch diese tausend Hindernisse, die ohne Unterlaß neu erstanden, welche die eifersüchtige Ungeduld meines Herzens beständig erregten.

Unser Glück war im Hain so vollständig gewesen! Be-

zaubernde Jahreszeit, reizende Gegend, tiefe Einsamkeit, geheimnißvolle und unbegrenzte Freiheit; — Alles hatte der Zufall so bewunderswürdig vereinigt, daß der Vergleich jener Vergangenheit mit dieser Gegenwart ein Kummer jedes Augenblickes war.

Aber diese Klagen hinderten mich nicht, der köstlichen Augenblicke zu genießen, die uns blieben. Ich hegte einen innigen Glauben an die Liebe der Fürstin Fersen; meine Anfälle des Mißtrauens gegen mich und Andere hatten dem Einflusse ihres edlen Charakters und der Ueberzeugung nicht widerstanden, die ich dies Mal hegte, mich gegen Catharina benommen zu haben, wie wenig Männer sich benommen haben würden, und so ihre ganze Zärtlichkeit zu verdienen.

Kurz, ich war meiner so sicher, daß ich gewissen Gedanken der Analyse trotzte, die ich ehedem gefürchtet haben würde; mit einem Worte, ich hatte ungestraft danach geforscht, welches wohl die Nebenabsicht bei der Liebe der Fürstin Fersen sein könne; und ich gestehe, als ich sie so vornehm, so einflußreich, so reich, so geachtet erblickte, konnte ich ungeachtet meines erfindungsreichen Scharfsinnes, ungeachtet aller Hülfsquellen meines argwöhnischen Geistes nicht ausfindig machen, welch ein Interesse Catharina wohl dabei haben möchte, mir Liebe zu heucheln.

— — — — — — — — — — — —

Fünfzehntes Kapitel.

Urtheil der Welt.

Es war zu Anfang des Monats November, an einem Freitag, meinem Unglückstage.

Seit einiger Zeit glaubte die Fürstin Fersen, von der nahen Rückkehr ihres Gemahls unterrichtet, jeden Verdacht abwenden, deshalb stets zu Hause sein und den Zutritt zu ihr Niemand untersagen zu müssen. Dennoch hatte sie mir versprochen, mir einige Stunden zu widmen.

Unsere Zusammenkünfte wurden so selten, so schwierig, daß ich gleich ihr auf diesen Tag des Glücks einen großen Werth legte. Catharina hatte ihn lange vorbereitet, und verschob oder beendigte deshalb tausend Kleinigkeiten, welche eben so viele unsichtbare Fesseln sind, die eine Frau der großen Welt, obgleich sie scheinbar frei ist, täglich umschlingen. Beim Thee, den Tag zuvor, wiederholte mir Catharina noch einmal vor ihrem gewöhnlichen Gesellschaftskreise, indem sie mir unserer Uebereinkunft nach sagte, sie hoffte, daß am nächsten Tage das Wetter zu einem Spaziergange wunderschön sein würde.

Ich erinnere mich, daß der encyklopädische Baron ***, der auch zugegen war, in Bezug auf diese Hoffnung des schönen Wetters eine gelehrte meteorologische und astronomische Parenthese eröffnete, und daß dann ein lebhafter Streit über den planetarischen Einfluß auf die atmosphärischen Erscheinungen eintrat.

Mehrmals konnten Catharina und ich uns nicht enthalten, zu lächeln, indem wir an die reizende und geheimnißvolle Ursache dachten, welche den gelehrten Streitigkeiten so vieler weisen Personen zum Ausgangspunkte diente. Wir bedurften einer großen Kaltblütigkeit, um nicht in lautes Gelächter über die vortrefflichen Beweisgründe auszubrechen, die der päpstliche Nuntius vorbrachte, um darzuthun, daß das Wetter am nächsten Tage ausgezeichnet schön sein müsse. Ich war so stark seiner Meinung, daß ich mich blindlings seiner Partei anschloß, und wir trugen den Sieg über einen teuflischen Geschäftsträger der vereinigten Staaten davon, der, wie ein neidischer Republikaner, der er war, hartnäckig ein abscheulich schlechtes Wetter prophezeihte.

Ich verließ also Catharina, trunken in eben so ungeduldiger Hoffnung, als in den ersten Zeiten unserer Zärtlichkeit.

Es schien mir, als liebte ich sie diesen Tag noch mehr, wie einen andern; ich hatte tausend goldene Träume von dieser Zusammenkunft, und mein Herz strömte von Liebe und Hoffnung über.

Diesen Abend war sie mir noch schöner vorgekommen, noch geistreicher, noch angestaunter, noch bewunderter, als gewöhnlich; und ich muß es zu unserer Schande gestehen, daß es fast immer das Lob oder der Tadel der Gleichgültigen oder der

Neidischen ist, welche die Alternativen der Gluth oder der Kälte in der Liebe herbeiführen.

Am nächsten Morgen erhielt ich einige Zeilen von ihr. — Unsere Zusammenkunft war unmöglich; sie hatte erfahren, daß eine Discussion von der höchsten Wichtigkeit, die man vertagt glaubte, noch an demselben Tage in der Kammer der Deputirten Statt finden solle, und sie war gezwungen, sich in Begleitung des russischen Gesandten, Herrn von P. d. B. dorthin zu begeben.

Mein Bedauern, mein Verdruß, mein Unwille, mein Zorn waren gewaltig.

Die Stunde der Sitzung war noch nicht angebrochen, und ich begab mich daher zu der Fürstin Fersen.

Statt mich zu melden, sagte mir der Kammerdiener, daß die Fürstin den Zutritt untersagt hätte, und bei einer Conferenz mit dem preußischen Gesandten wäre.

Aber wäre das ganze Vorzimmer durch Preußen vertheidigt worden, ich wäre dennoch eingedrungen; ich befahl daher dem Kammerdiener, mich zu melden.

Um meine Verzweiflung auf den höchsten Gipfel zu treiben, war Catharina nie reizender gewesen; mein Unwille, mein Verdruß steigerten sich dadurch noch mehr.

Sie schien mir etwas überrascht durch meinen Besuch, und dem ehrwürdigen Grafen von W*** schien er noch weniger zu behagen, was mir aber, wie ich gestehen muß, sehr gleichgültig war.

Er verließ die Fürstin, indem er ihr sagte, daß er sein Gespräch mit ihr später fortsetzen würde.

„Wie unglücklich macht mich dieses Hinderniß!" sagte mir Catharina traurig. — „Aber es ist bald ein Uhr; die Sitzung beginnt um Zwei, und unser Gesandter —"

„Ei, gnädigste Frau," unterbrach ich sie, indem ich heftig mit dem Fuße stampfte, „lassen wir die Kammern und die Gesandten bei Seite gesetzt sein; — Sie müssen zwischen dem Interesse meiner Liebe und den Interessen der Völker, denen Sie sich widmen, wählen. — Die Zusammenstellung ist sehr lächerlich, das weiß ich wohl, aber nur Ihre unbegreifliche Handlungsweise führt sie herbei."

Die Fürstin Fersen sah mich mit schmerzhaftem Staunen

an, denn ich hatte sie an ein so herbes Benehmen nicht gewöhnt.

Ich fuhr fort:

„Ich bin übrigens entzückt, diese Gelegenheit zu finden, um Ihnen ein für alle Mal zu sagen, daß Ihre beständigen Unterredungen und Besprechungen mit diesen langweiligen und anmaßenden Personen mir mißfallen, mich über jeden Ausdruck ungeduldig machen. — Nie finde ich Sie allein; immer sind Sie von diesen Menschen umringt, welche es sehr bequem finden, aus Ihrem Salon ein Anhängsel ihrer Canzellei zu mamachen. Tausendmal lieber wollte ich Sie von den elegantesten und geistreichsten jungen Leuten umgeben sehen, und wären Sie auch gegen dieselben eben so kokett, als Frau von B***. Wenigstens könnte ich dann doch auf Jemand eifersüchtig sein; ich könnte mit einem Nebenbuhler in Sorgfalt und Aufmerksamkeit wetteifern. — Aber hier — gegen wen sollte ich hier kämpfen? An wen mich halten? — An die Nationen? — Ich erkläre Ihnen aber, daß ich nichts Erbärmlicheres, nichts Demüthigenderes finde, als gezwungen zu sein, auf Europa eifersüchtig zu werden, oder das Herz der Frau, die ich anbete, beiden Kammern streitig zu machen, — so wie ich es heute muß."

„Mein Freund — sprechen Sie ernsthaft?" fragte die Fürstin mit schüchterner, ängstlicher und zugleich scherzender Unsicherheit, die mir reizend erschienen sein würde, wäre Catharina nicht zum Verzweifeln schön gewesen, und wenn man nicht durch gewissen Widerspruch eben so wahnsinnig als boshaft gemacht würde. Uebrigens brachte mich die Frage der Fürstin Fersen nicht außer mir, denn sie machte mir bemerklich, daß mein Zorn nahe daran war, sehr komisch zu sein.

„Die ergebenen Herzen, die großmüthigen Geister errathen die Eindrücke, und fragen nicht; — sind Sie so weit gebracht, mich zu fragen, was ich empfinde, so beklage ich Sie. — Ich bin scharfsichtiger; — ich erkenne nur zu wohl — daß Sie mich nicht lieben."

„Ich liebe Sie nicht!" sagte die Fürstin Fersen, indem sie die Hände mit schmerzhaftem Staunen faltete. Dann wiederholte sie nochmals: „Ich liebe sie nicht? — Das sagen Sie mir? — mir?"

„Wenn Sie mich liebten, so würden Sie mir diese ganze Umgebung opfern, die ich hasse, weil sie mir Zwang auflegt, weil sie mir nutzlos ist, weil Sie durch dieselbe zur Falschheit gezwungen werden. Wenn Sie mich liebten, so würden Sie die Befriedigung Ihrer Eigenliebe meinem Glücke opfern."

„Meiner Eigenliebe! — Aus Eigenliebe setze ich diese Verbindungen fort? — Mein Gott, Arthur, soll ich Ihnen denn wiederholen, was ich nie ohne Schaam und Schmerz ausspreche? — Ich bin sehr strafbar, also lassen Sie mich wenigstens Alles thun, um meinen Fehltritt nicht noch zu vergrößern."

„Wir sind also schon bei der Reue," sagte ich hart; „da wird ohne Zweifel der Bruch nicht weit sein; aber Sie dürfen sich überzeugt halten —"

„Sr. Excellenz, der russische Gesandte!" meldete der Kammerdiener.

Die Fürstin Fersen hatte nur eben so viel Zeit, durch die Thür zu ihrem Schlafzimmer zu verschwinden.

„Ich erwarte gleich Ihnen die Fürstin," sagte ich zu Herrn von P. d. B. — „Sie ist ohne Zweifel noch bei ihrer Toilette. — Sie gehen nach der Kammer, glaube ich?"

„Ja! Nichts wird glänzender und interessanter sein, als diese Sitzung; man sagt, daß Benjamin Constant, Foy und Casimir Perrier das Wort nehmen werden, und daß Herr von Villèle ihnen antworten wird."

Catharina trat wieder ein, ruhig und gefaßt, als wäre zwischen uns gar nichts vorgefallen.

Ihre Herrschaft über sich selbst empörte mich.

Nach einigen unbedeutenden Worten bemerkte ihr Herr von P. d. B., daß es spät sei, und daß sie gehen müßten, wenn sie auf der diplomatischen Tribüne noch einen Platz finden wollten. Er bot der Fürstin Fersen seinen Arm; diese bat mich, mitzugehen, und begleitete ihre Worte mit einem flehenden Blicke, aber ich blieb fühllos gegen denselben.

Gereizt, unzufrieden mit ihr und mit mir, verließ ich die Fürstin Fersen.

Ich ließ mich bei den Tuilerien absetzen, um einen Spaziergang zu machen.

Zufällig traf ich auf Pommerive.

Ich hatte ihn seit meiner Abreise von Paris nicht gesehen. Ich war so trübe, so mürrisch gestimmt, daß es mich nicht verdroß, eine Ableitung von meinen Gedanken zu finden.

„Wo kommen Sie denn her, Herr von Pommerive?“ fragte ich ihn.

„Sprechen Sie mir davon nicht — ich habe drei Monate in der Franche-Comté zugebracht, in St. Prix, bei den d'Aranceys; — es ist empörend.“

„Die sind aber doch wenigstens reich genug, um die vortrefflichen Diners zu geben, die Sie so sehr lieben, und für welche Sie sich so dankbar zeigen, Herr von Pommerive.“

„Der einzige Beweis der Dankbarkeit für ein gutes Diner ist, es mit Vergnügen zu verzehren,“ sagte der Cyniker. „Ich beklage mich auch nicht über den Tisch der d'Aranceys! Es wird dort gegessen wie bei einem Generalpächter. Der Vater d'Arancey hat wahrhaftig bei Lieferungen und überall so viel gestohlen; er hat so viel Schlösser zerstört; so viel betrügerische Banquerotte gemacht, daß sein unverschämter Sohn wohl einen solchen Luxus entfalten kann. — Apropos! Sie wissen doch, daß er d'Arancey heißt, wie ich Jerobeam? Er heißt ganz einfach so etwas wie Polimard; dieser gemeine Name hat aber den Herrn beleidigt, und mit Hülfe einer ganz kleinen Modification; indem er nämlich an die Stelle von Poli ganz geschickt ein d'Aran setzte, und an die von mard ein cey, hat er den schönen Namen Polimard in d'Arancey verwandelt. Der ist ihm lieber. — Sie werden mir sagen, daß dieser Sohn eines Banquerottiers keinen Grund hatte, an seinem Namen zu hängen, weil er eigentlich gar keinen hatte, indem er von dem Vater Polimard nicht anerkannt wurde, der als Opfer einer Viehseuche starb, welche das ganze Departement in Verzweiflung setzte; — aber das ist doch noch kein Grund, den Namen der d'Arancey anzunehmen, und, was noch schlimmer ist, auch sogar das Wappen derselben, welche die unverschämte und gemeine kleine Frau meiner Treu ihr Wappen zu nennen wagt, und das sie, glaube ich, sogar auf die Schürzen ihrer Küchenmägde setzen läßt. — Das ist höchst erfreulich für das Schild der d'Aranceys, deren Name unglücklicherweise erloschen ist; denn sonst wäre das eine Geschichte, um die Polimards, die männlichen wie die weiblichen, auspeitschen und brandmarken zu

lassen, wie es dem Vater Polimard, dem Ersten des Namens, hätte geschehen sollen.

Ich hatte diesmal nicht den Muth, Pommerive zu tadeln. Diese Menschen waren in der That so grobe Emporkömmlinge, ihre Unverschämtheit war so bürgerlich, ihre bedientenhafte Flegelei so lächerlich, daß ich sie von Herzen gern preisgab. — „Aber was hat Sie denn bei ihren vortrefflichen Freunden so empört, Herr von Pommerive?“ fragte ich.

„Alles, — weil Alles dort gut ist, und die Gegenwart solcher Geschöpfe Alles zu verderben versteht. — Bei der dortigen Wirthschaft glaubte ich immer, mich in Gesellschaft des Verwalters und der Haushälterin irgend eines abwesenden Großen zu befinden, welche die Entfernung ihres Gebieters benutzten, um reine Tafel zu machen. — Aber das ist noch nicht Alles. — Bildete sich dieser Polimard d'Arancey nicht ein, eine Jagdmeute zu haben? Hatte er es nicht gewagt, als ersten Piqueur den berühmten La Brisée anzunehmen, der gerade aus der Jägerei des Herrn Herzogs von Bourbon kam? — Aber wie Sie sich wohl denken, habe ich La Brisée so viel Schande darüber gemacht, einem Herrn Polimard die Jagd zu führen, daß er ihm endlich davongegangen ist. Ich habe ihn dem Marquis von H*** empfohlen, bei dem er wenigstens ehrenvoll angestellt und gewürdigt werden wird.“

„Ich sehe, Herr von Pommerive, daß Sie sich wenig verändert haben. — Sie sind noch immer der Wohlwollendste der Menschen.“

„Aber Sie — was machen Sie? Noch immer Staatsmann? Diplomat? Ach, apropos von Diplomaten! Gehen Sie denn noch zu der albernen russischen Fürstin, dem schlechten Unterfutter von Potier und Brünet? — Ich setze keinen Fuß mehr zu ihm, das heißt zu seiner Frau, denn er hat uns glücklicherweise von seiner Person befreit.“

„Und aus welchem Grunde ist denn die Fürstin Fersen der Ehre beraubt, Sie zu sehen, Herr von Pommerive?“

„Weshalb? Weil ich gewöhnlich so handle, wie alle Welt; mit Ausnahme der Diplomaten und Fremden, setzt weiter Niemand den Fuß zu der Fürstin Fersen.“

„Und weshalb das?“ fragte ich Pommerive maschinenmäßig.

„Parbleu! das ist kein Geheimniß, alle Welt weiß es: weil diese schöne Moskowiterin nichts weiter als eine Spionin im großen Style ist!"

Sechzehntes Kapitel.

Der letzte Abend.

Noch eine Anstrengung, und die grausame Aufgabe ist erfüllt.

Vergebens befragte ich mein Gedächtniß; ich erinnere mich nicht mehr an das, was ich Pommerive antwortete, und ich glaube sogar, ich habe ihm gar nicht geantwortet.

Ich erinnere mich nur, daß ich mich weder empört noch gereizt fühlte, wie ich gewesen sein würde, hätte der Mensch eine Verläumdung oder eine Beleidigung ausgesprochen. Ich blieb im Gegentheil vernichtet vor dieser entsetzlichen Anklage. Sie beschien plötzlich die Vergangenheit mit einem trüben Lichte; sie erweckte plötzlich meine unversöhnlichen Zweifel, deren schmerzendes Nagen ich augenblicklich fühlte.

Der Schmerz zog mir einen Schwindel zu.

Ich kehrte maschinenmäßig in meine Wohnung zurück, und fand meine Thür nur wie durch einen Instinkt.

Allmählig ordnete ich meine Gedanken etwas.

Ich hatte wegen ähnlicher Ursachen schon so viel gelitten, daß ich mit allen Kräften gegen diese neuen Zweifel kämpfen wollte.

Ich hoffte, die Wahrheit von dem Irrthum zu sondern, indem ich die Vergangenheit der fürchterlichen Auslegung unterwarf, die man dem Leben der Fürstin Fersen gab.

Bewaffnet mit dieser nichtswürdigen Anklage, kalt und ruhig wie ein Mann, der sein Leben und seine Ehre auf das Spiel des Zufalls setzt, ging ich an das Werk der abscheulichen Analyse.

Diesmal schrieb ich meine Gedanken wieder nieder, um sie aufzuklären, und so finde ich denn jetzt die folgende Note wie-

der. Sie sticht grausam gegen die heiteren Blätter ab, gegen die Sonnentage, die ich im Haine niederschrieb.

Paris, den 13. December 18**.

Prüfen wir die Thatsachen.

Man beschuldigt die Fürstin Fersen, eine Spionin zu sein.

Welchen Glauben kann ihre Aufführung diesem nichtswürdigen Verdachte geben?

Ich treffe Catharina in Chios. Nach einigen Tagen vertrauteren Umganges wage ich ein Geständniß, welches sie streng zurückweist; nun umgebe ich sie mit Aufmerksamkeiten und Zuvorkommenheiten; ich gebe ihr die zartesten und großmüthigsten Rathschläge; wenn ich das Wort Liebe nicht mehr ausspreche, so verrathen doch alle meine zärtlichen und eifrigen Sorgen dieses Gefühl.

Sie bleibt dagegen fühllos und bietet mir ihre Freundschaft an.

Ich finde Catharina in Paris wieder. Ungeachtet meiner blinden Ergebung in die Launen Irenens, ungeachtet zahlloser Beweise der edelsten, innigsten Leidenschaft, bricht Catharina eines Tages roh mit mir, unter einem eitlen Vorwande, ohne Zaudern, ohne Reue, ohne Beweggrund.

Späterhin sagt sie mir freilich, daß nur die Eifersucht ihr Betragen dictirt hat.

Sie hat mir das gesagt, ich aber erinnere mich der Trockenheit ihres Tones, der Härte ihres Blickes, die mir so weh thaten.

Sie verstellte sich ohne Zweifel. Sie versteht es also, sich zu verstellen, sie ist also falsch. — Das glaubte ich nicht!

Die geheimnißvolle Zuneigung, deren Band Irene war, wurde also zerrissen; Catharina liebte mich nicht; sie zeigte sich als undankbare Freundin. — Ich sah sie nicht mehr.

Voll Verzweiflung suchte ich eine Zerstreuung in der Arbeit. Ich nahm bei dem Minister eine scheinbar wichtige Anstellung an; die öffentliche Meinung legte mir einen übertriebenen Theil an den Staatsgeschäften bei. Von diesem Augenblicke an gab die Fürstin Fersen, die sich bisher unbeugsam gegen mich gezeigt hatte, allmählig ihre Kälte auf, wenn sie mich in

der Welt traf; ihre Blicke, der Ton ihrer Stimme straften das Unbedeutende ihrer Unterhaltung Lügen; auf einem Schloßballe endlich kam sie in der Absicht, unsern Umgang wieder anzuknüpfen, entschlossen auf mich zu; ich blieb für ihr Entgegenkommen kalt, und am nächsten Tage schrieb sie mir.

Diese plötzliche Rückkehr ihrer Zuneigung entstand, wie sie mir sagte, aus Freude über meinen Bruch mit Frau von V***, und aus dem beunruhigenden Gesundheitszustande ihrer Tochter.

Ich will es glauben, denn es wäre abscheulich, zu denken, daß die Hoffnung, sich eine ihr ergebene Creatur in dem französischen Cabinet zu sichern, ihre Geringschätzung für mich so schnell in Zärtlichkeit verwandelt hätte.

Ich reise nach Havre. Irene stirbt, ihre Mutter ruft mich herbei, ich fliege, ich rette sie.

Während eines Monats, den ich bei ihrer Tochter zubringe, sagte Catharina da wohl nur ein Wort von lebhafter Dankbarkeit, ein Wort der Zärtlichkeit? Nein!

Wir gehen nach dem Hain; sie zeigt mir dieselbe kalte und ruhige Anhänglichkeit.

Aber eines Tages meldet ein offizielles Blatt, daß ich zu einem hohen Posten berufen werden soll, durch den die Geheimnisse des Staats sich münden.

Am Abend eben dieses Tages wirft sich die Frau, die bisher so streng, so zurückhaltend, so keusch war, plötzlich in meine Arme.

Es ist wahr, sie sagte, sie würde durch ihre bewundernde Dankbarkeit für ein Opfer, das sie noch nicht kannte, zu mir hingerissen.

Wenn man ihr glauben muß, was ist dann ihr Herz?

Ich hatte das Leben ihrer Tochter gerettet, und Catharina blieb fühllos.

Ich erlitt einen Geldverlust, und Catharina vergaß meinetwegen Alles.

Endlich will ich Catharinen doch noch lieber durch die materiellen Opfer gerührt glauben, und annehmen, daß sie gegen die Regungen der Seele beinahe gleichgültig ist, als denken, daß sie sich dem zukünftigen Vertrauten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten schamlos hingegeben hat.

Die vier Monate, die wir im Hain zubrachten, waren

entzückend, ja unendlich entzückend für mich, dessen Glück rein und ohne schmachvolle Beimischung war.

Indeß fallen mir jetzt Umstände auf, die mir damals nicht auffielen.

Im Hain richtete Catharina tausend Fragen um meine Arbeiten bei dem Minister an mich; sie forschte kleinlich nach den Eindrücken oder Erinnerungen, die sie bei mir zurückgelassen haben könnten. Und als ich ihr offen die ganze Nichtigkeit derselben gestand, und dafür von Liebe mit ihr sprechen wollte, zeigte sie sich bös, und schmollte, und warf mir meine Verschwiegenheit oder meinen Leichtsinn vor.

Wenn ich die unfruchtbare Laufbahn verlassen will, die ich aus Mangel an Beschäftigung ergriffen habe, so bietet Catharina alle Hülfsquellen ihres Geistes auf, all ihren Einfluß, all ihr Uebergewicht über mich, um mich von diesem Plane abzubringen.

Es ist wahr, daß diese Fragen und diese Erkundigungen stets im Namen der innigen Theilnahme gemacht wurden, die sie an meinem Geschicke hegte.

Ich glaube es, denn es wäre beleidigend, in ihrer Furcht, mich meine Laufbahn aufgeben zu sehen, nichts zu erblicken, als die Furcht, die Frucht ihres so lange berechneten Fehltrittes zu verlieren.

Wie war ihr Leben seit ihrer Rückkehr nach Paris? Hat sie meinen dringenden Bitten ihre diplomatischen Intriguen geopfert? Nein, sie hat sie im Gegentheil noch vermehrt; ihr Salon ist der Mittelpunkt aller diplomatischen Intriguen geworden.

Unsere langen Tage der Zärtlichkeit wurden durch Beschäftigungen ausgeführt, welche nicht die einer Frau sind, die ausschließlich von der Liebe beherrscht wird.

Wenn ich ihr mit Schmerz diesen traurigen Wechsel zum Vorwurf mache, antwortet sie mir, daß sie dem ausdrücklichen Willen ihres Mannes gehorchen muß, eines Willens, der ihr um so heiliger geworden sei, je verdammenswerther ihr Fehltritt gewesen.

Diesmal hat sie sich, glaube ich, ohne allen Rückhalt ausgesprochen; ich halte sie für sehr begierig, dem Fürsten zu gefallen.

Aber auch ich habe einige Rechte auf sie.

Ich habe das Leben ihrer Tochter gerettet.

Was hat sie für mich gethan?

Sie hat sich mir ergeben. — Ja, sie hat sich mir hingegeben.

Entweder ist diese Aufopferung ihrer Ehre und ihrer Pflichten zugleich berauschend und fürchterlich gewesen, oder sie war nichts als eine nichtswürdige und abscheuliche Berechnung.

Wenn dieser Beweis der Liebe für sie war, was es immer für eine tugendhafte und leidenschaftliche Frau ist, das fürchterlichste Opfer, weshalb hat sie mir dann so hartnäckig das Zugeständniß einiger Interessen verweigert, die ihr im Vergleich zu dem unverbesserlichen Fehltritte, den sie begangen hat, unbedeutend erscheinen müßten?

Diese Interessen sind ihr also theurer wie ihre Liebe!

Ihre Liebe ist also denselben untergeordnet!

Sie ist also nur das Mittel, der Vorwand derselben!

Nun, es sei, ich war das Spielwerk einer Intriguenmacherin, aber sie war schön, und ich bin daher nur halb betrogen. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Das war das abscheuliche Thema, welches ich mit einer höllischen Gewalt der Paradoxen entwickelte.

Ich war so unsinnig, daß ich fast glaubte, gegen diese gehässigen Zweifel gekämpft zu haben, und ich gelangte zu der Ueberzeugung dieser Gräuel mit jener Art bitterer Zufriedenheit eines Menschen, der die Schlinge entdeckt, in die er gefallen ist.

Ich schlug zu als Henker, und seufzte als Opfer.

Die Erinnerung an Helene, an Margarethe, an Falmouth — nichts konnte mich zur Vernunft zurückrufen.

Von der Bestätigung so vieler Schändlichkeiten bis zum Hasse, zu der Verachtung, welche sie mir einflößen mußten, war nur ein Schritt; — meine wilde Monomanie legte ihn bald zurück.

Von diesem Gesichtspunkte aus erschien mir Alles, was in meinem Benehmen Edles und Großmüthiges gelegen hatte, von schmachvoller Lächerlichkeit.

Ich befand mich unter dem Gewicht dieser Eindrücke, als man mir folgenden Brief Catharinens brachte:

„Eine sehr traurige, sehr unglückliche, arme Bittstellerin „ersucht Sie, nachsichtig und gut gegen sie zu sein; sie möchte „sich Alles verzeihen lassen, was sie heut gelitten hat; sie hofft, „diesen Abend allein zu sein; sie wird Sie erwarten. — Kommen Sie! Sie ist übrigens fest entschlossen, Ihnen nicht mehr „Europa zum Nebenbuhler zu geben."

In meiner Gemüthsstimmung schien mir dieser zugleich so zärtliche und bittende Brief, die unschuldige Anspielung auf meine Vorwürfe, so demüthig unverschämt, so kalt beleidigend, daß ich auf dem Punkte stand, der Fürstin Fersen zu schreiben, ich würde sie nie wiedersehen.

Aber ich änderte meinen Entschluß.

Ich schrieb ihr, daß ich mich Abends zu ihr begeben würde.

Ich erwartete die Stunde mit abscheulicher Ungeduld.

Ich hatte meinen Plan.

Um zehn Uhr ging ich zu der Fürstin Fersen, die ich allein zu finden glaubte.

Tausend verworrene Gedanken drängten sich in meinem Kopfe, der Zorn, der Haß, die Liebe, eine Reue, welche dem Uebel, das ich thun wollte, voraneilte, ein unbestimmter Instinkt der Ungerechtigkeit meines Verdachtes, Alles versetzte mich in einen Zustand des Fiebers und der Aufregung, dessen Folgen ich nicht voraussehen konnte.

Gegen meine Hoffnung hatte Catharina mehrere Personen bei sich.

Dieser neue Beweis dessen, was ich ihre Doppelsinnigkeit nannte, empörte mich; einen Augenblick stand ich auf dem Punkte, nach Hause zurückzukehren und so auf meinen Plan zu verzichten; aber eine unwiderstehliche Gewalt trieb mich vorwärts, und ich trat ein.

Der Anblick der Gäste, und die Herrschaft, die ich stets über mich gehabt habe, verwandelten sogleich meinen heftigen Zorn in eine höfliche, kalte, schneidende Ironie.

Der Auftritt ist mir noch gegenwärtig. Catharina saß neben dem Kamin, und sprach mit einem mir befreundeten Manne.

Ohne Zweifel war mein erster Blick sehr fürchterlich, denn die Fürstin Fersen erblaßte plötzlich.

Das Gespräch wurde fortgesetzt; ich nahm mit der größten Ruhe daran Theil, und zeigte sogar einige Ueberlegenheit. Ich war sehr heiter und ziemlich glänzend.

Für die Gleichgültigen trug sich nichts Auffallendes zu; es war ein friedlicher Abend vertraulichen Geplauders, wie tausend andere Abende; aber zwischen Catharina und mir fiel ein stummer, geheimnißvoller und verhängnißvoller Auftritt vor.

Unsere Gewohnheit, uns durch halbe Worte zu verständigen, einen Ton, eine Bewegung, ein Lächeln zu deuten, diente mir diesmal dazu, sie die Rückwirkung meiner gehässigen Gedanken empfinden zu lassen.

Bei meinem Eintritte in den Salon war Catharina erstarrt.

Sie suchte sich aber zu fassen, und ohne Zweifel, um mir zu beweisen, daß sie gegen ihren Willen Gesellschaft angenommen habe, dankte sie dem Herrn von *** sehr artig dafür, daß er sich den Eingang zu ihr erzwungen hätte, um sie mit dem Abstimmungs=Resultate der Sitzung bekannt zu machen, die sehr lange gewährt hatte. „Sonst", fügte Catharina hinzu, „würde ich des Vergnügens beraubt sein, mehrere unserer Freunde zu sehen, welche die von Ihnen gemachte Bresche benutzten, um meine Einsamkeit zu erstürmen."

Ein bittender Blick, den sie mir flüchtig zuwarf, begleitete diese Worte.

Indem ich fortfuhr, mit dem Herrn von ***, meinem Nachbar, zu sprechen, antwortete ich darauf durch ein so geringschätzendes Lächeln, daß Catharina auf dem Punkte stand, sich zu verrathen.

Was soll ich sagen? Alle Versuche, die sie indirect machte, um die Ursache eines Unwillens, den sie für tief hielt, zu errathen oder zu beseitigen, wurden eben so grausam zurückgewiesen.

Sie kannte zu gut alle Nüancen meines Gesichtes, ihr Herz hatte zu sehr den Instinkt des meinigen, sie war von zu reizbarer Natur, als daß sie nicht errathen hätte, es handle sich diesmal nicht mehr um eine Zwistigkeit unter Liebenden, sondern um irgend eine große Gefahr, von der ihre Liebe bedroht würde.

Sie ahnete diese Gefahr, sie suchte verzweiflungsvoll nach

der Ursache, und war gezwungen, zu lächeln und ein gleichgültiges Gespräch zu führen.

Diese Tortur währte eine Stunde.

Ihre Kraft und ihre Selbstbeherrschung verließen sie aber allmählig; zwei- oder dreimal war schon ihre merkwürdige Zerstreutheit aufgefallen; endlich verwandelten sich ihre Züge so sichtbar, daß Herr von *** sie fragte, ob sie unwohl sei.

Diese Frage machte sie verwirrt; sie antwortete aber, daß sie sich wohl befinde, und klingelte, um den Thee zu bestellen.

Es war jetzt elf Uhr.

Sie benutzte den Vorwand der augenblicklichen Unordnung, welche auf das Serviren des Thees folgt, um sich mir zu nähern und mir zu sagen:

„Wollen Sie ein Bild sehen, das mir zum Kaufe angeboten wurde? Es ist in dem kleinen Salon."

„So wenig ich auch Kenner bin," antwortete ich, „so biete ich Ihnen wo nicht meinen Rath an, gnädigste Frau, doch wenigstens die Mittheilung des Eindruckes, den es auf mich macht."

Ich folgte ihr nach jenem Zimmer.

Auf die Gefahr, gesehen zu werden, nahm sie meine Hand, und sagte mit beinahe erlöschender Stimme: „Arthur, haben Sie Mitleid mit mir! Was ich dulde, geht über meine Kräfte und meinen Muth!"

In diesem Augenblicke trat Herr von *** ein, um das Gemälde ebenfalls zu sehen.

Die Fürstin Fersen hatte so ganz den Kopf verloren, daß ich schnell meine Hand aus der ihrigen ziehen mußte.

Ich glaube, Herr von *** bemerkte diese Bewegung, denn er schien stumm vor Staunen.

„Das Gemälde ist sehr schön," sagte ich zu Catharina, „der Ausdruck ist entzückend. Nie kam die Kunst der Natur näher."

Die Fürstin war so schwach, daß sie sich auf einen Stuhl stützen mußte.

Herr von *** bewunderte gefällig das Gemälde. Dann meldete man der Fürstin, daß der Thee servirt sei.

Wir kehrten zurück in den Salon. Sie hielt sich kaum aufrecht.

Ihrer Gewohnheit nach machte sie den Thee, indem sie an dem Tische stand; sie bot mir eine Tasse, indem sie mich mit verwirrtem Blicke ansah, als Peitschengeknall und Schellengeklirr auf dem Hofe erklang.

Von einer fürchterlichen Ahnung ergriffen, ließ Catharina die Tasse fallen, die ich eben nehmen wollte, und rief mit bebender Stimme: „Was bedeutet das?“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung wegen der Ungeschicklichkeit und des Lärmens dieser Elenden. Da ich diesen Abend abreise, hatte ich mir erlaubt, meinen Reisewagen hierher zu bestellen, indem ich keine Minute von der kostbaren Zeit verlieren wollte, die man in Ihrer Nähe zubringen kann.“

Diesem letzten Stoße konnte Catharina nicht widerstehen. Sie vergaß sich gänzlich und rief mit erstickter Stimme, indem sie ihre zitternden Hände auf meinen Arm stützte: „Das ist unmöglich! Sie reisen nicht, Sie werden nicht reisen, ich will nicht, daß Sie reisen!“

An der Bewegung allgemeinen Erstarrens und dem verworrenen, verlegenen Ausdrucke der Zuschauer dieses Auftrittes sah ich, daß der Ruf der Fürstin Fersen, bis dahin so unangetastet, für ewig verloren sei.

Ich war unbeugsam.

Sanft meinen Arm aus ihren Händen losmachend, sagte ich:

„Ich bin so glücklich und so stolz auf das Bedauern, welches meine Abreise bei Ihnen zu finden scheint, daß ich schon jetzt an eine Rückkehr denken würde, wäre es mir nicht unglücklicherweise unmöglich gewesen, dies vorauszusehen.“ Dann fügte ich hinzu, indem ich mich gegen sie verbeugte: „Hier, gnädigste Frau, sind die Nachrichten, welche Sie von mir zu erhalten wünschten.“

Es war eine Abschrift des abscheulichen Commentars, den ich über ihre Liebe geschrieben hatte.

Catharina hörte mich nicht mehr; sie sank vernichtet auf ihren Stuhl, und hielt maschinenmäßig meinen Brief in ihrer Hand.

Ich ging.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Abend war ich hier — in Cerval.

Vor drei Monaten erfuhr ich, daß Irene gestorben ist, gestorben ohne Zweifel vor Kummer, mich nicht mehr zu sehen.

Die Fürstin Fersen ist mit ihrem Gemahl nach Rußland zurückgekehrt.

Um meine Reue und meine Verzweiflung auf den höchsten Gipfel zu treiben, habe ich auch noch erfahren, daß der Fürst Fersen auf dem Punkte gestanden hätte, die russische Gesandtschaft in Frankreich zu erhalten, daß er aber plötzlich darauf Verzicht leistete.

So erklärte sich also die Ausdauer Catharinens bei ihren diplomatischen Verbindungen.

Sie wollte ihrem Gemahl helfen, diesen wichtigen Posten zu erlangen, um in Frankreich bleiben zu können und sich nicht von mir trennen zu müssen.

— — — — — — — — — — — —

Seit dem Tage, welcher auf jenen fürchterlichen Abend folgte, bewohne ich Cerval, das alte finstere Schloß meiner Väter.

Als ich den Tod Irenens erfuhr, wäre ich beinahe wahnsinnig geworden.

Ich hasse mich wie ihren Mörder.

Das Leben, das ich hier führe, ist einsam und verzweiflungsvoll.

Seit sechs Monaten habe ich Niemand gesehen — Niemand!

Täglich stehe ich lange sinnend vor dem Bilde meines Vaters.

Ich habe mir die Pflicht auferlegt, dieses Tagebuch zu schreiben.

Meine Aufgabe ist erfüllt.

Ich habe einigen unschuldigen und edlen Geschöpfen viele Leiden zugezogen — aber ich habe auch selbst viel gelitten — ich leide noch viel, mein Gott!

Wie wird meine Zukunft sein?

Vor mir liegt das Leben finster und schwarz, und die Reue über die Vergangenheit verfolgt mich.

Was wird meine Bestimmung sein?

Werde ich durch den Selbstmord enden? Wird der gewaltsame Tod, den Irene mir prophezeihte, meinem Leben ein Ende machen?

Welche Gedanken!

Und heute bin ich erst 28 Jahr alt!

Marie Belmont.

Siebzehntes Kapitel.

Marie Belmont.

Cerval, den 20. Januar 18**.

Wer hätte mir vor sechs Monaten gesagt, daß ich dies Tagebuch fortsetzen würde, oder vielmehr, daß ich mich von der Apathie des Herzens und Geistes befreien würde, in welche ich seit meinem Bruche mit der Fürstin Fersen, seit dem Tode Irenens versunken war.

Dennoch ist dem so.

Und gleichwohl war meine Verzweiflung entsetzlich.

Wenn ich aber jetzt auch noch leide, indem ich diese Gedanken erwecke, so werden diese Schmerzen doch durch eine ferne Hoffnung und durch neue Regungen geschwächt.

Ich lächele trübe, indem ich in meinem Tagebuche auf die oft wiederholten Worte stoße:

Nie gab es einen heftigeren Kummer.

Nie war ein Glück größer.

Nie werde ich vergessen —

Und gleichwohl haben neue Freuden den Kummer verbannt, hat neuer Kummer die Freuden erbleichen gemacht.

Und gleichwohl steigt die Vergessenheit, diese finstere und kalte Woge, täglich höher und höher, und reißt in den schwarzen Abgrund der Vergangenheit die Erinnerung hinab, welche die Zeit entfernt hat.

Meine Mutter! — Mein Vater! — Helene! — Margarethe! — Catharina! — Ihr Alle, denen ich so viele Schmerzen und so viel Glück verdanke! — Der Raum oder das Grab trennen uns, und kaum habe ich noch einen Gedanken für Euch!

Und ohne Zweifel wird es eben so mit den Gefühlen, mit den Eindrücken sein, welche in diesem Augenblicke meinen Geist beschäftigen.

Und dennoch kann ich mich nicht des Glaubens an ihre lange Dauer erwehren.

Ach, mein Vater, mein Vater! Du sagtest mir eine fürchterliche, eine drohende Wahrheit, als Du mir die Versicherung gabst, daß die Vergessenheit die einzige Wirklichkeit des Lebens sei! —

Ich will daher dies Tagebuch noch einmal öffnen, das ich für immer geschlossen glaubte.

Ich glaubte auch mein Herz für immer den zärtlichen Eindrücken verschlossen.

Da ich noch empfinde, will ich auch noch schreiben.

Vor ungefähr drei Monaten ging ich an einem trüben Herbsttage aus; es fiel ein dichter, kalter Nebel. Ich schlug den Weg am Saum des Waldes ein und schritt träumend vorwärts; mir folgte ein alter schwarzer Pony, der ehrwürdige Blak, den meine Cousine Helene ehemals geritten hatte.

Indem ich so maschinenmäßig den Kopf gesenkt hielt, sah ich die noch ganz frische Spur eines großen wilden Schweines.

Da ich in heftigen Leibesübungen einige Zerstreuung finden wollte, hatte ich mir aus London einige dreißig Fuchshunde kommen lassen und eine gute Meute hergestellt, zur großen Freude des alten Le Fort, eines ehemaligen Piqueur's von meinem Vater, den ich als obersten Hegereiter beibehalten hatte.

Indem ich aus Neugier der Fährte des Ebers folgte, von dem man im Walde noch keine Kenntniß hatte, verließ ich den Gürtel des Holzes und drang tiefer in dasselbe ein. Nach einem Wege von ungefähr drei Stunden kam ich zu einem kleinen Meierhofe, welcher der Wiesenhof genannt wurde und am Saume endloser Wiesen lag, auf denen ich die Spur des Ebers verlor.

Dieser Pachthof war kürzlich einer Wittwe, Madame Kerouet, übergeben worden. Mein Verwalter hatte mir viel Gutes von der Thätigkeit dieser Frau gesagt, die aus der Gegend von Nantes gekommen war und nach dem Tode ihres Mannes die größere Pachtung in der Bretagne aufgegeben hatte, welche sie gemeinschaftlich mit ihm verwaltete.

Ich wollte den Zufall, der mich zu der Meierei geführt hatte, benutzen, um meine neue Pächterin zu sehen.

Der Wiesenhof hatte eine sehr malerische Lage. Das

Hauptgebäude, von einem geräumigen Hofe umgeben, lehnte sich an den Saum des Waldes. Ehedem als Jagd-Rendez-vous bestimmt, war das Haus wie ein kleines Schloß gebaut, mit zwei vorspringenden Thürmen. Eine gothische Spitzthür, mit einem in Stein gehauenen Wappen darüber, führte zu dem Erdgeschosse.

Die Zeit hatte die alten sehr fest aufgeführten Mauern grau gefärbt. Die Ziegel des Daches waren mit Moos bedeckt, und ganze Schwärme von Tauben bedeckten die Spitze des einen Thurmes, welcher in ein Taubenhaus verwandelt worden war.

Gegen die nicht sehr sorgfältige Gewohnheit unsrer Pächter war der Hof äußerst reinlich. Die Karren, Eggen, Pflüge, frisch mit einer hübschen grünen Farbe angestrichen, waren unter einem geräumigen Schuppen symmetrisch geordnet, daneben hingen die Geschirre der Pferde und die Joche der Zuchtochsen.

Ein enger Zaun durchschnitt den Hof der ganzen Länge nach und theilte ihn in zwei Hälften, deren eine dem Geflügel aller Art überlassen war, während die andere, mit gelbem Sande zierlich bestreut, zu der Spitzthür des kleinen Hauses führte, neben der auf jeder Seite ein kleines Gebüsch von Rosen und Sonnenblumen sich befand.

Ich prüfte mit Vergnügen das Innere dieses Pachthofes, als ich mit unglaublicher Ueberraschung die harmonischen Klänge einer süßen, gebildeten Stimme vernahm.

Diese Töne schienen aus einem kleinen, hohen und schmalen Fenster zu kommen, welches in der Mitte eines der Thürme lag und außen mit einem dichten Vorhange von Volubiles und braunem Sajout umgeben war.

Auf das Vorspiel folgte eine kurze Pause, und dann sang die Stimme die Romanze aus dem Othello von Rossini.

Die Stimme, von bedeutendem Umfange, verrieth eine vortreffliche Methode. Ihr Ausdruck war voll Reiz und Melancholie.

Mein Staunen läßt sich nicht beschreiben. Der Gesang war beendigt, und gleichwohl lauschte ich noch, als auf der Schwelle der Thür eine Frau von ungefähr 50 Jahren erschien. Sie trug ein schwarzes Kleid und eine schneeweiße Haube.

Als diese Frau mich bemerkte, betrachtete sie mich zugleich ängstlich und fragend.

Sie war von mittler Größe, robust, braun und hager; ihr Gesicht trug einen auffallenden Ausdruck der Offenheit und Sanftmuth.

„Was steht zu Ihrem Befehl, mein Herr?" fragte sie mit einer halben Verbeugung, die sie meinem armen alten Rappen und meinem Pachteranzuge schuldig zu sein glaubte.

„Es fängt an zu regnen," sagte ich; „wollen Sie mir wohl erlauben, hier einen Augenblick Schutz zu suchen, und mir dann sagen, ob ich noch weit von dem Dorfe Blémur bin?"

Diese Frage war nur ein Vorwand, um Zeit zu gewinnen und wo möglich die Desdemona zu sehen.

„Das Dorf Blémur? Heilige Jungfrau, das können Sie nicht vor dunkler Nacht erreichen, mein Herr, obgleich Sie da ein vortreffliches kleines Pferd haben," sagte die Pächterin, indem sie Blak mit Kenneraugen betrachtete.

„Muß man nicht den Hauptweg des Waldes verfolgen, um nach Blémur zu kommen?"

„Gerade aus, mein Herr; auf der einen Seite geht er nach Blémur, auf der andern nach dem Schlosse Cerval, und soll drei gute Stunden lang sein, wie man sagt, denn ich bin noch nicht lange in dieser Gegend."

„Sie erlauben mir also, unter dem Schuppen zu bleiben, bis der Regen vorüber ist?"

„Besser als das, mein Herr; kommen Sie in die Stube; Sie werden sich da besser befinden."

„Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an, Madame, obgleich der Schuppen so schön geordnet ist, daß man glauben könnte, in einem Salon zu sein."

Diese Schmeichelei schien ganz nach dem Geschmacke der Madame Kerouet zu sein, welche mir erwiederte, indem sie sich in die Brust warf:

„Ei, mein Herr, das kömmt daher, weil in unsrer Bretagne die Meierhöfe immer so gehalten werden."

Indem ich mit der Pächterin sprach, hatte ich das kleine Thurmfenster nicht aus den Augen verloren; mehrmals glaubte ich eine weiße Hand zu sehen, welche vorsichtig einige Zweige des grünen Vorhanges zurückschob, der das Fenster bedeckte.

Madame Kerouet ging mir in den Pachthof voran. Ich

band Blak an, und folgte dann der guten Frau in das Innere des Hauses.

Links neben der Thür war eine geräumige Küche, geschmückt mit allen kupfernen und zinnernen Geräthschaften, welche zwei rüstige Bäuerinnen zu putzen beschäftigt waren, und die wie Gold und Silber glänzten.

Rechts trat man in eine große Stube, in welcher zwei Betten mit gewundenen Säulen standen, mit Vorhängen von grüner Serge, roth ausgeputzt. Die beiden Betten wurden durch einen hohen Kamin getrennt, in welchem ein gutes Feuer von Kienäpfeln flammte, und auf dessen Sims statt alles Schmucks ein kleiner Spiegel mit rothem Rande stand und zwei Wachsfiguren unter Glas, ein St. Johannes mit seinem Schaafe und eine heilige Genovefa mit ihrem Reh.

Zwischen zwei Fenstern mit kleinen Scheiben hing an der Wand eine alte sogenannte Kukuksuhr; aus dem mit rothen und blauen Blumen bemalten Kasten hingen zwei Bleistücken an Schnüren von ungleicher Länge. Endlich noch ein Spinnrad, ein großer gestickter Armsessel, wahrscheinlich für die Pächterin, ein Stuhl für die Desdemona, zwei Schemel für die Bäuerinnen, ein Schenktisch mit Fayence bedeckt, und ein runder, blanker Tisch von Nußbaumholz vollendeten das Mobiliar dieser Stube, welche zugleich als Salon, als Speisesaal und als Schlafzimmer diente.

Vom Boden bis zu den Fensterscheiben funkelte Alles vor Reinlichkeit. An den braunen vorspringenden Balken waren Guirlanden von Trauben aufgehangen, die für den Winter aufbewahrt werden sollten; die weißgetünchten Mauern waren mit einigen schwarzen Bilderrahmen geziert, welche eine Reihenfolge colorirter Kupferstiche aus der Geschichte des verlornen Sohnes enthielten.

Ich sagte der Pächterin einige Artigkeiten über die Haltung ihres Hauswesens mit einem gewissen Stolze, als sich die Thür öffnete und das junge Mädchen oder die junge Frau eintrat, die so schön sang.

Als sie mich erblickte, erröthete sie sehr und machte eine Bewegung, als ob sie sich wieder entfernen wollte.

„Aber bleib doch, Marie," sagte Madame Kerouet freundlich.

Ich konnte dies Gesicht nicht sehen, ohne mich der Madonnen Raphaels zu erinnern.

Meine Bewunderung war so sichtbar, mein Staunen, eine solche Schönheit in einem Pachthofe zu finden, so groß, und ich verbarg diese Eindrücke ohne Zweifel so wenig, daß Marie dadurch verwirrt zu werden schien.

„Es ist meine Nichte, mein Herr," sagte die Pächterin, welche weder meine Ueberraschung, noch die Verwirrung Desdemonas bemerkte. — „Es ist die Tochter meines armen Bruders, der bei Waterloo als Lieutenant der alten Garde fiel. Durch den Schutz des Herrn Bischofs von Nantes gelang es uns, Marie nach Saint-Denis zu bringen, wo sie wie ein Fräulein erzogen wurde. Da blieb sie bis zu ihrer Verheirathung, die vor nun beinahe einem Jahre in Nantes stattfand," sagte Madame Kerouet mit einem Seufzer. Dann fuhr sie fort: „Aber setzen Sie sich doch, mein Herr, und Du, Marie, hole doch eine Flasche Wein und ein Stückchen warmen Fladen."

„Tausend Dank, Madame!" sagte ich, „ich werde nichts nehmen, und, wenn der Regen vorüber ist, mich sogleich wieder auf den Weg machen."

Ohne Zweifel wegen ihrer Haltung in Verlegenheit, nahm Marie das Spinnrad ihrer Tante.

„Sie gehen vielleicht nach dem Schlosse Cerval?" fragte die Pächterin.

„Nein, Madame; ich sagte Ihnen schon, daß ich nach Blémur gehe."

„Ach ja, nach Blémur, Verzeihung, mein Herr; desto besser für Sie!" sagte die gute Frau.

„Wie so, Madame? Ist der Herr des Schlosses Cerval so ungastlich?"

„Ich weiß nicht, mein Herr; aber man sagt, daß er eben so wenig Lust hat, Menschengesichter zu sehen, als die Menschen Lust haben, ihn zu sehen."

„Und weshalb das? Er lebt also sehr einsam?"

„Hm, hm," sagte die Pächterin, indem sie den Kopf schüttelte; „ich bin erst in diese Gegend gekommen und kann nicht wissen, ob die bösen Geschichten, die man sich von ihm erzählt, wahr sind; und überdies ist der Graf unser Herr, und ein guter Herr, wie man sagt, ich darf daher nicht von dem sprechen, was mich nichts angeht. — Aber, Marie, Du verwirrst mir wieder meinen ganzen Flachs," rief sie der jungen Frau zu,

„Du wirst auch nie lernen, mit einem Spinnrade umzugehen; gieb mir die Spindel."

„Und Sie, Madame," fragte ich Marie, „haben Sie zuverlässigere Nachrichten über den furchtbaren Bewohner von Cerval?"

„Nein, mein Herr; ich habe nur sagen hören, daß der Herr Graf sehr zurückgezogen lebe; und da ich selbst die Einsamkeit liebe, begreife ich diesen Geschmack bei Andern sehr gut."

„Sie haben so viele Mittel, Ihrer Einsamkeit Reiz zu verleihen, daß ich es leicht begreife, wenn sie Ihnen angenehm erscheint. Zuerst sind Sie eine vortreffliche Musikerin; das kann ich sagen, denn ich bin glücklich genug gewesen, Sie zu hören."

„Und sie zeichnet, sie malt auch," fügte Madame Kerouet hinzu.

„Dann, Madame," sagte ich zu Marie, „wage ich es, Sie im Namen einer Beschäftigung, die uns theuer und gemeinschaftlich ist, zu bitten, meinen Wunsch bei Ihrer Tante zu unterstützen, daß sie mir die Erlaubniß gewährt, von dem Pachthofe, dessen Lage ich allerliebst finde, einige Ansichten aufzunehmen."

„Dazu bedürfen Sie der Unterstützung Mariens nicht," sagte Madame Kerouet; „Sie können alle Zeichnungen entwerfen, die Sie wollen; das kann Niemandem schaden."

Ich dankte der Pächterin, und da ich diesen ersten Besuch nicht zu sehr verlängern wollte, bestieg ich mein Pferd und ritt davon.

Der Eigenthümlichkeit wegen wollte ich ein Incognito beibehalten, welches übrigens einige Zeit sehr leicht zu bewahren war, denn der Wiesenhof war weit von Cerval entfernt, und die Bewohner oder Arbeiter des Meierhofes kamen nur selten auf das Schloß.

Am Tage nach meiner ersten Zusammenkunft mit Marie versah ich mich mit vollständigem Malergeräthe, denn ich hatte seit meiner Rückkehr nach Cerval einige Zerstreuung in den Künsten gesucht; dann bestieg ich den guten alten Blak und begab mich nach dem Wiesenhofe.

In Folge meiner häufigen Besuche entspann sich allmählig eine Vertraulichkeit zwischen Marie, ihrer Tante und mir.

Da ich Herrn Belmont, den ich auf der Reise glaubte, nie sah, enthielt ich mich jeder Frage nach ihm. Ich zeichnete den

Pachthof aus allen Gesichtspunkten, und schenkte drei oder vier dieser Zeichnungen der Madame Kerouet, die darüber entzückt war. Oft zeichnete Marie mit mir; ihr Talent war sehr bemerkenswerth.

Gegen die Gewohnheit junger Mädchen, hatte Marie die vortreffliche Erziehung, welche in solchen Anstalten, wie die zu Saint-Denis, verliehen wird, sehr ernst genommen. Begierig nach Wissen, hatte sie keine der Lehren, keine der nützlichen oder angenehmen Künste vernachlässigt, in welchen dort Unterricht ertheilt wurde. Ihre glücklichen natürlichen Anlagen haben sich so cultivirt, bewundernswürdig entwickelt.

Mit soliden, ausgedehnten, mannigfaltigen Kenntnissen vereinte sie einen glücklichen Beruf zu den Künsten. Marie schien aber nicht zu wissen, wie viel Reizendes in dem seltenen Verein dieser so verschiedenartigen Gaben lag; sie empfand darüber keinen Stolz, sondern die unschuldige Zufriedenheit einer Pensionairin, und sprach zuweilen von ihren erhaltenen Preisen der Geschichte, Malerei und Musik, wie andere Frauen von ihren Triumphen der Koketterie.

Marie war achtzehn Jahre alt, und hatte die glückliche und bewegliche Einbildungskraft eines Kindes. Wenn sie vertraulich gegen mich war, fand ich sie einfach, gut und heiter, von jener sanften und naiven Heiterkeit, welche aus dem Ernst der Seele und den Gewohnheiten eines ruhigen, geistig und edel ausgefüllten Lebens entspringen. Je mehr ich diesen natürlichen Charakter studirte, desto mehr fühlte ich mich durch ihn gefesselt. Ich empfand für Marie keine heftige, unruhige Liebe, wenn ich aber bei ihr war, fühlte ich ein so inniges, so süßes Wohlbehagen, daß ich die tumultuarischen Regungen der Leidenschaft nur wenig beklagte.

Sonderbar! Obgleich Marie von der engelgleichsten Schönheit war, und ihre Taille reizend, war ich doch mehr mit ihrem Geiste, ihrer Unbefangenheit, tausend Zügen ihrer reinen Seele, als mit den Vollkommenheiten ihres Körpers beschäftigt. Nie hatte ich ihr die geringste Schmeichelei über ihr Gesicht gesagt, während ich ihr das unbegränzte Interesse nicht verbarg, welches mir ihre Talente einflößten.

Obgleich sie verheirathet war, herrschte doch in ihr ein geheimer und jungfräulicher Reiz, welcher mir so sehr imponirte, daß ich in ihrer Nähe in auffallender Schüchternheit war.

Madame Kerouet, Mariens Tante, war eine Frau von vollkommenem Verstande, geradem Sinn und vortrefflichem Herzen. Ihre Frömmigkeit war zugleich sanft und innig, und begeisterte sie zu Werken der größten Mildthätigkeit; nie verließ ein Armer den Pachthof ohne eine kleine Unterstützung und einige tröstende Worte, die vielleicht noch werthvoller waren, als das Almosen. Allmählig entdeckte ich in dieser vortrefflichen Frau alle Schätze des Gefühles und der praktischen Tugend. Ihre Unterhaltung interessirte mich stets, weil sie mich von tausend merkwürdigen Dingen in Bezug auf den Ackerbau unterrichtete. Zuweilen erhob ihr richtiger Verstand sich durch die bloße Macht eines innigen Glaubens sehr hoch, und ich gestehe, daß ich mich vergebens nach dem Geheimniß einer Religion befragte, welche zuweilen eine so helle Klarheit auf ein so einfaches Fassungsvermögen warf.

Ich kam seit zwei Monaten eifrig nach dem Pachthofe, als Madame Kerouet mir eines Tages sagte: „Sie wundern sich, nicht wahr, Marie beinahe als Wittwe zu sehen? Da Sie unser Freund sind, will ich Ihnen die traurige Geschichte erzählen. Denken Sie sich, daß mein Mann und ich zusammen einen Pachthof in Thouars bei Nantes inne hatten. Dieser Pachthof gehörte Herrn Duvallon, einem reichen Rheder aus der Stadt, der sich als Corsar während des Krieges gegen die Engländer ein Vermögen erworben hatte. Herr Duvallon war roh, aber doch gut; er liebte meinen Mann sehr. Eines Tages sprach Kerouet mit ihm von unsrer Nichte, die bald Saint-Denis verlassen sollte. Bei ihrer schönen Erziehung konnte das liebe Kind keinen Bauer heirathen, und wir waren nicht reich genug, sie mit einem Herrn zu verheirathen. Als Herr Duvallon unsere Verlegenheit sah, sagte er zu Kerouet: „„Wenn Ihre Nichte verständig ist, übernehme ich es, sie zu verheirathen.““

„Mit wem das?“ fragte mein Mann.

„„Mit einem alten Kameraden von mir, einem Seecapitain, der sich vom Handel zurückziehen und als ruhiger Bürger leben will. Er ist eben angekommen. Er ist reich. Er kann zwar nicht eben für einen Stutzer gelten, aber er ist rein wie Gold, arglos, und wird, davon bin ich überzeugt, Eure Nichte glücklich machen.““ Kerouet sagte mir das, und es erschien

mir wie ein wahres Glück für uns und besonders für Marie, die arme Waise. Es war im Monat October vergangenen Jahres. Marie, die bald achtzehn Jahre alt wurde, konnte nicht länger in Saint-Denis bleiben. Wir ließen sie also nach dem Pachthofe kommen, und verabredeten einen Tag, an welchem Herr Duvallon uns Herrn Belmont, seinen Freund, zuführen sollte, der, ganz natürlich, unsere Nichte erst zu sehen verlangte, ehe er etwas abschließen könnte.

Freilich war sein Freund, eben, wie man sagt, kein hübscher Mensch, aber er hatte das Ehrenkreuz, das Gesicht eines braven Mannes, und schien noch ziemlich frisch für sein Alter, was ungefähr 40—50 Jahre betragen mochte. Der Herr war sehr liebenswürdig gegen uns. Von Zeit zu Zeit sah ich Marie an. Sie schien eben kein großes Gefallen an Herrn Belmont zu finden, aber ich wußte, daß sie verständig ist; und dann glaubte ich auch, daß sie bei ihrer Erziehung eines gewissen Wohlstandes bedürfe, dem wir Manches opfern müßten. Es war ein Unglück, ohne Zweifel, aber da ließ sich nicht schwanken. Als die Herren fort waren, sagten wir Marie offen, wie Alles stände. Ach, es hat freilich viel Thränen gesetzt, sowohl bei ihr, als bei mir und bei meinem armen Kerouet, denn unser theures Kind war noch sehr jung, und Herr Belmont schon sehr alt für sie; aber das Schicksal Mariens war doch wenigstens gesichert, und wir konnten ruhig sterben. Sie sah das ein, fügte sich, und als am folgenden Tage Herr Duvallon wieder kam, wurde unser Wort gegeben. Vierzehn Tage lang besuchte uns Herr Belmont täglich. Obgleich man die Seeleute für roh und hart ausgiebt, war er doch sehr gut, sehr sanft und sehr gefällig, und Marie sah ihn zuletzt ohne Widerwillen, und wurde sogar durch die Beweise der Zärtlichkeit, die er ihr gab, gerührt. Und dann sollten wir uns auch nicht von unserm lieben Kinde trennen; er wollte ein kleines Landgut, welches an Thouars gränzte, kaufen, und so konnten wir Marie täglich sehen. Endlich gewöhnte sie sich so sehr an Herrn Belmont, daß sie einwilligte, sein Bild zu malen. Sie hat es dort oben in ihrem Thurmstübchen, in welches sie Niemand den Eintritt erlauben will. Es ist außerordentlich ähnlich. — Gegen Ende December sagte uns Herr Belmont, daß er nach Paris gehen wollte, um die Hochzeitgeschenke zu kaufen; die Hochzeit sollte etwa im Laufe des Januar in Nantes gefeiert

werden. Nach vierzehn Tagen kam Herr Belmont aus Paris zurück und brachte für Marie prachtvolle Sachen mit.

„Seit dem traurigen Ereignisse, welches uns trennte, habe ich mich oft daran erinnert, daß Herr Belmont nach seiner Rückkehr von Paris häufig unruhig zu sein schien. Gegen uns zeigte er sich immer gut und liebenswürdig, statt aber den Anfang Februars abzuwarten, wie er anfangs wollte, bestand er darauf, seine Heirath zu beschleunigen. Wir willigten in sein Begehren, und die Hochzeit wurde am 17. Januar, einem Freitag, gefeiert. Der Contract wurde am Morgen unterzeichnet. Herr Belmont verschrieb meiner Nichte ein jährliches Einkommen von 6000 Francs. Für Leute, wie wir, war das recht schön, nicht wahr, Herr Arthur? — Nach der Unterzeichnung des Contractes gingen wir auf die Mairie, dann in die Kirche und endlich zum Essen nach dem Landhause des Herrn Duvallon, welcher Zeuge des Herrn Belmont war. Wir setzten uns zu Tisch; beim Dessert fing Herr Belmont an, einige Strophen zu singen, die er zu seiner Hochzeit componirt hatte, der liebe, arme Mann, als plötzlich von Nantes ein Bediente des Herrn Duvallon ankam. Er übergab seinem Herrn einen Brief. Herr Duvallon erblaßte, sprang auf vom Tische und rief: „Belmont, höre!"

„Ich erinnere mich, daß der theure Herr Belmont in eben dem Augenblicke einen Vers sang, welcher so anfing:

Hymen schüttelt seine Fackel. — Da stand Herr Belmont auf, aber kaum hatte er den Brief gelesen, welchen ihm Herr Duvallon zeigte, als er ein Gesicht machte, ach, mein Herr, ein fürchterliches Gesicht, so daß ich noch nicht begreifen kann, wie ein Mann, der gewöhnlich so gut aussah, zuweilen eine so wilde Physiognomie annehmen kann. Er faßte sich aber schnell, näherte sich Marien, umarmte sie und sagte: „Beunruhige Dich meinetwegen nicht, meine kleine Frau; bald sollst Du Nachricht von mir haben!"

Dann entfernte er sich mit Herrn Duvallon, der uns, indem er ging, noch zuflüsterte: „„Belmont ist in eine politische Angelegenheit verwickelt, als — Carbonaro;"" — „Ja, so war es, Carbonaro," wiederholte Madame Kerouet, indem sie ihr Gedächtniß zu Rathe zog. — „„Er muß entfliehen, davon hängt sein Leben ab. Kommt man, um ihn zu arretiren, so

suchen Sie den Commissär so lange als möglich hier zurück zu halten.""

„Kaum waren Beide seit einer Viertelstunde fort, als ein Gendarmerie-Offizier und ein Polizei-Commissär angefahren kamen, wie Herr Duvallon vorausgesehen hatte. Sie fragten, wo der Seecapitän Belmont sei.

„Sie können sich wohl denken, daß wir kein Wort sagten. Man suchte, man suchte, aber man fand nichts, und das dauerte wenigstens zwei Stunden. — Der Commissär wollte gehen, als Jemand von der Hochzeitsgesellschaft zufällig von dem Dreimaster, der schönen Alexandrine sprach, welche im Laufe des Tages von Nantes absegeln sollte; da rief der Gendarmerie-Offizier: „„Und die Fluth tritt um drei Uhr ein! Es ist fünf! Ehe wir in Nantes zurück sind, ist es sieben. — Hat unser Mann dies Fahrzeug benutzt, so ist er um sieben Uhr aus dem Flusse, und gegen unsere Nachstellungen gesichert.""

„Damit stieg er mit dem Commissär in den Wagen und sie jagten mit verhängtem Zügel davon; aber sie kamen zu spät. Der liebe Belmont hatte sich zum Glück auf der schönen Alexandrine eingeschifft, die nach Havannah unter Segel ging. Herr Duvallon hat uns am nächsten Tage diese Nachricht mitgetheilt. Ach, mein Herr, ein Unglück kömmt nie allein. Zwei Monate nach diesem Ereignisse starb mein armer Kerouet an dem Brustflusse; Herr Duvallon verkaufte seinen Pachthof in Thouars, und ich wäre ohne alle Hülfsmittel gewesen, hätte mir nicht der Verwalter des Schlosses Cerval, der Kerouet kannte, und wußte, daß ich einem Pachthofe gut vorstehen könnte, die kleine Meierei angetragen, auf der ich mir sehr gefalle, obgleich ich täglich meinen armen Kerouet beklage, und sehr besorgt um das Schicksal des Herrn Belmont bin, welcher uns nur einmal durch ein Nanteser Fahrzeug schrieb, dem die schöne Alexandrine auf dem Wege begegnet war. In diesem Briefe sagte uns Herr Belmont, daß wir uns beruhigen möchten und daß er uns über kurz oder lang überraschen würde. Was Marie betrifft, so kann ich eben nicht sagen, daß das liebe Kind den Verlust des Herrn Belmont sehr bedauert: sie kannte ihn dazu nicht genug. Ich aber beklage es an ihrer Stelle, denn wenn ich morgen sterbe, was soll dann aus ihr werden? Fügen Sie noch hinzu, daß sie so gewissenhaft ist, keinen Sous von den 6000 Francs anzunehmen, die Herr Belmont ihr aus-

gesetzt hat, und die Herr Duvallon uns alle drei Monate sendet. Wir bringen das Geld zu einem Notar in Nantes, der es bis zur Ankunft des Herrn Belmont behalten soll."

Das war ungefähr die Erzählung der Madame Kerouet.

Zur Zeit der Abreise des Herrn Belmont hatte man in der That mehrere liberale Verschwörungen entdeckt, und die geheimen Gesellschaften wurden auf Gefahr-drohende Weise organisirt; es war daher sehr wahrscheinlich, daß Herr Belmont bei einer dieser Verschwörungen gegen den Staat compromittirt war.

Seit dieser vertraulichen Mittheilung der Tante erschien mir Maria nur noch reizender.

Ich fuhr fort, täglich nach der Meierei zu gehen; zuweilen sogar, wenn der Schnee fiel und die Kälte zu groß war, lud die gute Madame Kerouet mich dringend ein, die Nacht im Pachthofe zu bleiben, und wurde ernsthaft böse, wenn ich davon sprach, bei der Nacht und bei den schlechten Wegen im Walde noch nach Blémur zu gehen, wo ich angeblich wohnte.

Wenn ich mich entschloß, zu bleiben, verbarg mir Marie ihre unbefangene Freude nicht, und es war dann beinahe ein Fest in der Meierei. Madame Kerouet beschäftigte sich selbst mit den Vorbereitungen zum Essen, und Marie, welche das Zimmer ihrer Tante theilte, sorgte mit aufmerksamer und reizender Anmuth dafür, daß in dem kleinen Zimmer, welches mir in einem der Thürme bestimmt wurde, nichts mangele.

Diese so gute, so zuvorkommende Gastfreundlichkeit rührte mich innig; und was mir die Reinheit der Gefühle dieser beiden Frauen, und ihr großmüthiges Vertrauen zu mir bewies, war, daß es ihnen nie in den Sinn kam, sich durch die Häufigkeit meiner Besuche für compromittirt zu halten. Mein Kommen gefiel ihnen, ich belebte und erheiterte ihre Einsamkeit, und wenn ich ihnen mit Innigkeit für alle ihre Güte dankte, sagte mir Madame Kerouet ganz unbefangen: „Kömmt es nicht uns armen Pächterinnen zu, dafür zu danken, daß Sie, mein Herr, ein Künstler (ich galt für einen Maler), uns beistehen, die langen Winterabende hinzubringen, und dazu beinahe täglich drei Stunden machen, um zu kommen, und drei, um zu gehen, und das noch bei so abscheulichem Wetter. Hören Sie, Herr Athur," fügte die vortreffliche Frau hinzu, „ich weiß nicht, wie es sich gemacht hat, aber schon sind Sie wie zu un-

serer Familie gehörig, und wenn wir jetzt darauf verzichten müßten, Sie zu sehen, so würde uns das sehr unglücklich und sehr traurig machen; nicht wahr, Marie?"

„Ja gewiß, liebe Tante," sagte Marie mit bewunderungswürdiger Offenheit.

Ich hatte gesehen, daß es Marien an Büchern fehlte. Sie sprach vortrefflich italienisch und englisch. Ich ließ in Paris eine vollständige Bibliothek kaufen, indem ich Befehl gab, sie zuerst nach Nantes zu schicken, und von Nantes aus nach dem Pachthofe zu addressiren.

Wie ich es hoffte, wurden diese Bücher einem Andenken des Herrn Belmont oder des Herrn Duvallon zugeschrieben. Durch dieses Mittel gelang es mir, Marie und ihre Tante mit einem gewissen häuslichen Wohlbehagen zu umgeben, welches ihnen mangelte, und nach und nach kamen kostbare Meubel und Teppiche in dem Pachthofe an und wurden mit Freude empfangen, stets als irgend eine Aufmerksamkeit des Verbannten oder seines Freundes.

In ihrer Dankbarkeit schrieb Marie einen herzlichen Danksagungsbrief an Herrn Duvallon, welcher antwortete, er verstände von dem, was Madame Belmont geschrieben, kein Wort.

Da ich Aufklärung fürchtete, bat ich Madame Kerouet, von diesen Wohlthaten nicht mehr zu sprechen, indem ich ihr zu verstehen gab, daß Herr Belmont ohne Zweifel wichtige Gründe hätte, die Quelle derselben zu verbergen.

Mariens Geburtstag näherte sich. Erst an diesem Tage wollte sie mir den Eintritt in das kleine geheimnißvolle Stübchen erlauben, das sie zu ihrem Arbeitscabinet gemacht hatte, und dessen Thür sie mir bisher immer verbot.

Da ich wußte, daß das Zimmer dem ganz ähnlich war, welches ich in dem entgegengesetzten Thurme bewohnte, wenn ich in dem Pachthofe blieb, traf ich die nöthigen Maßregeln, und ließ von Paris, stets über Nantes, Alles kommen, was nöthig war, um es mit Eleganz zu meubliren. Eine der größten Klagen war es, weder Piano noch Harfe zu besitzen. Ich bestellte auch diese beiden Instrumente, welche zu dem Geburtstage Mariens gleichfalls auf dem Pachthofe anlangen sollten.

Alle diese Details verursachten mir eine unendliche Freude. Täglich verließ ich Cerval auf meinem Pony, wohl ein-

gehüllt, um dem Regen und dem Schnee zu trotzen; in der Meierei fand ich ein gutes Feuer. Ich kleidete mich mit einiger Gesuchtheit, ungeachtet der ewigen Spöttereien der würdigen Pächterin, welche mir zum Vorwurf machte, daß ich zu kokett sei. Dann ging ich in das große Zimmer hinab.

War das Wetter nicht zu schlecht, so nahm Marie meinen Arm, und wir trotzten muthig dem Winde und der Kälte, um unsere steilen Berge zu erklettern und auf deren Gipfel Pflanzen für das Herbarium Mariens zu pflücken, oder den Wald zu durchstreifen, indem wir uns damit unterhielten, die Hindin und ihr Kalb in der Einsamkeit zu überraschen.

Während dieser langen Spaziergänge behandelte mich Marie, die stets lebhaft, lachend und flüchtig, stets Pensionairin war, wie einen Bruder. In ihrer keuschen Unwissenheit unterwarf sie mich oft schweren Proben. Bald mußte ich ihre Halskrause zubinden, bald ihre langen Haare unter den Hut schieben, bald war ein Band ihres Schnürstiefels wieder durch die Oese zu ziehen.

Bei diesen fernen Ausflügen kam mir oft, wenn ich mit Bewunderung das köstliche Gesicht Mariens betrachtete, die unter ihrem weißen Häubchen einer unter Schnee weißblühenden Rose glich, ein Geständniß auf die Lippe. Aber Marie kreuzte ihre beiden Arme auf die meinigen, stützte sich mit so vielem Vertrauen auf mich, und sah mich mit so viel Unbefangenheit und Ernst an, daß ich das Geständniß stets bis zum nächsten Tage verschob.

Ich fürchtete, daß ein gewagtes oder übereiltes Wort das stille und reine Verhältniß zerstören möchte.

Ich wartete geduldig. Ich täuschte mich nicht über das Gefühl, welches ich Marien einflößte. Ohne alberne Anmaßung, ohne lächerliche Eitelkeit, konnte ich doch die überzeugenden Beweise nicht verkennen. Seit länger als zwei Monaten sah ich sie fast täglich; meine Aufmerksamkeiten für sie, die so jung, so unbefangen, so wenig an die Verführung der Welt gewöhnt war, hatten sie sichtlich gerührt; aber ich entdeckte in ihr auch so feste Grundsätze, so religiöse Gefühle, einen so tiefen Instinkt der Pflicht, daß ich auf einen langen und vielleicht schmerzlichen Kampf gefaßt sein mußte. Gleichwohl gaben mir tausend bedeutungsvolle Kleinigkeiten den Maßstab für eine Zuneigung, welche Marie vielleicht selbst noch nicht kannte.

Am Abend, wenn ich in dem Pachthofe gegessen hatte, drehte Madame Kerouet, an der Ecke des Kamins in dem großen Armstuhle sitzend, das Spinnrad, während Marie und ich an demselben Tische unsere gesammelten Pflanzen für das Herbarium ordneten.

Wenn die leichten Gefäser der Pflanzen auf dem Papier befestigt werden mußten, berührten sich unsere Hände oft; wenn wir Beide, über den Tisch niedergebeugt, sehr aufmerksam mit unserer Arbeit beschäftigt zu sein schienen, berührten meine Haare die Haare Mariens, oder ihr jugendlich frischer Athem liebkosete meine Wange.

Dann erröthete Marie, ihr Busen wogte heftig, ihr Blick wurde verwirrt, und zuweilen streifte ihre Hand über da Papier hin.

Dann schien sie plötzlich wie aus einem Traume zu erwachen, und sagte mit dem Tone freundlichen Vorwurfes: „Aber sehen Sie doch, wie schlecht die Pflanze auf dem Papiere liegt."

„Das ist Ihre Schuld," erwiederte ich lachend; „Sie wollen mir weder helfen, noch das Papier halten."

„Keineswegs!" Sie haben vielmehr nicht die geringste Geduld, und fürchten immer, sich Gummi an die Finger zu schmieren."

„Ei, über die häßlichen Zänker!" sagte Madame Kerouet. „Einer ist nicht besser als die Andere."

Zuweilen auch lasen wir abwechselnd mit lauter Stimme die Romane Walter Scott's, welche der Madame Kerouet sehr gefielen. Mariens Stimme war sanft und wohlklingend, und es gehörte zu meinem größten Glücke, sie lesen zu hören.

Aber ein vielleicht noch größeres Glück empfand ich, wenn ich sie betrachtete. Wenn ich daher meinerseits den Roman nahm und irgend eine Anspielung fand, las ich zuerst die Phrase mit den Augen, und sagte sie dann laut aus dem Gedächtniß her, indem ich einen leidenschaftlichen Blick auf Marie heftete.

Zuweilen senkte Marie die Augen und nahm eine strenge Miene an, zuweilen aber erröthete sie und befahl mir mit der Spitze ihres schönen Fingers gebieterisch, auf das Buch zu sehen.

Ich ersann noch Anderes: ich fügte improvisirend ganze Seiten zu dem Buche, das ich vorlas, hinzu, um dadurch Ma-

rien noch deutlicher zu schildern, was ich empfand, wenn die Situation des Romans dies erlaubte.

So schob ich eines Abends bei der keuschen und leidenschaftlichen Scene, wo Ivanhoe der schönen Sachsin seine Liebe erklärt, dem, was der Kreuzfahrer sagt, einen langen Monolog unter, in welchem ich die unmittelbarsten Annäherungen zwischen mir und Marie machte, indem ich voll Zärtlichkeit tausend Erinnerungen an unsere Spaziergänge und unsere Unterhaltungen zurückrief.

Marie sah mich unzufrieden, unruhig, aufgeregt an.

Ich machte eine Pause.

„Ich wollte Sie nicht unterbrechen, Herr Arthur," sagte Madame Kerouet, „denn ich finde, daß Sie nie schöner gelesen haben als heute."

Dann legte sie ihre Spindel fort und sagte ganz unbefangen: „Ich gestehe, eine Frau müßte ein Herz von Stein haben, wollte sie durch einen Geliebten, der so spricht, nicht gerührt werden. Ich verstehe mich darauf nicht, aber es scheint mir, als könnte man nichts Anderes sagen, wie das, was der Ivanhoe da sagt, so wahr und natürlich ist es."

„Ja, es ist wirklich sehr schön," sagte Marie, „aber Herr Arthur wird ermüdet sein; ich will ihn daher ablösen."

Sie nahm fast gegen meinen Willen das Buch aus meiner Hand, suchte nach der improvisirten Stelle und fand sie nicht.

„Was Sie eben lasen," sagte Marie boshaft, „ist so schön, daß ich es gern noch einmal lesen möchte."

„Du hast Recht, Marie," sagte Madame Kerouet; „auch ich würde es gern noch einmal hören."

„Ach, mein Gott, schon zehn Uhr!" rief ich, um aus der Verlegenheit zu kommen. „Ich muß fort!"

„Es ist wahr — schon!" sagte Madame Kerouet, indem sie nach der Uhr sah.

Gewöhnlich ging Marie im Augenblicke meiner Entfernung an das Fenster, um nach dem Wetter zu sehen; diesmal aber blieb sie regungslos sitzen.

Ihre Tante sagte: „Aber so sieh doch nach, ob es schneit."

Marie stand auf, kam wieder zurück und sagte: „Es schneit sehr stark."

„Es schneit sehr stark! — Wie gleichgültig Du das sagst! — Bedenke doch, daß Herr Arthur in der Nacht und im Walde noch drei Stunden Weges zu machen hat.“

Ich suchte den Blick Mariens. Sie wendete die Augen ab, und ich sagte traurig: „Gute Nacht, Madame.“

„Gute Nacht, Herr Arthur,“ antwortete sie, ohne mich anzusehen.

Ich hörte das ungeduldige Wiehern meines alten Blak, den ein Pferdebursche vorführte.

Ich wollte das Zimmer verlassen, als Marie einen Augenblick benutzte, wo ihre Tante sie nicht sehen konnte, sich mir näherte, meine Hand nahm und mit tiefer Aufregung sagte: „Ich zürne Ihnen sehr; Sie wissen nicht, wie wehe Sie mir gethan haben!“

Diese Worte waren kein Geständniß, und gleichwohl kehrte ich trotz der Nacht und trotz des Schnees mit Freuden im Herzen nach Cerval zurück.

— — — — — — — — — — — —

Von diesem Tage an rührte meine erste Hoffnung her.

Seitdem sind acht Tage verflossen.

Morgen ist Mariens Geburtstag, ein feierlicher Tag, an welchem wir das geheimnißvolle Thurmstübchen besehen wollen.

Achtzehntes Kapitel.

Das Portrait.

Cerval, den 23. April 18**.

Kaum kann ich glauben, was ich heut gesehen habe.

Sonderbar ist mein Geschick.

Diesen Morgen begab ich mich, wie wir das verabredet hatten, nach dem Pachthofe.

Es war der Geburtstag Mariens; sie sollte mir den Eintritt in das geheimnißvolle Cabinet gestatten, welches sie in einem Thurme bewohnt. Dorthin hatte sie das Piano und

die Harfe bringen lassen, die kürzlich von Nantes angekommen waren.

„Kommen Sie, meinen Aufenthaltsort zu sehen," sagte Marie nach dem Frühstück.

Wir stiegen mit Madame Kerouet in den einen Thurm hinauf.

Wir traten ein, und was erblickte ich?

Mir gegenüber in einem vergoldeten Rahmen das Portrait des Piraten von Porquerolles, des Piloten von Malta!

„Wie kamen Sie zu dem Portrait? Wissen Sie, wer der Mensch ist?" rief ich aus, indem ich mich an die beiden Frauen wendete, die mich mit dem größten Staunen ansahen.

„Ich habe das Portrait gemalt und es stellt Herrn Belmont vor," sagte Marie ganz unbefangen.

„Herrn Belmont?"

„Allerdings; es ist mein Mann. — Aber was ist Ihnen denn, Herr Arthur? — Weshalb diese Ueberraschung, dieses Staunen?"

„Haben Sie Herrn Belmont irgend wo gesehen?" fragte Madame Kerouet.

Ich glaubte, zu träumen oder von irgend einer außerordentlichen Aehnlichkeit getäuscht zu werden.

„In der That," sagte ich zu Madame Kerouet, „habe ich Herrn Belmont schon oft auf meinen Reisen getroffen, oder vielmehr Jemanden, der ihm sehr gleicht. — Denn gewisse Umstände erlauben mir nicht, zu glauben, daß die Person, von der ich sprechen will, in der That der Herr Belmont ist, den dieses Bild vorstellen soll."

„Es giebt ein ganz einfaches Mittel, um zu wissen, ob Ihr Herr Belmont auch der unsrige ist, d. h. der unseres Portraits. — Wie sind die Zähne Ihres Belmont?" — fragte mich Marie ganz unbefangen.

Kein Zweifel mehr, er ist es, dachte ich.

„Seine Zähne sind so wie die keines Menschen," erwiederte ich; „sehr spitz, sehr weiß und sehr auseinanderstehend."

„Das ist derselbe," sagte Madame Kerouet lachend. „Wir nennen ihn daher zuweilen auch scherzend den Wehrwolf."

Er war es gewiß!

Alles erklärte sich ganz deutlich.

Auf dem Schloßballe hatte der englische Gesandte mir ge-

sagt, daß man dem Piraten auf der Spur sei und seiner habhaft zu werden hoffte; dieser Ball hatte gegen Mitte Januars Statt gefunden, zu eben der Zeit, zu welcher Belmont nach Nantes zurückgekehrt war, um seine Verbindung mit Marie zu beschleunigen.

Unser Zusammentreffen im Theater und die Furcht vor Entdeckung hatten ohne Zweifel die Unruhe bewirkt, die Madame Kerouet seit jener Zeit an ihm bemerkte.

Ohne den Wink, der ihn von der Ankunft des Commissärs und des Gendarmerie-Offiziers benachrichtigte, wäre der Elende am Tage seiner Heirath selbst arretirt worden. Endlich sah ich noch vollkommen ein, daß Herr Duvallon, der Zeuge des Piraten, ihn Marien und ihrer Tante als politisches Opfer bezeichnet hatte, um ihren Augen die wahre Ursache der Verfolgung zu verbergen, die man gegen ihn ausübte.

Kannte dieser Duvallon das nichtswürdige Handwerk Belmonts, oder war er von ihm auch hintergangen worden?

Alle diese Gedanken drängten sich verworren in meinem Kopfe, und beschäftigten mich so sehr, daß ich den Pachthof viel früher verließ, als gewöhnlich, indem ich eine Migräne vorschützte, und Marie und ihre Tante besorgt und betrübt über meine plötzliche Entfernung zurückließ.

Dieser Tag, der für uns eine Art von kleinem Feste sein sollte, endete ziemlich traurig.

Was soll ich thun?

Ich liebe Marien mit allen Kräften meiner Seele. Es ist nicht mehr ein Verbrechen, sie Belmont zu entführen, diesem Räuber, diesem Mörder, sondern sie ist eine edle und großmüthige Handlung.

Marie war unwürdig betrogen worden. Ihre Familie hatte sie mit einem braven, rechtschaffenen Seemann zu verbinden geglaubt, und nicht mit einem nichtswürdigen. Diese Ehe ist nichtig vor der Vernunft und Ehre, sie muß es auch vor den Menschen sein. Heute noch will ich den unglücklichen Frauen Alles mittheilen.

Aber werden sie mir glauben? Welche Beweise kann ich ihnen für das geben, was ich behaupte? Und dann liegt in dieser Klage von meiner Seite etwas Niedriges, was mich zurückstößt.

Jedenfalls ist doch Marie die rechtmäßige Gattin Belmonts, ich liebe Marie, und diese Liebe stellt jenen Menschen mir beinahe gleich.

Jetzt ist es ein offener Kampf zwischen mir und ihm. Ich bin schon im Vortheil, weil er abwesend ist; es ist daher nicht redlich, diese Vortheile durch eine Anschuldigung noch zu vergrößern.

Wenn endlich Marie mich genug liebt, um ihre Scrupel zu besiegen, um ihre Pflichten gegen einen Mann zu vergessen, den sie für rechtschaffen und gut hält, müßte ich da nicht stolzer auf mein Glück sein, als wenn sie mir nur einen Menschen zu opfern glaubte, den sie ihrer für unwürdig hielte? Einen Menschen, den die Gerechtigkeit jeden Tag als ihre Beute in Anspruch nehmen könnte?

Gewiß, ich werde nichts sagen.

Aber wenn der Mensch zurückkäme? Mein Gott, welch ein gräßlicher Gedanke!

Marie ist doch jedenfalls seine Frau, und der Zufall allein bewahrte sie vor der Besudelung dieses nichtswürdigen Menschen.

Meine Gewissensbisse sind albern, abgeschmackt. Ich weiß nicht, weshalb ich zögere, Marie Alles zu sagen.

Aber wozu? Würde diese Mittheilung der Rückkehr dieses Menschen zuvorkommen, sie verhindern?

Von einem Augenblicke zum andern kann er kommen!

Was soll ich thun, was soll ich thun? —

Serval, den 12. December 18**.

Mein Incognito ist entdeckt, und Marie weiß, wer ich bin.

Gestern ging ich nach dem Pachthofe.

Ich war noch immer unentschlossen über das, was ich von dem Piraten sagen sollte.

Ich sprach mit Marie und ihrer Tante, als mein Verwalter eintrat. Ich wurde ganz roth und sehr verlegen; der Henker bemerkte das nicht; er verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll vor mir.

„Ei, Sie kennen Herrn Arthur?" fragte Madame Kerouet.

„Ob ich die Ehre habe, den Herrn Grafen zu kennen?“ wiederholte der Verwalter staunend.

„Den Herrn Grafen!“ riefen zugleich Madame Kerouet und Marie, indem sie von ihren Sitzen aufsprangen.

Da ich fürchtete, daß dieser Mensch den Grund, der mich bewogen hatte, meinen Namen zu verbergen, falsch auslegen möchte, sagte ich: „Sie sind sehr ungeschickt, mein lieber Herr Rivière. Ich wünschte selbst einige Nachrichten über diese Meierei einzuziehen, deren Pacht ich zu erhöhen dachte, und nun verderben Sie Alles.

„Ich bitte Sie, haben Sie die Güte, mich in Cerval zu erwarten; ich habe über diese Sache mit Ihnen zu sprechen.“

Der Verwalter ging.

„Sie haben mich getäuscht, Herr Graf,“ sagte Madame Kerouet mit viel Würde. „Das ist schlecht von Ihnen.“

Marie sagte kein Wort, und verschwand, ohne mich anzusehen.

„Und weshalb ist das schlecht?“ erwiederte ich der vortrefflichen Frau. „Hätte ich mich genannt, so würden Sie sich, ich weiß selbst nicht durch was für Rücksicht, haben abhalten lassen, mir die offene Zuneigung zu zeigen, durch die Sie mich immer erfreuten; ich wäre für Sie der Herr dieses Pachthofes gewesen, und nicht Ihr Freund.“

„Die Freundschaft, Herr Graf,“ sagte Madame Kerouet mit kaltem Tone, „ist nur unter Personen von gleichem Stande sicher und sogar nur möglich.“

„Aber worin ist denn unsere Lage jetzt so verschieden? Wenn meine Freundschaft Ihnen gefiel, weshalb wollen Sie denn jetzt unsern Umgang ändern? Weshalb wollen Sie vier oder fünf Monate reizender Vertraulichkeit vergessen?“

„Ich werde sie nicht vergessen, Herr Graf, aber sie muß jetzt Gefühlen Platz machen, welche für Mariens und meine Bescheidenheit sicherer sind.“

Eine Magd bat Madame Kerouet, zu Marie zu kommen. Sie grüßte achtungsvoll, und ging.

Ich verließ den Meierhof in einem Anfalle heftigen Zornes gegen meinen Verwalter.

Dann überlegte ich, daß mein Incognito doch nicht immer hätte währen können, und daß diese Entdeckung Marie

zwar anfangs betrüben, aber ihre Liebe zu mir doch nicht verändern könnte.

Cerval, den 15. December 18**.

Ich habe Marie wieder gesehen.

Einige Tage fand ich sie betrübt und niedergeschlagen durch meine Verstellung, die sie sich nicht zu erklären wußte.

Sie fragte mich, weshalb ich ihr meinen Namen verborgen hätte; ich antwortete ihr, da ich gewußt hätte, daß eben so falsche als ärgerliche Gerüchte bis zu ihr gedrungen wären und mich ihr unter mindest günstigem Lichte geschildert hätten, wäre ich lieber bei meinem Incognito geblieben.

Sie hat mir nur schwer geglaubt; endlich aber ist es mir gelungen, aus ihrem Andenken die traurigen Eindrücke zu verdrängen.

Obgleich Madame Kerouet noch zuweilen mit mir schmollt, hat doch unser anfangs etwas kälter gewordener Umgang neue Reize gewonnen.

Cerval, den 18. December 18**.

Marie liebt mich — sie liebt mich! — Ich kann nicht mehr daran zweifeln. — Dieser Tag möge für immer in meinem Herzen leben.

Cerval, den 30. December 18**.

Welch Ereigniß! — Nein, nein, und tausendmal nein, sie soll dies Land nicht verlassen. — Jetzt habe ich das Recht, über ihre Zukunft zu wachen. — Nie werde ich sie verlassen.

Diesen Morgen kam ein Knecht aus der Meierei auf das Schloß.

Er brachte mir ein Billet von Marie.

Sie bat mich, augenblicklich zu kommen.

Eine Stunde darauf war ich auf dem Pachthofe.

Ich fand Marie und ihre Tante in Thränen.

„In diesem Briefe," sagte Madame Kerouet, „schreibt uns Herr Duvallon, daß er noch heut kommen wird, um auf Befehl des Herrn Belmont Marie abzuholen."

„Und Sie wollen sie fortlassen?“ rief ich aus. „Und Sie können in die Entfernung willigen, Marie?“

Bleich wie eine Todte, drückte Marie die Hände gegen die Augen, und rief: „Welch ein Erwachen, o mein Gott, welch ein Erwachen! — Ich bin verloren!“ —

Ich machte Marie ein bedeutungsvolles Zeichen, ihre Tante hatte sie, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, nicht verstanden.

„Ach, mein Gott,“ sagte Madame Kerouet, „mein Kind zu verlassen — dazu werde ich nimmermehr die Kraft haben.“

„Sie werden sie nicht verlassen, Sie können sie nicht verlassen, gute Mutter, und am wenigsten, um sie in die Hände eines Mannes, wie dieser Duvallon, zu geben.“

„Ach, Herr Graf, welchen Einwand können wir machen? Ist nicht Herr Duvallon der vertraute Freund des Herrn Belmont? Hat er nicht dessen Auftrag?“

„Eben weil er der vertraute Freund des Herrn Belmont ist, kann man diesem Menschen nicht trauen.“

Marie und Madame Kerouet sahen mich staunend an. — Ich fuhr fort: „Hören Sie mich, — Sie, Madame Kerouet, — Sie, Marie. — Lassen Sie mich Herrn Duvallon empfangen. Ich mache mich anheischig, mit ihm zu sprechen und ihn zur Vernunft zu bringen. — Wann soll er kommen?“

„Wenn er, wie er schreibt, mit der Diligence von Bourges kommt, so muß er heute um 3 Uhr hier sein,“ erwiederte Madame Kerouet.

„Versprechen Sie nichts; schicken Sie ihn zu mir, hoffen Sie — lassen Sie uns hoffen.“

Und durch ein stummes Zeichen Marien antwortend, ging ich. — — — — — — — — — — — —

Um fünf Uhr hörte ich einen Wagen auf den Schloßhof fahren. Ich konnte eine Regung des Zornes kaum unterdrücken; ich fühlte meine Schläfe heftig pochen.

Man meldete mir Herrn Duvallon.

Ich sah einen kräftig gebauten, großen Menschen eintreten, der ungefähr 50 Jahr alt sein mochte; seine Haut war braun, sein Wesen rauh, und seine Haltung gemein, aber zuversichtlich; seine Kleidung war die eines Franzosen auf Reisen, d. h. schmutzig.

Ich gab ihm ein Zeichen, sich zu setzen, und er that es.

„Mein Herr,“ sagte ich, „ich bitte um Verzeihung, Sie belästigt zu haben, aber ich bin beauftragt von Madame Kerouet, welche einen meiner Pachthöfe inne hat und einiges Vertrauen in mich setzt.“

„Parbleu, ihre Nichte hat auch Vertrauen zu Ihnen, und viel,“ fiel der Mensch mir grob in das Wort.

„Das ist wahr, mein Herr,“ erwiederte ich ihm, indem ich an mich hielt, „denn ich genieße die Ehre, zu den Freunden der Madame Belmont zu gehören.“

„Und ich zu den Freunden des Herrn Belmont, mein Herr, und als solcher bin ich von ihm beauftragt worden, ihm seine Frau nach Nantes zu bringen, wo sie unter der Aufsicht meiner Gemahlin bleiben wird, bis mein Freund Belmont zurückkehrt, was nicht lange mehr dauern kann.“

„Sie sind der vertraute Freund des Herrn Belmont?“ fragte ich Herrn Duvallon, indem ich ihn fest ansah. „Wissen Sie, wer dieser Mensch ist?“

„Dieser Mensch — dieser Mensch ist eben so viel werth als irgend ein anderer,“ schrie Herr Duvallon, indem er heftig aufsprang.

Ich blieb sitzen.

„Dieser Mensch“, sagte ich, „ist ein Räuber, mein Herr, — dieser Mensch ist ein Mörder, mein Herr,“ und jede dieser Beschuldigungen betonte ich mit einem gebieterischen Blicke und entschlossenen Ausdrucke.

„Wenn Sie nicht in Ihrer Wohnung wären!“ sagte Herr Duvallon, und ballte die Fäuste.

„Ich bin kein Kind, mein Herr,“ erwiederte ich, „und Ihre Drohungen sind lächerlich. Sprechen wir gerade heraus und kommen wir zum Ende. Zum Beweise, daß Ihr Freund ein Mörder ist, wurde ich selbst durch ihn an Bord einer Yacht verwundet, die er im mittelländischen Meere seeräuberisch angriff. Ist das klar? Der Beweis, daß Ihr Freund ein Spitzbube ist, daß ich an Bord derselben Yacht war, als er sie an der Küste von Malta auf eine nichtswürdige Weise zum Scheitern brachte. Ist das wieder klar? Zum Beweise endlich, daß diese Anklagen gegründet sind, ließen der englische Gesandte in Frankreich, so wie unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von der Anwesenheit dieses Elenden in Paris benachrichtigt, die Maßregeln treffen, die seine Arretirung herbeige-

führt haben würden, wenn Sie ihn nicht am Tage seiner Verheirathung der Justiz entzogen hätten. Ist das deutlich, mein Herr?"

Duvallon sah mich ganz verdutzt an und biß sich wüthend auf die Lippen, ich aber fuhr fort:

„Weder Madame Belmont noch ihre Tante wissen ein Wort von alle dem, aber ich erkläre Ihnen, wenn Sie dabei beharren, Madame Belmont und ihre Tante mit sich nehmen zu wollen, so sage ich ihnen Alles, und gebe zu gleicher Zeit beiden den Rath, den Gerichten diesen Streit zur Entscheidung zu überweisen."

„Tausend Donner," schrie Duvallon, indem er mit dem Fuße stampfte, „das alles ist nicht wahr. Ich werde Ihnen das Täubchen schon vor der Nase wegentführen, oder Sie sollen ein schönes Spiel bekommen."

„Wenn Sie nicht der Vertraute des Herrn Belmont wären," sagte ich, „so sollten Sie Ihre Drohung theuer bezahlen. Fort von hier, hinaus!"

„Wagen Sie es doch, wagen Sie es, mich hinauszuwerfen," rief der alte Pirat, indem er mir drohend einen Schritt näher trat.

Ohne Zweifel aber verglich er sein Alter und seine Kraft mit der meinigen, und bezwang sich, indem er mit unterdrückter Wuth sagte:

„Sie wollen also nicht leiden, daß ich Ihre Maitresse mit mir nehme? Ich begreife das; ich aber sage Ihnen, daß ich sie mitnehmen werde, ja, ich werde sie mitnehmen, Mort Dieu! Weiß ich nicht etwa Alles, was hier vorgeht? Weiß ich nicht, was für Geschenke Sie ihr machen? Erklären mir das nicht die Danksagungsbriefe der beiden Närrinnen, von denen ich nichts verstand, und die ich mit allerhand Luxusgegenständen in Nantes erhielt? — Aber das soll ein Ende nehmen, — verstehen Sie? Belmont wird kommen, und bis dahin entführe ich noch heute das Dämchen im Guten oder im Bösen."

Da ich dem Menschen nicht weiter antworten wollte, klingelte ich.

„Pierre," sagte ich zu dem eintretenden Bedienten, „es sollen zwei Pferde gesattelt werden, eins für mich und eins für Georg, der mich begleitet; Le Fort und sein Sohn sollen sogleich nach der Meierei reiten und dort auf mich warten."

Der Bediente ging.

„Jetzt, mein Herr," sagte ich zu Duvallon, „bedenken Sie wohl, was Sie thun wollen. Verlassen Sie nicht diese Gegend augenblicklich, so sage ich Madame Belmont und ihrer Tante Alles, und auf meinen Rath stützen sich beide auf den Schutz der Gerichte. Auf der Stelle gehe ich nach der Meierei, ich werde Sie dort erwarten, und sehen, ob Sie die Verwegenheit haben, zu kommen." — Dann klingelte ich wieder und sagte zu dem Bedienten: „Führe den Herrn zu seinem Wagen."

Ohne die Antwort Duvallons zu erwarten, bestieg ich sogleich das Pferd, um mich nach der Meierei zu begeben.

Le Fort und sein Sohn waren schon vor mir dort angekommen.

Cerval, den 31. December 18**.

Gestern hat Duvallon nicht gewagt, nach dem Pachthofe zu kommen.

Indem er Marien anzeigte, daß er wieder nach Nantes ginge, hat er ihr einen Brief voll der gröbsten Schmähungen geschrieben. Er droht mit der Rückkehr Belmonts.

Marie ist in dumpfe Verzweiflung versunken. Ich konnte sie heut nicht sehen.

Mir bleibt jetzt nur noch Eins übrig: ich muß Marie bewegen, mir zu folgen.

Wie wird von jetzt an ihr Leben sein?

Kehrt Belmont zurück, so wird er doch früher oder später arretirt, wenn ich ihn auch nicht sogleich anklage.

Gelingt es ihm, sich zu rechtfertigen, so wird er der Gebieter Mariens: sie ist seine Frau und muß ihm folgen.

Wird er als strafbar befunden und also verdammt, welch ein fürchterliches Loos trifft dann Marie! Und ich wage doch immer, sie zu verlieren! Und ich will sie nicht verlieren! Ihr Leben gehört mir, wie das meinige ihr.

Wenn sie mir nicht folgt, was soll ich dann thun?

Die vorangegangenen Verbrechen dieses Menschen können die Trennung ihrer Ehe nicht herbeiführen, oder thun sie es, wie viel Zeit, wie viel traurige Kämpfe sind dann erst erforderlich!

Es muß sein, es muß sein, und Marie wird mir folgen!

Was könnte sie zu beklagen haben, die arme Waise.

Ihre Tante, die vortreffliche Frau?

Aber sie wird uns vielleicht folgen. — Nein, nein, wenn sie je die Wahrheit ahnete! — Wenn sie wüßte, daß ein anderes Band als das der Freundschaft mit Marie mich ewig vereinigt — wenn sie wüßte —

Nein, nein, daran ist nicht zu denken. — Aber wird Marie einwilligen, sie zu verlassen?

Es muß aber sein.

Wenn Marie mir folgte, welch eine Zukunft! In irgend eine Einsamkeit zurückgezogen, würde ich mein Leben an ihrer Seite hinbringen.

Obgleich ich noch jung bin, habe ich schon so viel gelebt, so viel gelitten, die Menschen und die Dinge so viel geprüft, daß ich mit Entzücken für immer in einer einsamen und stillen Liebe ausruhen würde.

Und dann hat sie in sich so viele Hülfsquellen, um mit ihr isolirt von Allem und Allen zu leben! Herz, Seele, Geist, Talente, den Charakter eines Engels, eine anbetungswürdige Offenheit, die Einbildungskraft eines jungen Mädchens, die ein Nichts zerstreut, unterhält und ergötzt.

Sie muß mir folgen und sie wird mir folgen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Abreise.

Serval, den 10. März 18**.

Ich finde das Tagebuch wieder, das ich seit beinahe drei Monaten unterbrochen habe.

Ich will ein Datum, noch eine letzte Seite hier in Serval schreiben, in dem armen alten väterlichen Schlosse, das ich vielleicht für immer verlasse.

Sonderbares Zusammentreffen! Hier hat durch meine Liebe für Helenen mein Weltleben begonnen!

Hier wird mein Weltleben durch meine Liebe für Marie beschlossen.

Von jetzt an werden sie und ich in der tiefsten Einsamkeit leben.

O gewiß, wenn diese Zukunft sich verwirklicht, wird sie entzückend sein!

Aber durch wie vielen grausamen Kummer wird sie erkauft worden sein!

Wie viel Thränen hat Marie seit drei Monaten heimlich vergossen! Aber allmählig hat mein Einfluß ihren Widerstand besiegt. Sie willigt endlich ein, mir zu folgen.

Und dann wagt sie es nicht, hier zu bleiben, — sie kann es nicht, sie ist Mutter.

Und mein treuer Georg, den ich heimlich nach Nantes geschickt hatte, Duvallon zu beobachten, schreibt mir diesen Morgen, daß ein Mensch, den ich nicht verkennen kann — daß Belmont diese Nacht bei dem ehemaligen Corsaren angekommen ist.

Ich habe Marien seine Rückkehr nicht verhehlt, und sie ist entschlossen.

Wie dürfte sie es wagen, vor den Augen ihres Gatten zu erscheinen? Wie könnte sie später die Blicke ihrer Tante ertragen?

Morgen in der Nacht reisen wir heimlich ab.

Um nichts zu vergessen, will ich die Hauptbestimmungen niederschreiben.

Eigene Pferde als Relais auf dem Seitenwege nach *** zu schicken, damit unsere Spur nicht entdeckt wird. Dadurch gewinnen wir 25 Stunden.

In *** die Post zu nehmen. In dreißig Stunden sind wir über die Grenze.

Sind wir einmal dort, und der Lärm über diese Entführung hat sich gelegt, so warten wir die Ereignisse ab. Vielleicht kehren wir nach Frankreich zurück; vielleicht wird Belmont arretirt. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

September, 18**.[1])

Du hast mich gebeten, Marie, Dir mein ganzes Leben zu erzählen.

Für immer haben wir mit der Welt gebrochen. Mit unserem Kinde an diesen friedlichen und reizenden Aufenthaltsort zurückgezogen, leben wir hier seit 2 Jahren im Schooße des unendlichsten Glückes.

Du bist mein Engel, mein Heiland, mein Gott, meine Liebe, mein einziges Gut, weil Du alle Schätze der Seele, des Herzens und des Geistes in Dich schließest.

Im Schooße unserer tiefen Einsamkeit führt jeder Tag eine neue Freude herbei, die Dich meinem Herzen noch theurer macht.

So sollen die Perlen des Meeres ihren unvergänglicheren und immer strahlenderen Glanz den kostbaren Nüancen verdanken, welche jede Woge ihnen zubringt.

Du sagst mir oft, Marie, daß mein Charakter edel und großmüthig ist, besonders aber gut bis zum Uebermaaß.

Wenn Du mein Leben kennen wirst, Marie, meine schöne und sanfte Marie, ach, dann wirst Du sehen, daß ich oft hart und boshaft war.

Die Güte, wegen der Du mich lobst, verdanke ich also Dir!

Unter Deinem heiligen Einflusse, mein schöner Schutzengel, sind alle meine bösen Instinkte verschwunden, alle meine bessern Gefühle gesteigert. — Mit einem Worte, ich habe Dich geliebt, wie Du geliebt zu werden verdientest.

Dich so zu lieben, und von Dir so geliebt zu werden, wie Du mich liebst, Marie, das heißt, sich als den ersten der Menschen fühlen, heißt, das Recht haben, jeden Ruhm, jeden Ehrgeiz, jeden Reichthum zu verachten.

Das heißt, die Grenze des möglichen Glückes überschritten haben.

Dieses übermenschliche Glück würde mich erschrecken, hätten wir es nicht durch Deine Angst, durch Deine Reue erkauft, armes Weib!

---

1) Aus dem Datum der Ueberschrift sieht man, daß das Tagebuch seit drei Jahren unterbrochen war, und daß diese letzten Zeilen nichts sind, als eine Note, welche der Graf schrieb, indem er sein Manuscript an Marie vertraute, welche damals mit ihm das reizende Landhaus im Süden bewohnte. (Man sehe den Anfang d. I. B.)

Diese Reue war und ist noch jetzt zuweilen Dein einziger Kummer; die Stunde ist gekommen, Dich davon zu befreien.

Du sollst erfahren, wer der Mensch ist, den Du geheirathet hast, und den Du seit zwei Jahren zu lebenslänglichem Gefängniß wegen politischer Vergehungen verurtheilt glaubst.

Später sollst Du auch erfahren, weshalb ich Dir dies Geheimniß bisher verborgen habe.

Diese Zeilen, welche ich dem Tagebuche hinzufüge, das fast alle Ereignisse meines Lebens bis zu dem Augenblicke enthält, wo wir Cerval verließen, werden die letzten sein, die ich in dasselbe eintrage.

Wozu sollten jetzt diese kalten Ergießungen nützen?

In Deinem englischen Herzen, Marie, werde ich künftig alle die Eindrücke niederlegen, oder vielmehr den einzigen und anbetungswürdigen Eindruck des berauschenden Glückes, das ich Dir verdanke.

Du wirst das Tagebuch lesen, Marie; Du wirst daraus sehen, daß, wenn ich sehr strafbar war, ich auch sehr gelitten habe.

Du wirst darin die ersten Regungen unserer Liebe erzählt finden.

Seit unserer Abreise von Cerval habe ich dieses Tagebuch unterbrochen. Was hätte ich hineinschreiben können? Was ich Dir von der Zukunft gesagt habe, Marie, das muß auch auf die vergangenen Jahre angewendet werden, die ich an Deiner Seite verlebte.

Du wirst darin weder das Datum der Geburt unseres Arthur, unseres Kindes finden, des größten Glückes, das mir je zu Theil wurde; noch auch das Datum jenes entsetzlichen Tages, an dem ich Dich beinahe verloren hätte, der fürchterlichste Schmerz, der mich je marterte.

So lange die Exaltation, der Paroxysmus jener unbekannten Freude, jenes unbekannten Kummers währte, dachte ich nicht, überlegte ich nicht, handelte ich nicht, lebte ich nicht.

Wenn man sich leiden sieht, wenn man sein Glück sieht, haben Unglück und Glück ihr letztes Ziel noch nicht erreicht.

Bis dahin hatte ich grausam gelitten, hatte ich sehr lebhafte Freuden empfunden, aber noch nie war ich so ergriffen gewesen, daß mir nicht die Besinnung geblieben wäre.

Ich habe von unbekanntem Glücke gesprochen, Marie, und gleichwohl steht das Datum des reizenden Tages, der meine Zweifel an Deiner Liebe hob, in diesem Tagebuche, während der Tag der Geburt unseres Arthur darin fehlt!

Deine zarte Seele wird diesen gewaltigen Unterschied verstehen und würdigen, nicht wahr?

Was unser Kind betrifft, Marie, unser schönes, unser anbetungswürdiges Kind, so werden wir an seine Zukunft denken und — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Diese Worte sind die letzten in dem Tagebuche eines Unbekannten.

Durch die Vergleichung des Datums und der Mittheilungen, welche der Pfarrer des Dorfes *** in dem ersten Theile machte, sieht man, daß diese Stelle an eben dem Tage geschrieben wurde, an welchem der dreifache Mord an dem Grafen, an Marien und ihrem Kinde durch Belmont verübt wurde, den Piraten von Porquerolles, dem es gelungen war, seinem Gefängnisse zu entspringen und den Aufenthaltsort des Grafen zu erforschen, und der nun an diesem eine fürchterliche Rache nehmen wollte, ehe er Frankreich für immer verließ.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

107-756
Sue

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Arthur Tagebuch eines Unbekannten

Bd.: 4

Leipzig 1844

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 6008
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258910-6